

Alpenvereins- Jahrbuch 1978

(»Zeitschrift«, Band 103)

Schriftleitung:

WERNER HEISSEL

LIA HÖRMANN

(OEAV)

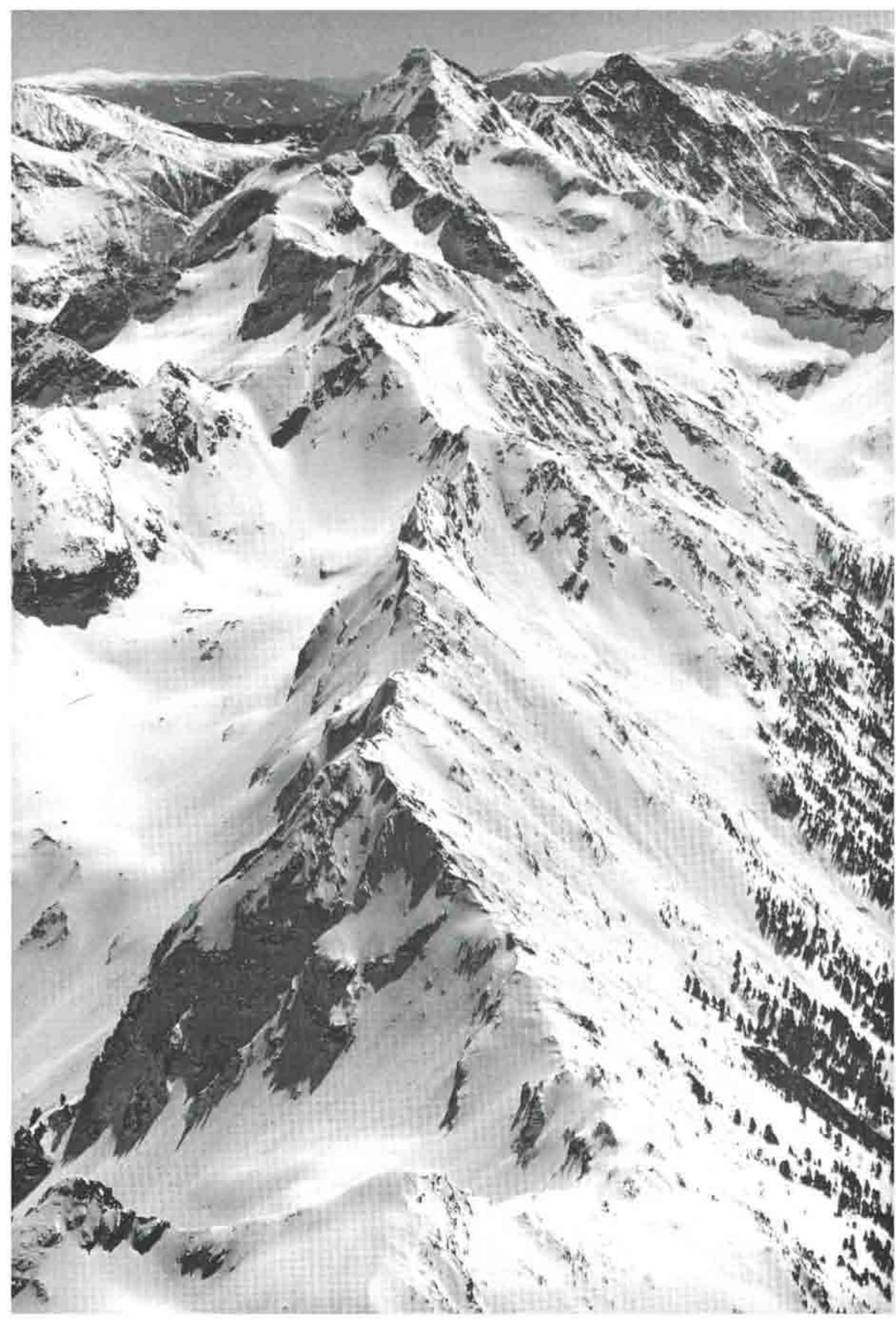
*Herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein
Innsbruck, München 1978*

*Umschlagbild: Bodensee mit Gruberberg
und Waseneck von NNO (Niedere Tauern)
Foto: Willi End*



Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Druckhaus R. Kiesel GmbH, Salzburg/Austria

	<i>Östl. Schladminger/Westl. Wölzer Tauern</i>	
<i>Franz Gasparics:</i>	Nationalpark »Schladminger Tauern«	5
<i>Georg Gärtner:</i>	Über den echten Speik und seine Geschichte	8
<i>Erich Hable:</i>	Die Birkenmaus – Der Mornellregenpfeifer	12
<i>Liselotte Buchenauer:</i>	Hütten und Berge im Osten der Schladminger Tauern	19
<i>Harald Schueller:</i>	Berge Erzherzog Johanns	31
<i>Friedrich Peterka:</i>	Auf hohen Pfaden durch die Niederen Tauern	38
<i>Gottfried Achberger:</i>	Auf dem großen Knallstein	41
<i>F. Hoffmann:</i>	Ein stetes Steigen...	43
<i>Ernst Hermann:</i>	Vom Höchststein zur Hochwildstelle	44
<i>Bruno Nowicka:</i>	Vom Schwarzensee zum Mahrsee	47
<i>Peter Holl:</i>	Drei Mal Goadeck	53
<i>Otto Stückelschweiger:</i>	Skitourontip Deichsel Spitze	57
<i>Franz Hamminger:</i>	Mit dem Bergzelt von der Plannalm zur Sölk	51
<i>Rudolf Kusché:</i>	Die Niederen Tauern vererbt	60
<i>Helmfried Knoll:</i>	Kleine persönliche Tauernchronik	63
	<i>Berggebiete in Österreich</i>	
<i>Bernhard Baumgartner:</i>	Berge zwischen Mürz und Salza	68
<i>Wilfried Neumann:</i>	Streifzug durchs Villgratental	79
<i>Rudolf Gritsch:</i>	Die Griedlkopf-Kette in der Kreuzeckgruppe	87
<i>Wolfgang Ladenbauer:</i>	Höhlenforschung	89
<i>Theo Pfarr:</i>	Neuland in der Hochlecken Großhöhle	94
<i>Karl Stangl:</i>	Gauwanderung von Pongau in den Lungau	98
<i>Walter Hosnedl:</i>	Alpenbummel 1976	105
	<i>Alpenverein</i>	
<i>Robert Wurst:</i>	Österr. Voralpen-Wanderweg 04 Salzburg -Wien	112
<i>Louis Oberwalder:</i>	Rudolfshütte – Alpinzentrum des OeAV	120
<i>Richard Grumm:</i>	Erinnerung an Hofrat Prof. Martin Busch	128
<i>Franz Grassler:</i>	Ein Vierteljahrhundert »Alpenvereinsführer«	133
	<i>Bergfahrten in Europa</i>	
<i>Erik Vallensperg:</i>	Die Eroberung des Triglav	144
<i>Hermi Lottersberger:</i>	Kleine Weiße Nordpfelder	150
<i>Wanda Rutkiewicz:</i>	Matterhorn N-Wand in Damenseilschaft	153
<i>Wilfried Studer:</i>	130 Stunden in der Eiger N-Wand	156
<i>Jörg Krampe:</i>	Die große Tour	158
<i>Erentrudis Laserer:</i>	Sommerliche Pyrenäen-Fahrt – Gedichte	161
	<i>Weltweit Bergsteigen</i>	
<i>Hannes Zechel:</i>	Vom OeAV und DAV	
<i>Maria Landes/Hans Mack:</i>	1977 geförderte Expeditionen	164
<i>Erich Meßner:</i>	Expedition	169
<i>Herwig Handler:</i>	Anatolien für Bergsteiger	170
<i>Otto Huber:</i>	Kajak-Abenteuer Grand Canyon	172
<i>Rudolf Lindner:</i>	Klettern in Nord-Kanada	177
<i>Gerlinde Ulm-Sanford:</i>	Auf den Popocatepetl	186
<i>Franz Döitsch:</i>	Bolivien	190
<i>Günter Auferbauer:</i>	Namasté! – Willkommen in Nepal	192
<i>Wolfgang Nairz:</i>	Alpenvereinsexpedition zum höchsten Berg der Erde	195
<i>Wolfgang Löschberger:</i>	Schule der Wildnis	205
<i>Michael Vogetley:</i>	Sarek-Hochgebirge am Polarkreis	208
<i>Lia Hörmann:</i>	'N suri sana	214
<i>Raúl O. Mendoza:</i>	Der Mensch, ein Wanderer	216
	<i>Beiträge bunnt gemischt</i>	
<i>Rudolf Morawetz:</i>	Felix Heuberger, alpiner Maler	218
<i>Hans Reiner:</i>	Ein Kapitel Alpingeschichte	222
<i>Franz Wollenik:</i>	Ritzzeichenfunde – Felsbilder	234
<i>Karl Pangerl:</i>	Nur ein Durchschnittsbergsteiger	229
<i>Claudia Posch:</i>	Frauen in den Bergen	232
<i>Wilhelm Kasuhn:</i>	Bergerlebnisse	243
<i>Ernst Grünbacher:</i>	Trachtentreffen am Traunstein	247
<i>Kartenbeilage:</i>	Niedere Tauern, Blatt III, Östliche Schladminger/Westliche Wölzer Tauern; 1:50.000	



Nationalpark »Schladminger Tauern«

FRANZ GASPARICS

Vom Sölkpaß bis zum Radstätter Tauernpaß, zwischen Ennstal und oberem Murtal, fast genau im Mittelpunkt Österreichs gelegen: das sind die Schladminger Tauern. Zum Teil schwierige Zugänge, lawinengefährdete Hänge und steile Bergflanken haben wohl bewirkt, daß dieses Gebiet mit seinem herrlichen Klaffenkessel auch heute noch zu den letzten naturbelassenen Landschaften Mitteleuropas gezählt werden kann.

Seine Wasser, seine unzähligen Bergseen und Wasserfälle geben ihm nebst Fauna und Flora und geomorphologischen Besonderheiten ein einmaliges Gepräge. Der stille Ernst dieser von innen her heiteren Landschaft erfährt seine Tiefe aber noch durch den überwältigenden Gegensatz zu den trotzigen weißen Wänden des Dachsteinmassivs im unmittelbaren Gegenüber.

Und dennoch gehört auch dieses riesenhafte Kleinod Mitteleuropas zu jenen stummen Minderheiten in unserem Lande, die nach Anwälten rufen gegen die Expansionsmacht von Technik und vermeintlicher Wirtschaftlichkeit. Denn offen dargelegt oder verborgen in den Schubladen droht bereits der Kahlfraß an den Rändern dieses geschlossenen Natur- und Kulturgebietes.

Zu einer Zeit, als in den USA die ersten Nationalparke entstanden, erhob der Botaniker Hegel die Forderung nach naturbelassenen Gebieten in Mitteleuropa und nannte unter anderen auch die Niederen Tauern als Beispiel. Nach dem ersten Weltkrieg war es dann Hans Wödl, der unzähligen Bergsteigern die Schladminger Tauern touristisch erschloß und um ihre bewahrungswürdigen Schönheiten wußte, wie kein anderer.

Den ersten konkreten Vorstoß jedoch unternahm der Verband der steirischen Alpenvereinssektionen im Jahre 1959. In diesem Erzherzog-Johann-Gedenkjahr stellte der Alpenverein an die Steiermärkische Landesregierung den Antrag, die Schladminger Tauern zum Naturschutzgebiet zu erklären. Dem

zukunftsorientierten »steirischen Prinzen« hätte das Land kein sinnvollerer Gedenk schenken können, als die Schladminger Tauern der Nachwelt in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten. Hatte er doch schon 1814 und 1817 die ersten touristischen Ersteigungen der Hochwildstelle und des Hochgolling unter nommen und weitere Erschließungen veran laßt.

Die frühe Erklärung zum Naturschutzgebiet hätte heute die Schaffung des Nationalparkes wesentlich erleichtert und wäre damals natürlich auch auf Grund des Reichsnaturschutzge setzes möglich gewesen. Doch es geschah nichts, obwohl Sepp Streicher von der Sektion Schladming schon ein Jahr darauf einen Drei zonenplan erstellte, in welchem die Schlad minger Tauern als Naturschutzgebiet die Kernzone bilden sollten.

1976 erfolgte dann die Verabschiedung des Steiermärkischen Naturschutzgesetzes, das das alte Reichsnaturschutzgesetz ablöste. In § 9 ist die Schaffung von Nationalparken vor gesehen. Danach ist ein Nationalpark eine durch charakteristische Geländeformen sowie Tier- und Pflanzenarten für den Gesamtstaat repräsentative Landschaft, die der Wissen schaft und Erholung dient, allgemein zugäng lich ist und durch ständige Verwaltung und wissenschaftliche Betreuung gesichert ist. Ein ähnliches Gesetz gibt es seit 1977 für Salzburg, sodaß die Schaffung des Nationalparkes vom Gesetz her möglich ist.

Die Verabschiedung dieser Gesetze fiel genau in eine Zeit, da das Verständnis für den Natur schutz wie eine Lawine breite Schichten des Volkes erfaßte. Als erste trat 1976 die Sektion Graz des AV mit ihrem Hauptversammlungs beschluß auf den Plan, die Schaffung des Na tionalparkes zu fordern und dafür eine Unter schriftaktion durchzuführen. Dasselbe wurde am Verbandstag der steirischen Alpen vereinssektionen im Frühjahr 1977 beschlos sen, dem sich im Herbst die Hauptversamm lung des OcAV in Schladming anschloß. Auch die Naturfreunde und der Österreichische Touristenklub setzten sich dafür ein und die Österreichische Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz beauftragte über Antrag des Naturschutzbundes vor zwei Jahren das Lud-

Hochgolling und Kammlandschaft Ober- und Untertal. Luftaufnahme freigegeben BMST. Zahl 6474

Foto: Max Punigam

Gipfelstock der Schladminger Tauern zwischen Sölkpaß und Seekarspitze sowie zwischen Bodensee und Preber. Die zweite Kernzone soll das Moor- und Waldweidegebiet südlich des Prebersees bilden. Diesen Kernzonen vorgelagert sind die Randzonen als Bewahrungs- und Zugangsbereiche, die in der Steiermark bereits als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen sind.

Für die Bewohner und Besitzer im Bereich des Nationalparks ist wichtig, folgendes zu wissen:

1. In den Randgebieten, die schon bisher Landschaftsschutzgebiete sind, ergibt sich keine Änderung der Situation.
2. Das Kerngebiet umfaßt im wesentlichen die Gipfelregionen und wirtschaftlich unproduktive Teile. Es gibt hier kaum dauerbesiedelte Gebiete, keine intensiv bewirtschafteten Ackerflächen und kaum intensiv genutzte Forste.
3. Bisher bestehende Rechte in der Kernzone können nicht angetastet werden, es sei denn, Eigentümer sind freiwillig dazu bereit, wobei in speziellen Fällen Entschädigungen bezahlt werden können. Auch wird ein freiwilliger Verkauf einzelner Gebiete für Zwecke des Nationalparks möglich sein.
4. Forst- und Jagdwirtschaft sowie Fischereirechte werden nicht beeinträchtigt. Es werden lediglich Empfehlungen ausgearbeitet werden oder auf der Basis von Erwerb oder Entschädigung freiwillige Übereinkünfte möglich sein.
5. Althergebrachte Wirtschaftsformen sollen zur Erhaltung des Landschaftsbildes weitergeführt und wenn notwendig und möglich durch finanzielle Zuwendungen gefördert werden.
6. Mit der Sicherung der ökologischen und landwirtschaftlichen Grundlagen im Schutzgebiet soll zugleich ein Ausgleichsraum für eine gesunde Fremdenverkehrswirtschaft gesichert werden, deren Wert darin liegen wird, daß touristische Konzentrationen auf Einzelziele nach Möglichkeit vermieden werden.
7. Für die Gemeinden ist von Vorteil, daß keine von ihnen zur Gänze in den Nationalpark einbezogen ist, sodaß wirtschaftlich intensiv beanspruchte Bereiche ausgeklammert sind. Das bedeutet, daß die Komfortzonen der Gemeinden am Rande des Nationalparks in der Naturhelassen-

heit der Schutzgebiete ein qualitativ hochwertiges Fremdenverkehrsangebot besitzen.

Ein besonderes Kapitel bilden die Aufschließungsbestrebungen durch Bau eines großen Speicherkraftwerkes im Bereich des Rohrmooser Untertaales. Da die Wasser, ob ober- oder unterirdisch, ein wesentliches Charakteristikum des Schutzgebietes sind, würde jede Art von Beeinträchtigung des Wasserhaushaltes dem Nationalparkkonzept zuwiderlaufen. Abschließend sei noch erklärt, daß der Verband der steirischen Alpenvereinssektionen den Standpunkt vertritt, es möge unabhängig von der Entwicklung im salzburgischen Teil für die Steiermark ein Stufenplan erstellt werden, der eine schrittweise Realisierung des Projektes ermöglicht:

1. Aufklärung der Bevölkerung und Besitzer im Schutzgebiet, Einvernehmen mit den Gemeinden, bevor rechtsverbindliche Maßnahmen getroffen werden.
2. Erklärung des steirischen Teiles der Kernzone zum Naturschutzgebiet entsprechend unserem Antrag von 1959.
3. Einsetzen einer Nationalparkkommission zur Behandlung aller offenen Fragen.
4. Schaffung eines Nationalparkfonds zur Bewältigung der sich ergebenden finanziellen Verpflichtungen.
5. Erklärung des Gebietes durch Gesetz zum Nationalpark.
6. Ländervereinbarungen zwischen Steiermark und Salzburg zur Vereinigung beider Schutzgebiete zu einem Nationalpark.

Diesem Bericht liegen zugrunde die Vorträge von Univ. Prof. Dr. Franz Wolkingner, Leiter des Institutes für Umweltwissenschaften und Naturschutz der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und zugleich 2. Vorsitzender der OeAV Sektion Graz, weiters die Veröffentlichung des Projektverfassers aus demselben Institut, Dr. Johann Gepp im »Steirischen Naturschutzbrief Nr. 97«, 1. Quartal 1978, die Akten des Verbandes der steirischen Alpenvereinssektionen und das persönliche Wissen des Verfassers als Mitglied des Verbandsausschusses und des Landesnaturschutzbeirates.

*Anschrift des Verfassers:
Franz Gasparics
8113 St. Bartolomä 74*

Über den echten Speik und seine Geschichte

GEORG GÄRTNER

Nur wenigen Alpenpflanzen können wir eine mehr als zweitausendjährige Kulturgeschichte

nachweisen. Eine davon ist das unscheinbare, aromatisch duftende Baldriangewächs *Valeriana celtica* L., der echte Speik. Diese wohl seit dem Tertiär in den Alpen meist über 1800 m auf tiefgründigen Rohhumusböden (den »Speikböden«) unter anderem auch in den Schladminger- und Wölzer Tauern verbreitete Pflanze war bereits im Altertum eine

Celtische Nard. *Nardus Celtica*.



Darstellung des echten Speiks (mit Blüten) und seiner Doppelgänger im Kräuterbuch des Basler Botanikers Theodor ZWINGER, 1696.

Abb. 1

begehrte Handelsware, welche bis in den nahen Osten und Afrika verkauft wurde.

Der Name »Speik« ist heute im Alpenraum für über ein Dutzend verschiedener Pflanzen in Gebrauch (z. B. für *Primula glutinosa* »Blauer Speik« in Tirol) und läßt sich auf das lateinische »spica« = Ähre zurückführen, womit wohl ursprünglich der ährenförmige Blütenstand des duftenden breitblättrigen Lavendels bezeichnet wurde. Bei den alten Griechen finden wir den Namen »nardos« für verschiedene Gewürze und Drogen, aber auch für den Speik, erstmals bei THEOPHRAST (371–285 v. Chr.).

Der berühmte Arzt und Gelehrte DIOSKORIDES aus Kleinasien (1. Jahrhundert n. Chr.) erwähnt »nardos keltike oder salivka aus den ligurischen Alpen und Istrien« (LENZ, 1859) – gemeint waren die Ausfuhr- und Handelsplätze für die in Bündeln getrockneten Speikpflanzen, denn in Istrien kommt unser Speik nicht vor. Bei DIOSKORIDES finden wir nun auch erste Hinweise auf den Speikhandel des Altertums, der bis herauf ins 19. Jahrhundert vor allem aus dem Lungau, Steiermark und Kärnten nach Süd- und Osteuropa, Syrien, Ägypten und Sudan reichte. (GENTNER, 1932, WENDELBERGER, 1969, HABLE, 1973 u. a.)

In den Kräuterbüchern des 15.–17. Jahrhunderts entdecken wir manch wunderliche Abbildungen des Speiks, meist mit Hinweisen auf ähnlich ausschende und zu Verwechslungen führende Pflanzen, z. B. im Kräuterbuch des Basler Professors für Botanik, Theodor ZWINGER, 1696 (Abb. 1).

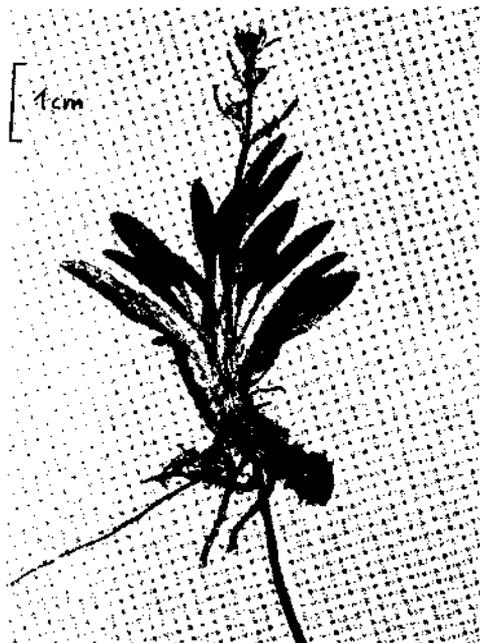
In der dazugehörenden Beschreibung heißt es u. a. »... die Celtische Nard ist ein kleines Gewächs, hat längliche bleichgelbe Blätter, einen dünnen und kurzen Stengel, gelbliche Blumen, eine spitze Wurtzel mit vielen angewachsenen dünnen wohlriechenden Zäserlein. Wächst häufig auf den Alpgebürgen wie auch auff den Hochgebürgen in Tyrol, Kernten und Steyermark. Das ganze Kraut ist aromatischer Natur und hat den Geruch wie der wilde Baldrian«.

Welche Eigenschaften sind es, die den Speik zu solch begehrter Handelsware machten? Vor allem der Erdsproß (allgemein als »Wurzel« bezeichnet) und daraus entspringende Sekundärwurzeln speichern das charakteristisch duftende ätherische Öl, welches als Nardenöl berühmt wurde. Die getrockneten Speikpflan-

zen fanden in verschiedenster Form (als Räucherwerk, Speisewürze, Mottenmittel, ja als Fischköder), besonders als Heilmittel gegen Magen-, Blasen-, Leber- und Nierenleiden Nutzung. (Weitere Hinweise zur Drogengeschichte und Verwendung des Speiks bei ENDLICH, 1966).

1797 schreibt Franz Anton von BRAUNE in seiner Salzburgischen Flora über den Gebrauch des Speiks im Lungau: »diese Pflanze wird von den Bergbewohnern gesammelt und sogar bis in den Orient verschickt; auch im Land wird sie bündelweise, und zwar das Bündel zu 2 Pfenning verkauft. Die Gebirgsbewohner lieben dessen Geruch sehr und bedienen sich des Speicks als Rauchwerk und mischen ihn auch unter den Rauchtoback«. FRANZ SARTORI (1821) hält gar den Speik »für das vorzüglichste Product des Lungaurischen Pflanzenreiches«.

Betrachten wir die heutige Verbreitung des Speiks in den Alpen, so fällt uns die weite räumliche Trennung der Vorkommen einerseits in den Westalpen (Penninische und Grajische Alpen) andererseits in den Ostalpen auf. VIIERHAPPER (1925), MELCHIOR (1929) und WEBERLING (1970 und 1971) trennen den echten Speik in 2 (bzw. 3) Unterarten,



Getrocknete Speikpflanze der ostalpinen Unterart (*subsp. norica*) aus den Wölzer Tauern, mit kräftigem Rhizom. Abb. 2

wobei die Ostalpensippe, *Valeriana celtica* subsp. *norica* heute in den Niederen Tauern, steirisch-kärntnerischen Alpen (z.B. »Speikogel« der Koralpe), aber auch in den nördlichen Kalkalpen (Hochschwab) und Teilen der südlichen Hohen Tauern stellenweise in Massen zu finden ist. Auch rein äußerlich unterscheiden sich die Ostalpen- und die Westalpensippe, letztere ist zarter, zierlicher als die Pflanzen der Ostalpen, welche breitere und mit 5 Längsnerven versehene Blätter aufweisen. Abb.2 zeigt den Habitus einer getrockneten Speikpflanze aus den Wölzer Tauern. In der Begleitflora finden sich auf den Speikböden der Niederen Tauern häufig Krummsegge, Gamsheide, Alpenseifenkraut u. a. (Abb.3). Über das Speikgraben im Gebiet der südlichen Schladminger-, den Wölzer- und Rottenmanner Tauern berichten zahlreiche Urkunden. Zentrum des steirischen Speikhandels war Judenburg, wo man in der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts in den Bergen der Umgebung intensive Speikgräberei betrieb; die gesammelten Speikmengen der Jahre 1542 und 1543 betragen etwa 5 Tonnen! (PICKL, 1966). Die Stadt Judenburg hatte durch kaiserliches Privileg 1460 das Monopol für die Speikgräberei und den Speikhandel im Ostalpenraum erhalten. Von den steirischen Bergen aus lieferte man den getrockneten und gebündelten Speik vor allem nach Venedig. In Salzburg besorgte die Hafnersche Handlung, welche in Bund-

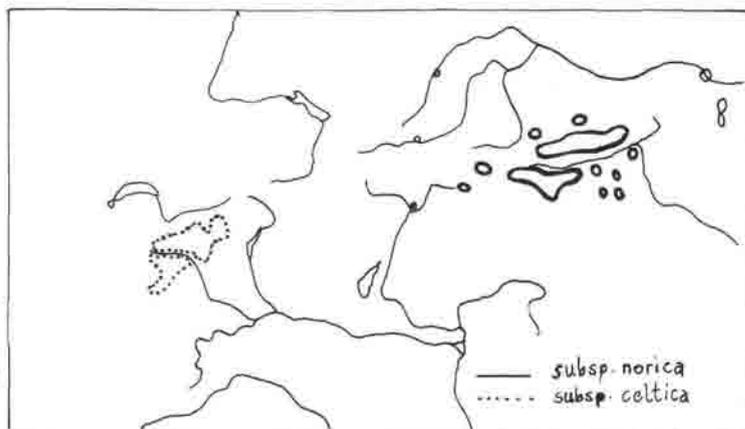
schuh und Mauterndorf im Lungau Speikmiederlagen unterhielt, das einträgliche Geschäft des Speikhandels, worüber SARTORI (1821) berichtet: »Der Speik wird mit der Wurzel ausgegraben und auf hölzernen Bühnen getrocknet, um in Fässern nach Triest geliefert und aus diesem Hafen weiter in die Turkey nach Afrika und Ostindien geführt zu werden. In der Turkey wird er als Rauchwerk vorzüglich in Bädern gebraucht, in Afrika vertreibt man damit die Legionen von Mäusen und Ratzen, welche die Tafeln der Einwohner belästigen«.

Das mühselige Ausgraben des Speiks erfolgte mit einem eigens dafür vorgesehenen »Speikramperl«, einer kurzgestielten, dreizinkigen Hauer, womit allerdings nicht nur einzelne Pflanzen gegraben, sondern regelrechte Rasenstücke samt Wurzelfilz abgehoben wurden. Dieser Raubbau, geregelt nur durch die gegenseitige Kontrolle der Speikgräber, führte in manchen Gebieten z.B. der Wölzer Tauern zu großflächigen Erosionsschäden (HABLE, 1971), dürfte aber heute zum Stillstand gekommen sein. Denn die Naturschutzbestimmungen gewähren dem echten Speik in den Bundesländern Salzburg, Oberösterreich und Tirol gänzlichen Schutz; in der Steiermark wurde ein Handelsverbot erlassen um die Speikböden mit ihrer eigenartigen, duftenden Pflanzenwelt zu erhalten.



*Typischer »Speikboden« in den südlichen Wölzer Tauern auf ca. 1900 m (nahe der Klosterneuburger Hütte).
Abb.3*

Verbreitung der beiden Unterarten von *Valeriana celtica* L. in den Alpen (n. MERX-MÜLLER, 1976, in HEGI/MERXMÜLLER, Alpenflora)



Literatur:

- BRAUNE, F.A. von (1797): Salzburgische Flora, I. Band, 426 S.
 ENDLICH, B. (1966): *Valeriana celtica* L. – Diss. Univ. Gießen, 33 S.
 HABLE, E. (1973): Die Pflanzenwelt der Wölzer Tauern. – TV «Die Naturfreunde» Steiermark, natur+landschaft+mensch, 2, 10 S.
 GENTNER, G. (1932): Einiges über den Speik. – Jb. Ver. Schutze Alpenpflanzen und -tiere, 4: 63–75.
 LENZ, H.O. (1859): Botanik der alten Griechen und Römer. Gotha, 776 S.
 MELCHIOR, H. (1929): Zur Verbreitung der *Valeriana celtica* L. – Feddes Repert., Beih. 56: 213–231.
 PICKL, O. (1966): Judenburg und der Speikhandel. – Murtaler Zeit., 9: 6.
 SARTORI, F. (1821): Naturwunder und außerordentliche Naturscheinungen unserer Zeit in dem österreichischen Kaiserthume, Graetz 2: 177–180.
 THEOPHRAST: Naturgeschichte der Gewächse. – Übersetzt v. K. Sprengel, Altum 1822, 2 Bände.

- VIERHAPPER, F. (1925): Zur Kenntnis der geographischen Verbreitung und Gliederung der *Valeriana celtica*. Veröff. Geobot. Inst. Rübel, Zürich, 3 (Festschrift C. Schröter): 241–252.
 WEBERLING, F. (1970): Valerianaceen (Baldriangewächse). – Hegi, Illustr. Flora v. Mitteleur., 2. A., 6/2, Lfg. 2: 97–176.
 WEBERLING, F., ENDLICH, B. und ENGEL, K. (1971): Zur systematischen Stellung von *Valeriana pancicii* HAL. & BALDAC. und *V. bertiscoa* PANCIC. – Österr. Bot. Z. 119: 94–101.
 WENDELBERGER, G. (1969): Das «Speikkramperl». – Jb. Ver. Schutze Alpenpflanzen und -tiere, 34: 110–114.
 ZWINGER, T. (1696): Theatrum botanicum. – Neu-vollkommenes Kräuterbuch. Basel, 995 S.

Anschrift des Verfassers:
 Dr. Georg Gärtner
 Wilhelm-Greil-Straße 15
 6010 Innsbruck



Niedriges Seifenkraut und Gamsheide (Vordergrund) in den Speikböden der Wölzer Tauern.

Fotos und Graphiken: Georg Gärtner und Archiv

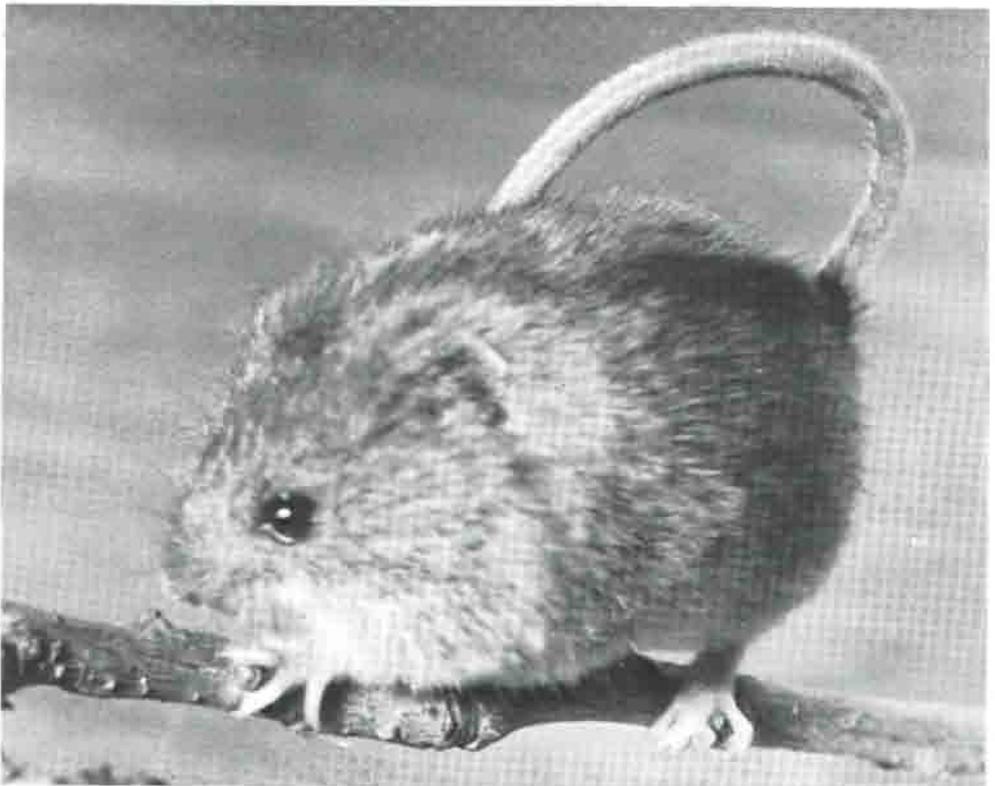
Die Birkenmaus, *Sicista betulina* (PALLAS) in den Niederen Tauern

ERICH HABLE

Die Wölzer Tauern gehören als Teil der Niederen Tauern mit zur Umrandung des oberen Murtales und zeichnen sich durch das Auftreten von karpatischen Floren- und Faunenelementen aus, die hier ihre Westgrenze erreichen. Zoologisch besonders interessant wurde das Gebiet durch die Entdeckung einer für Österreich neuen Säugetierart. Es handelt sich um die Birkenmaus, die schon öfters für kleine zoologische Sensationen sorgte. Als man 1933 im damaligen Ostpreußen in den Gewöllen des Habichtskauzes, *Strix uralensis* (PALLAS), Knochen der Birkenmaus erstmalig für deutsches Gebiet fand, setzte dort eine eifrige Nachsuche ein, doch erst 1937 gelang es ostpreußischen Holzarbeitern, dieses Tier lebend zu fangen. Der Schriftsteller Walter von

SANDEN-GUJA widmete dem Tier sogar ein Buch mit dem Titel »Alles um eine Maus« und auf der im gleichen Jahr stattgefundenen Fachtagung der Gesellschaft für Säugetierkunde war die ausgestellte erste lebende deutsche Birkenmaus die große Attraktion. Danach dauerte es bis 1950, daß H. KAHMANN und W. WACHTENBERG die Birkenmaus im bayrischen Teil des Böhmerwaldes, nahe der Grenze gegen Oberösterreich, feststellten. Es war daher zu erwarten, daß der erste Nachweis für Österreich in diesem Grenzgebiet erfolgen würde. Doch vollkommen unerwartet gelang dieser 1952 dem Verfasser im Lachtal der Wölzer Tauern, Bezirk Murau, Steiermark. In der Folgezeit erwies sich der Bezirk Murau als besonders ergiebig und es konnten weitere 20 Funde registriert werden.

Warum nun so viel Aufhebens wegen einer Maus? Weil sie eine Reihe von Merkmalen zeigt, die sie nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden naturverbundenen Menschen interessant macht und weil ihre Verbreitung eine Reihe von ungelösten Fragen auf-



Birkenmaus (*Sicista betulina*)

Foto: E. Hable

wirft. Es handelt sich dabei nicht um eine »echte Maus«, sondern um einen primitiven Vertreter aus der Gruppe der Hüpfmäuse. Ihre Verwandten sind die kanguruhartigen Springmäuse der Wüste und die Pferdespringer in den Steppen der Sowjetunion. Allerdings verraten nur kaum auffallende Merkmale, wie die vier Backenzähne im Oberkiefer und die nicht gespaltene Oberlippe ihre interessante systematische Stellung.

Besonders auffällig am Tier ist der schwarze Aalstrich, der am Kopf beginnt und deutlich abgegrenzt und sichtbar über das braungraue Fell des Rückens bis zur Ansatzstelle des mehr als körperlangen Schwanzes verläuft. Dieser Schwanz dient dem Tier beim Klettern als Stütze. Es umschlingt damit dünnere Äste oder preßt ihn gegen die Unterlage. Allerdings kann die Maus nicht sich am Schwanz hängend frei in der Luft halten. Beim Laufen im ebenen Gelände trägt sie ihn öfters auch bogig aufgerichtet und berührt damit nicht den Boden. Mit 8–10 Gramm Durchschnittsgewicht ist die Birkenmaus das zweitkleinste Nagetier Europas. Dieses Gewicht erhöht sich im Herbst auf 12–14 Gramm, sie »mästet« sich also einen Winterspeck an, von dem sie während ihres langen Winterschlafes zehrt. Nach dem Erwachen wiegt sie nur 6–8 Gramm, wieder ein hervorragendes Beispiel dafür, wie stark gedrosselt die Lebensfunktionen während dieser Zeit sind, damit das Tier mit einer Reserve von 6 Gramm ohne Nahrungsaufnahme 6–8 Monate auskommen kann. Zeiten mit ungünstigen Lebensbedingungen werden von der Birkenmaus verschlafen. Sinkt die Außentemperatur unter 8 Grad, so zieht sie sich in das Schlafnest ihrer tiefgelegenen, feuchten Wohnhöhle zurück und verfällt in Schlaf. So vermag sie auch kürzere Schlechtwettereinbrüche in ihrem Lebensraum ohne Schaden zu überdauern. Gegen den Herbst zu werden auch bei günstiger Witterung die Zeiten des Wachseins immer kürzer, die sonst so flinken Bewegungen träger und der Körper stimmt seine Funktionen auf den 6–7 Monate dauernden Winterschlaf ein. Hohe Luftfeuchtigkeit im Schlafnest und keine großen Temperatursprünge scheinen Voraussetzungen für ein erfolgreiches Überwintern zu sein. Diese Ansprüche erschweren die Überwinterung gefangener Birkenmäuse, die sonst anspruchslose Pfleglinge sind. Daher wird jetzt bei Exemplaren, die in Pflege sind, die Schlafpe-

riode möglichst eingengt, um die Gefahr des Austrocknens zu vermeiden.

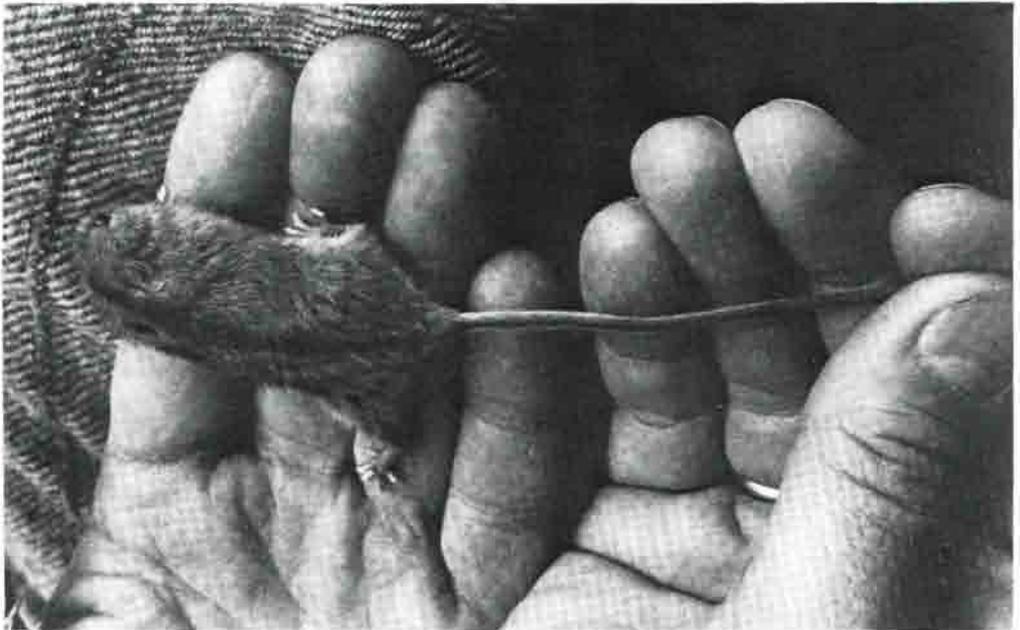
Die Nahrung besteht aus gemischter Kost. Im Terrarium gehaltene Birkenmäuse bevorzugen Getreidekörner am Halm, Grassamen, saftige Früchte und Äpfel, holen sich auch angebotene Mehlwürmer und Heuschrecken, welche aber nur in geringen Mengen gereicht werden dürfen, da sonst gesundheitliche Schäden auftreten. Eine besondere Vorliebe scheinen sie für Anishögerl zu haben, wobei sie jedoch zwischen hausgebackenen und maschinengefertigten zu unterscheiden wissen. In ihrem natürlichen Lebensraum sind es vor allem Sämereien, Früchte der Moor-Heidelbeere, der Preiselbeere und sicherlich auch Kerbtiere, die der Nahrung dienen. Auffällig ist, daß gekäfigte Birkenmäuse Kot und Harn meist ins Wasser abgeben, daher oftmalige Erneuerung des Wassers notwendig machen. Bemerkenswert ist auch ihr Verbreitungsgebiet, das in Europa stark zersplittert ist. Die Art wurde in der Sowjetunion, in Polen, Jütland in Dänemark, Finnland, im bayrischen Teil des Böhmerwaldes in der Bundesrepublik, in Böhmen, Mähren und den Karpaten der Tschechoslowakei sowie in Österreich nachgewiesen. In Osteuropa ist sie nach KUBIK 1952 ein Bewohner von Tieflandbiotopen. Diese Lebensräume sind jedoch derart verschieden, daß KUBIK mit Ausnahme der Feuchtigkeit keine gemeinsamen Merkmale fand. Im Gegensatz dazu stammen alle steirischen Fundorte aus Höhenlagen zwischen 920 m und 2010 m, im Mittel liegen sie bei 1548 m Seehöhe und zeigen keine Bevorzugung von Feuchtbiotopen. Auf der beigegebenen Karte sind die bisherigen Fundorte in den Niederen Tauern vermerkt:

Eine Bevorzugung einer bestimmten Exposition ihres Lebensbereiches konnte nicht festgestellt werden, lediglich Nordlagen werden anscheinend gemieden.

Im Gebiet der Niederen Tauern ist die Birkenmaus Bewohnerin der montanen und alpinen Grasflächen, also keineswegs ein Waldtier, wie der Name vermuten läßt. Sie bevorzugt hier das Nardetum (Büstringrasen) und das Loiselurietum (Niederliegende Gemsenheide). Die Pflanzengemeinschaft (Assoziation) des *Nardetums* umfaßt folgende charakteristische Arten:

Büstring, Steifes Hirschhaar, *Nardus stricta*
Zwerg-Wacholder, *Juniperus nana*

Fundort:	Seehöhe:	Koordinaten:	Fundjahr:
1. Lachtal (Tanzstatt), Gem. Schönberg b. Niederwölz	1820 m	47,17 x 14,22	1952
2. Lachtal (Schlattererstand), Gem. Schönberg b. Niederwölz	1925 m	47,16 x 14,21	1962
3. Lachtal (Schneerinne), Gem. Schönberg b. Niederwölz	1850 m	47,16 x 14,21,30	1965
4. Lachtal (Tanzstattkreuz), Gem. Schönberg b. Niederwölz	1820 m	47,16 x 14,22	1966
5. Mariahof, ob der Kirche	1150 m	47,06 x 14,24,30	1967
6. St. Lambrecht, Gelände d. Dynamitfabrik	1070 m	47,04 x 14,19,50	1967
7. Greim, Gem. Pöllau a. G.	1850 m	47,14 x 14,09	1967
8. Künsten, Gem. Schöder	920 m	47,11 x 14,05	1968
9. Geißbrücken, Gem. Krakaudorf	1150 m	47,10 x 14,03	1968
10. Schöderberg, Gem. Schöder	1612 m	47,12 x 14,06	1969
11. Sölkpaß, Gem. Schöder	1710 m	47,16 x 14,05	1969
12. Rantensee, Gem. Krakauenebene	1880 m	47,15 x 13,54	1971
13. Roßalpe, Wölzertauern, Gem. Oberwölz-Umg.	1780 m	47,14 x 14,21	1973
14. Lachtal, Gem. Schönberg b. N.	1650 m	47,16 x 14,22	1973
15. Greim (Neunkirchnerhütte), Gem. Pöllau	2010 m	47,17 x 14,09	1973
16. Großes Lachtal, Gem. Schönberg b. N.	1620 m	47,16 x 14,19,30	1973
17. Kleinsölk	1100 m	47,23 x 13,55	1973, 1976
18. Schwarzsee bei Kleinsölk	1750 m	47,17 x 13,52	1972
19. Scharnitz bei Pusterwald	1450 m	47,20 x 14,20	1973
20. Katschgraben, Gem. Schöder	1210 m	47,13 x 14,06	1976
21. Krumegg, Gem. Oberwölz-Umg.	1350 m	47,14 x 14,18	1976
22. Fussi-Alm, Wölzertauern, Gem. Oberw.-Umg.	1720 m	47,16 x 14,15	1977



Birkenmaus – Größenvergleich

Foto: D. J. Kummert

Arnika, Bergwohlverleih, *Arnica montana*
 Einköpfiges Ferkelkraut, *Hypochaeris uniflora*
 Weißliche Höswurz, *Leucorchis albida*
 Speik, *Valeriana celtica*
 Prachtnelke, *Dianthus superbus*
 Gelbes Veilchen, *Viola lutea*, subsp. *sudetica*
 Moor-Heidelbeere, *Vaccinium uliginosum*
 Gemeine Heidelbeere, *Vaccinium myrtillus*
 Preiselbeere, *Vaccinium vitis idaea*

Pyrenäischer Löwenzahn, *Leontodon pyrenaeicus*
 Bunter Wiesenhafer, *Avenastrum versicolor*
 Braune Hainsimse, *Luzula spadicea*
 Im **Loiseleurietum** sucht sich die Birkenmaus vor allem jene Teile aus, die durch starken Viehtritt stärker gegliedert sind und sogenannte »Gangsteigeln« aufweisen, das sind parallel verlaufende Furchen. In diesen Mulden herrscht ein Kleinklima, in dem die Luft-

und Bodenfeuchtigkeit wesentlich höher liegt, als auf den kleinen Kuppen. Auch die Pflanzen zeigen auffällig diese kleinklimatischen Unterschiede an. Die Kuppen werden von Niederliegender Gemenheide, *Loiseleuria procumbens*

Bürstensimse, *Juncus trifidus*

Rentierflechte, *Cladonia rangiferina*

Halbkugeliger Rapunzel, *Phyteuma hemisphaericum*

besiedelt, während die geschützten Stellen folgende Arten zeigen:

Zwerg-Wacholder, *Juniperus nana*

Arnica, Bergwohlverleih, *Arnica montana*

Weißes Alpen-Windröschen, *Anemone alba*

Braune Hainsimse, *Luzula spadicca*

Moor-Heidelbeere, *Vaccinium uliginosum*

Preiselbeere, *Vaccinium vitis idaea*.

Vergleicht man beide Artenlisten, so kann man feststellen, daß Braune Hainsimse, Zwergwacholder, Preiselbeeren, Moorheidelbeeren sowohl im Nardetum als auch im Loiseleurietum vorkommen. Diese Pflanzen zeichnen sich durch Samen und Früchte aus, die sich zweifellos auch für die Ernährung der Birkenmause eignen. Dazu kommt noch, daß in diesen Höhen durch plötzlich auftretende Kälte im Herbst die reifen Früchte der Preisel- und Moorheidelbeeren frieren und dadurch nicht faulen. Die auswinternden Beeren sind sehr schmackhaft, besitzen ihren vollen Vitamingehalt und werden auch von Schneehühnern mit Vorliebe gefressen. Wacholderbeeren haben zusätzlich einen hohen Ölgehalt.

Über Vermehrung, Jungenaufzucht, Stimmaußerung und Tagesrhythmus der Birkenmaus im montanen und alpinen Gelände liegen keine Freilandbeobachtungen vor. Meist wurden die Tiere durch die Tritte einer kleineren oder größeren Menschengruppe bei Tag aufgescheucht und dann gefangen, sodaß es sich ausschließlich zum Zufallsbeobachtungen handelt.

Birkenmäuse beißen beim Ergreifen mit der bloßen Hand kaum und benehmen sich bald vertraut. Ihre größte Aktivität zeigen sie bei beginnender Dämmerung. Obwohl sie sich ausschließlich am Boden aufhalten, sind sie doch ausgezeichnete Kletterer. Ihre Nahrung nehmen sie auch mit Hilfe der Vorderpfoten auf. Fellpflege und Reinigung werden gründlich betrieben, dabei werden der Schwanz und das Fell leicht eingespeichelt. Ein hohes, feines Pipsen und etliche schrille Schreie wurden als

Lautäußerung bisher vernommen, ihre Deutung steht aber noch aus. Sommerschlafnester sind kugelig aus feinen Halmen verfertigt und liegen entweder knapp unter der Erde oder versteckt unter Zwergstrauchbüschen und Grasbüscheln.

Die Zusammenstellung der Fundorte zeigt, daß in den Niederen Tauern zwar die überwiegende Anzahl der Birkenmaus – Funde gemacht wurde, es jedoch ohneweiters möglich ist, die Art innerhalb der Alpen auch noch an anderen Stellen zu finden. Ihr bisher mosaikartiges Vorkommen wirft Fragen über weitere Wanderwege, Rassenbildung, Anpassung an extreme Lebensbedingungen und andere mehr auf, die alle noch der Lösung harren.

Die sanften Almatten der Niederen Tauern mit ihrem Beeren- und Blumenreichtum laden zum beschaulichen Wandern ein und wer dabei das Glück hat, dieses grazile Tierchen in seiner natürlichen Umgebung zu belauschen, wird um ein besonderes Erlebnis reicher sein und wenn er seine Beobachtung weitermeldet, so leistet er auch der Wissenschaft einen wertvollen Dienst.

Literatur:

- BAUER K. 1964: Die Birkenmaus (*Sicista betulina* PALLAS) – ein neuentdecktes österreichisches Säugetier. *Natur und Land*, 4/1964: 89–92 m. Abb.
- HABLE E. 1964: Neuentdecktes Säugetier in Österreich. *Steirischer Naturschutzbrief*, 4. Jg./24: 5–6.
- HABLE E. 1971: Die Birkenmaus, ein neuentdecktes Säugetier der Alpen. *Jb. z. Schutz d. Alpenpflanzen u. -tiere*, 1971, 36. Jg.: 110–115 m. Abb.
- KAHMANN H. u. WACHTENDORF W. 1951: Das Vorkommen der Birkenmaus (*Sicista betulina* PALLAS) im Bayrisch-böhmischen Wald. *Zool. Jb. Abt. Syst.* 79: 93–113.
- KEPKA O. 1972: Faunistische Nachrichten aus der Steiermark (XVII/6). Ein neuerlicher Nachweis der Birkenmaus aus der Steiermark. *Mitt. naturw. Ver. Steiermark*, 104: 191.
- KEPKA O. u. MAYERHOFER H. 1973: Ein weiterer Fund der Birkenmaus (*Sicista betulina* PALLAS) in der Steiermark. *Mitt. naturw. Ver. Steiermark*, 103: 257–258.
- MOHR E. 1954: Die freilebenden Nagetiere Deutschlands und der Nachbarländer. Fischer Verlag, Jena.
- v. SANDEN – GUJA W. 1952: Alles um eine Maus. 2. Aufl., Franckh'scher Verlag, Stuttgart.
- v. SANDEN – GUJA W. 1938: Die erste Birkenmaus für Ostpreußen. Aus der Heimat, 51. Jg.: 81–84, Hohenlohische Buchhandlung, Stuttgart.
- WETTSTEIN O. 1965: Die erste Birkenmaus (*Sicista betulina* PALLAS) Österreichs. *Ztsch. f. Säugtierkd.* 30: 254–255.

Anschrift des Verfassers:
Prof. OSCHR. Erich Hable
8820 Neumarkt

Der Mornellregenpfeifer (*Eudromias morinellus*) in den Niederen Tauern

ERICH HABLE

Auf sanft geneigten oder ebenen Hochflächen der Niederen Tauern ist es möglich, einem etwa amselgroßen Vogel zu begegnen, der auffällig vertraut vor den Füßen des Wanderers im niedrigen Almgras läuft, plötzlich stehen bleibt, mit dem Körper wippende Bewegungen ausführt, mit dem Kopf sonderbar ruckt, den Menschen mit großen Augen aufmerksam betrachtet, um dann – wie von einem Uhrwerk aufgezogen – ein Stück weiterzurennen. Es ist dies eine Begegnung mit einem der seltensten Brutvögel der Alpen, dem Mornellregenpfeifer. Sein deutscher Name kann vom griechischen Wort *Morutus* (*moros*) abgeleitet werden, was »einfältig«, »stupid« bedeutet und mit dem Ausdruck »kleiner Dummer« sinngemäß wiedergegeben werden kann. Ebenfalls aus dem Griechischen stammt die wissenschaftliche Bezeichnung *Eudromias*. Sie wird mit »Schnellläufer« oder »guter Läufer« übersetzt. Beide Namen weisen auf charakteristische Eigenschaften des Vogels hin, nämlich auf seine auffällige Vertrautheit dem Menschen gegenüber und auf sein Rennen im alpinen Gelände.

Der Altvogel ist im Brutkleid prächtig gefärbt, besonders markant ist die schwarze Kopfplatte mit den beidseitigen weißen Überaugenstreifen, die sich im Nacken zu einem V zusammenschließen. Während das Gefieder der Oberseite aus Tarngründen für den Brutvogel schlicht graubraun ist, grenzt an die reinweiße Kehle ein blaßbraunes Kropfgefieder, das durch einen breiten, weißen Ring vom leuchtenden Rostbraun der Brustseiten und dem schwarzen Bauchfleck getrennt ist. Die Unterscheidung beider Geschlechter ist bei Freilandbeobachtungen nicht mit Sicherheit feststellbar.

Im Jahre 1852 entdeckte der Vogelforscher Blasius HANF, Benediktinerpater des Stiftes St. Lambrecht und Pfarrer von Mariahof, den Mornellregenpfeifer in den Seetaler Alpen als neuen Brutvogel Österreichs. Ab 1890 galt das Brutvorkommen in den Ostalpen für erloschen, zumindest aber die Art im Gebiet für verschollen. Erst der zielstrebigem Nachsuche

von Dr. H. FRANKE, Wien, gelang es im Jahr 1949, das Brüten des Mornellregenpfeifers auf dem Zirbitzkogel neuerlich zu bestätigen und wesentliche Beobachtungsergebnisse zu erzielen. Seit 1952 werden vom Verfasser planmäßige Untersuchungen zur Brutbiologie im gesamten Gebiet durchgeführt. Schon HANF 1854 vermutete das Brüten dieser Art auch in den Niederen Tauern, doch erst im letzten Jahrzehnt konnten hier Brutnachweise erbracht werden.

Das Hauptverbreitungsgebiet des Mornellregenpfeifers liegt im Norden der Alten Welt und erstreckt sich über die arktische Küstentundra des asiatischen Sibirien (Anadyr-Mündung, Tschuktschen-Halbinsel, Lena-Delta bis zur Küste der Taymir-Halbinsel). Es schließt mit Unterbrechungen an das zahlenmäßig recht bedeutsame Brutvorkommen im Norden von Finnland, Schweden und Norwegen an. Kleine Verbreitunginseln in Großbritannien (Cairngorms, Ost-Grampians u. a.), Italien (Abruzzen), Rumänien (Ostkarpaten), Tschechoslowakei (Riesengebirge, Brutvorkommen seit 1946 erloschen) sowie in Österreich (Steiermark und Nockgebiet in Kärnten) werden als Glazialrelikte gedeutet.

Im Gebiet der Niederen Tauern trifft die Art um den 10. Mai aus den Winterquartieren (Nordafrika, Arabien, Irak, Syrien, Israel) in kleinen Trupps von 3–5 Exemplaren ein. Nach ungefähr einer Woche setzt die Gruppenbalz ein und nach weiteren 3–5 Tagen hat sich die Paarbildung vollzogen. Nunmehr beginnt das Männchen mit ritualisierten Nestbauhandlungen wie »Mulden« an geeignet erscheinender Brutfläche, »Verlegen« von Grashalmen, Flechten und Ästchen über den Rücken, sodann erfolgt als Ausdruck allgemeiner Erregung bei beiden Partnern ein Hochstellen und Seitwärtsstrecken der Flügel, begleitet von leisen drüü – drüü – Rufen. Dem folgt ein Gegeneinanderlaufen in geduckter Haltung mit auffallend steifen Beinen (Stechschritt!) und ein Trippeln an Ort und Stelle, wenn sich das Paar gegenübersteht. Das Männchen faßt das Weibchen am Kopfgefieder, hüpft flügelschlagend und balancierend auf dessen Rücken und vollzieht die Kopula. Der Nistplatz wird im Krummseggenbestand (*Curvuletum*) in 1900–2200 m Seehöhe gewählt. Bevorzugt werden Windecken, die mit Gemenheide (*Loiseleuria procumbens*), Isländischem Moos (*Cetraria islandica*), Ren-



Mornellregenpfeifer beim Eierlegen



»Verleitender« Mornell

Fotos: E. Hable

tierflechte (*Cladonia rangiferina*) und Schlauchflechte (*Thamnolia vermicularis*) bewachsen und mit kleinen Steinplatten, Kies und Gras durchsetzt sind. Die Nestmulde liegt vollkommen frei im Gelände und wird stets so angelegt, daß sie bei Schneefällen während der Brutzeit nicht eingeweht und bei starken Regenfällen nicht überschwemmt wird. Das

Gelege besteht aus drei olivgrünen, dunkelgefleckten, verhältnismäßig sehr großen Eiern. Wird das Erstgelege vernichtet, zeitigt das Weibchen ein Nachgelege, welches nur mehr zwei Eier umfaßt. Die Durchschnittsmaße sind 42x29 mm, das Durchschnittsgewicht beträgt 16,5 Gramm. Schon beim Legen des ersten Eies ist das Männchen in unmittelbarer Nähe

und nimmt Anteil am Legeakt. Diese Bindung an das Gelege ist notwendig, da das Männchen fast ausschließlich das Bebrüten der Eier übernimmt. Je weiter die Brutdauer fortschreitet, desto fester sitzt der Vogel auf dem Gelege und in den Tagen vor dem Schlüpfen kann die Fluchtdistanz unter einen Meter sinken, ehe er die Eier verläßt und dabei stark »verleitet«. Dabei versucht er durch klagende Laute und Flügelhängenlassen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und den »Feind« aus dem Nistbereich zu locken. Die Fluchtdistanz und die Stärke des Verleitens ist individuell sehr verschieden. Trifft man im Gelände auf einen verleitenden Mornell, dann besteht höchste Gefahr, in ein Gelege zu treten oder einen Jungvogel mit einem Tritt zu töten, denn sowohl Gelege als auch Kücken sind so gut getarnt, daß nur größte Vorsicht ein Unheil verhindern kann. Hier hilft nur, sich Schritt für Schritt zurückzuziehen und sich 10–20 m entfernt niederzusetzen. Bald kehrt der Vogel vertrauensvoll zu seinem Gelege zurück. Nach 24 Tagen schlüpfen die Jungen. Sie sind durchschnittlich nur 11 Gramm schwer und sind Nestflüchter, die schon nach wenigen Stunden die Nestmulde verlassen und selbständig ohne Anleitung alle Arten von Kerfen als Nahrung aufnehmen. Bei Warnrufen des führenden Altvogels reagieren die Kücken augenblicklich und bleiben bis zu einer halben Stunde unbeweglich »gedrückt« im Gelände liegen, wo sie infolge ihrer ausgezeichneten Tarnfarbe fast unsichtbar sind. Herrscht während des Schlüpfens Schlechtwetter (Regen, Schnee, Sturm), so hudert das Männchen tagelang die Kücken, welche diese Zeit ohne Nahrungsaufnahme überstehen, da sie noch Reserven vom Dottersack her haben.

Entgegen bisherigen Meinungen besorgt das Männchen nicht ausschließlich das Brutgeschäft. Durch Farbmarkierung konnte einwandfrei festgestellt werden, daß sich beide Geschlechter bei der Brutpflege beteiligen, wiewgleich das Männchen den weitaus überwiegenden Anteil daran hat. Ebenfalls durch Farbringkennzeichnung kam die überraschende Tatsache zutage, daß führende Männchen ihre Jungvögel austauschen. Die Ursache hierfür konnte noch nicht geklärt werden.

Um den 10. September verlassen die Vögel das Brutgebiet, um zu den Überwinterungsgebieten zu ziehen. Für die alpine Population liegen diese in den Halbwüsten Nordafrikas. Durch

Ringfunde wissen wir, daß die Mornellregenpfeifer aus dem alpinen Gebiet über Italien, Frankreich, Spanien ihre Winterquartiere erreichen.

Altvögel und Brut sind durch die alljährlich vorkommenden Wetterstürze während der Brutperiode stark gefährdet. Werden Gelege eingeschneit, so bleibt der Brutvogel so lange auf den Eiern sitzen, als er sich ein Luftloch durch die geschlossene Schneedecke offen halten kann. Die Eier sind ziemlich kälteresistent. Kolkraben und Krähen suchen systematisch die Almmatten nach Gelegen und frischgeschlüpften Jungvögeln ab. Baumfalke und Turmfalke haben auch in diesen Höhen ihre Jagdreviere und greifen gelegentlich Jungvögel. Füchse durchstöbern das Brutgebiet. Weidevieh, besonders Schafe, zertrampeln manchmal die Gelege. Unvernünftige Almgewer mit Hunden gefährden den Vogel mit seinen Jungen.

Als Vogelart mit nur sehr geringer Individuenanzahl wurde der Mornellregenpfeifer in die »Rote Liste der gefährdeten Vögel Österreichs« aufgenommen. World Wildlife Fund (WWF) kommt seit 1971 für die Kosten eines Wächters während der Brutzeit des Mornellregenpfeifers auf dem Zirbitzkogel auf.

Wegen seines interessanten Brutverhaltens, seiner Seltenheit und seiner Vertrautheit dem Menschen gegenüber handelt es sich um eine Ausnahmerecheinung in der heimischen Vogelwelt. Schon durch die Härte der Lebensbedingungen und seine natürlichen Feinde scheint der Vogel sehr gefährdet. Schutzmaßnahmen und Kontrollen ihrer Einhaltung sind daher zwingend notwendig, soll diese kleine Population und dieser Zeuge der Eiszeit in unseren Breiten erhalten bleiben.

Literatur:

- BERG B. 1929: Mein Freund, der Regenpfeifer.
 FRANKF. H. 1953: Zur Biologie des Mornellregenpfeifers.
 – Photographie und Forschung, 5, Heft 7.
 HABLE E. 1975: »Mornelle« in: GLUTZ, von BILOTZ-HEIM, BAUPER & BEZZEL, Handbuch der Vögel Mitteleuropas, Band 6: 281–313.
 HANF B. 1884: Die Vögel des Furtteiches und seiner Umgebung. 2. Theil, Mitth. naturw. Ver. Steiermark, S. 31–32.

Anschrift des Verfassers:
 Prof. OSchR. Erich Hable
 8820 Neumarkt

Hütten und Berge im Osten der Schladminger Tauern

LISELOTTE BUCHENAUER

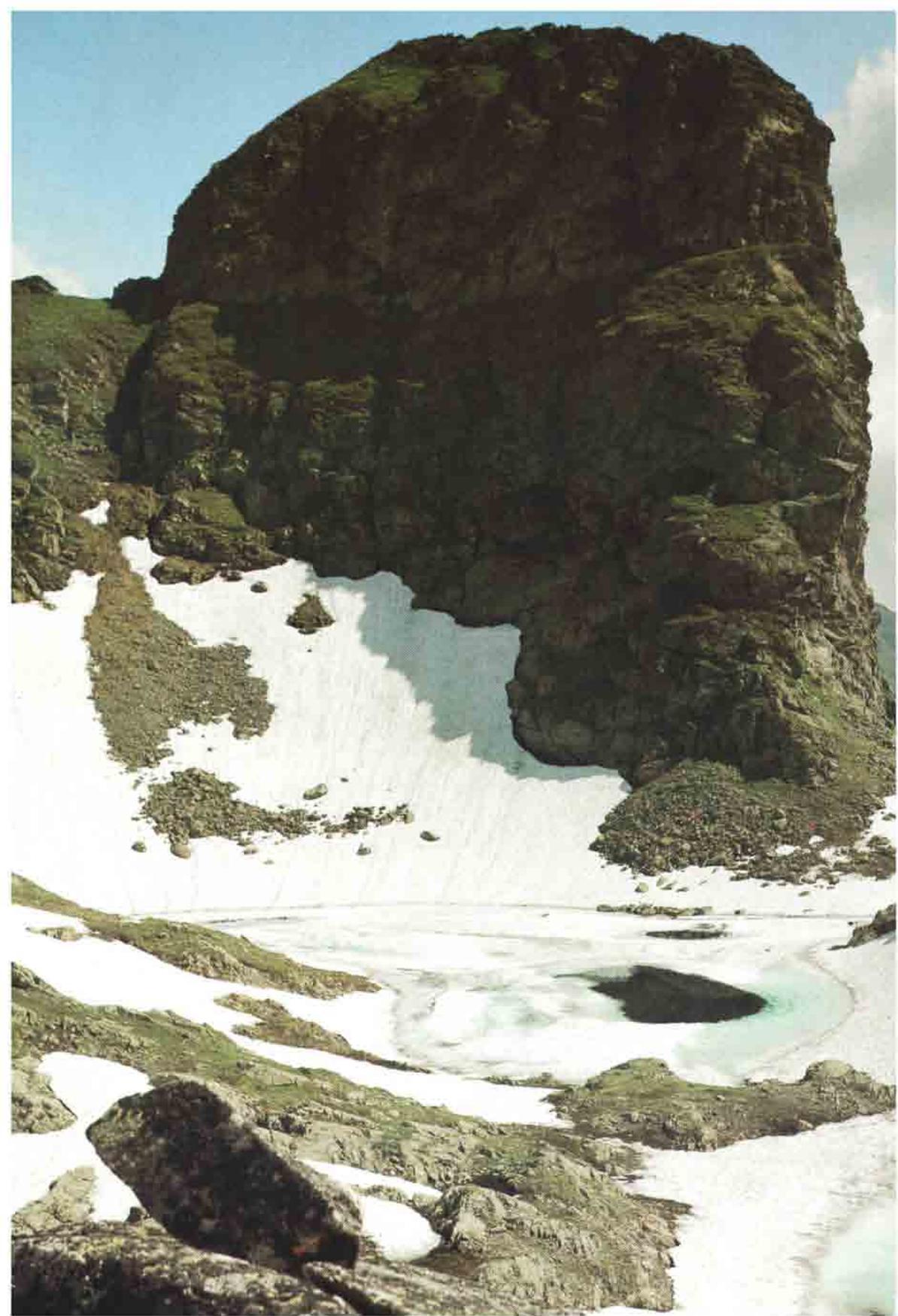
934 Gulden und 68 Kreuzer

Die Preintaler Hütte, 1657 m, auf der Waldhornalm nimmt meines Erachtens in den Schladminger Tauern eine Schlüsselstellung ein. Dabei war sie viele Jahre lang weder die größte noch die modernste Schutzhütte dieses Gebirges; sicherlich aber eine der schönsten gelegenen Unterkünfte der Tauern. Der große, dunkelblaue Riesachsee, den man am Hüttenweg kennenlernt, (vorher kann man mit dem Riesachfall noch den höchsten Wasserfall der Steiermark bewundern); die wilden, ja gewaltigen Bäche des Gebietes, der breite Felsbau des Waldhorns mit Pfeilern und Graten, der kühne Obelisk des Greifensteins, die seltsame, zum Südgrat der Hochwildstelle hinanführende Reihe spitzer Graszacken – dies alles mag zu dem Begriff »schönst gelegen« geführt haben. Ihre Schlüsselstellung aber verdankt sie mehreren Tatsachen: daß sie bester Ausgangspunkt für Touren auf Hochwildstelle, Kleine Wildstelle und Waldhorn ist, daß von ihr aus der günstigste Zugang zum weithin berühmten Klafferkessel geht, daß sie am Tauernhöhenweg liegt und Übergänge zu weiteren wichtigen Schutzhütten wie Hans-Wödl-Hütte und Gollinghütte erschließt, und – nicht zuletzt – daß sie für die vielen Schladminger Urlaubsgäste die leichtest zugängliche, auch nächstgelegene zünftige Hochgebirgshütte darstellt. Sie ist denn auch meistens »pumpvoll« mit Gästen; tagsüber Talurlauber, abends aber Bergsteiger und Tauernhöhenweg-Aspiranten.

Diese wichtige Schutzhütte wurde im Jahr 1976 abgerissen und 1977 in Windeseile neu und wesentlich vergrößert aufgebaut. Eine Vergrößerung war wegen ihrer Beliebtheit unabdinglich nötig geworden und stellt eine gewaltige Leistung der »Hausherren der Schladminger Tauern«, der nach Mitgliedern nur kleinen »Alpinen Gesellschaft Preintaler« aus Wien dar. Die Preintaler, denen im Gebiet noch die Gollinghütte und die Hans-Wödl-Hütte gehören, führen ihren Namen nicht nach dem Preintal an der Rax, sondern nach einem kaum bekannten anderen Tal in Niederösterreich. Die Preintaler gründeten ihre Gesell-

schaft im Jahre 1885 und kauften 1890 auf der Waldhornalm einen Grund im Ausmaß von 60 Quadratklafter. Bereits im Frühsommer 1891 wurde eine kleine Preintaler Hütte feierlich eröffnet. Die Baukosten betragen damals ganze 934 Gulden und 68 Kreuzer, Transportkosten inbegriffen! Das Hütterl hatte allerdings nur einen Raum mit einem eisernen Ofen, auf dem auch gekocht werden mußte. Ein Pritschenlager, auf dem (in »Sardinenstellung«!) acht Personen Platz hatten, wurde tagsüber hochgeklappt. Im Dachraum war ein Notlager aus einigen Strohsäcken errichtet. Ein paar Jahre lang stand diese »Urhütte« Selbstversorgern zur Verfügung. Die Nächtigungsgebühr wurde in eine Kasse eingezahlt. Später führte man das damals berühmte Proviantssystem »Pott« ein. Die Hütte wurde mit haltbaren Lebensmitteln, aus einer Kiste nach Belieben zu entnehmen, ausgestattet. Rechenblock und Preise waren vorhanden und angeschrieben, der Verbraucher stellte selbst eine Rechnung aus und bezahlte den Betrag beim nächsten Postamt. Glückliche, goldene Zeiten, da lauter ehrliche Menschen in die Berge gingen! Die Besucherzahlen waren auch noch klein: 1911 war die Hütte bereits durch eine Pächterin bewirtschaftet, doch zählte man nur 250 Besucher im Jahr. Trotzdem dachte man bereits an eine Vergrößerung – aber der Erste Weltkrieg und die Inflationszeit verzögerten einen Zubau. Erst 1924 wurden eine kleine Küche, drei 2-Bett-Zimmer und ein geräumigeres Matratzenlager angebaut. Pächter und Personal erhielten die notwendigen Unterkünfte, und erstmals gab es auch die »almübliche« Abortanlage! Der Chronist der Preintaler-Hütte, Dr. Ebermann, berichtet noch dazu: Die Erstellung einer Wasserleitung war damals ein Novum für Schutzhütten, und ein angeschlossener Brunnentrog stellte bereits eine komfortable Waschgelegenheit dar! Die Preintaler Hütte und ihr Berggebiet bekamen bald einen guten Ruf in weiteren Bergsteigerkreisen – Hans Wödl hatte mit seinem 1924 erschienenen Schladminger Tauernführer die beste Propaganda dafür gemacht – und schon 1934 mußte man daran denken, eine neue, größere Hütte an einem anderen Standort zu errichten. Sogar das Bauholz war schon vorhanden und an Ort und Stelle gebracht.

Doch: Hüttenbesitzer denken, und der Gott der Berge lenkt. Im Feber 1935 zerstörte eine





Anstieg von der Preintalerhütte durch die Untere Klafferscharte (rund 2000 m) kurz vor dem Klafferkesel – dem 7. »Weltwunder der Steiermark« (nach L. Buchenauer). Im Hintergrund das Massiv des Waldhorns – die Durchquerung des Klafferkesels gehört mit zum schönsten Teilstück des Tauern-Höhenweges.

Foto: Reinhard Lamm



Sölkpaßstraße mit Kaltenbachsee

Foto: Siegfried Steigner

Seite 20 Klafferkesel, Schladminger Tauern Foto: Max Puntigam

Lawine die benachbarte Hans-Wödl-Hütte, und alle Pläne der Preintaler waren zunichte gemacht. Es dauerte über den Zweiten Weltkrieg hinaus, bis man wieder an das Projekt Preintaler Hütte denken konnte. 1951 mußten die nötigsten Ausbesserungsarbeiten gemacht werden. 1955 kam (mit Hilfe des noch gut erhaltenen Bauholzes von 1934!) ein großzügiger Zubau, der die Zahl der Schlafplätze fast verdoppelte; 1957, 1959 und 1965 wurde die Hütte weiter ausgebaut, doch war sie immer noch zu klein, um die Heerscharen der Touristen aufzunehmen. Bei 90 Personen Vollbelag nächtigten manchmal 150 Besucher! (Die Verfasserin kann ein Lied davon singen: 1954 teilten wir das Matratzenlager mit einer ländlichen Musikkapelle, deren Musiker nebst Anhang sich in den frühen Morgenstunden völlig angekleidet, auch mit Bergschuhen, aufs Lager warfen!)

Zu der so entstandenen Preintaler Hütte der letzten Jahrzehnte äußern sich die Preintaler selbst: »Das Ergebnis der vielen Zu- und Anbauten war ein wenig schönes, barackenähnliches Flickwerk; einem notdürftig genügenden Angebot an Schlafplätzen stand ein erhebliches Manko an Sitzgelegenheiten gegenüber. Dies führte besonders an Schlechtwettertagen zur Verärgerung der Gäste, und da der älteste Bauwerksteil merkwürdige Erscheinungen des Verfalls zu zeigen begann, entschloß man sich, die Hütte zu 75% abzureißen und nach neuen Plänen wieder aufzubauen.«

Seit 1977 steht die neue, große Preintaler Hütte mit 180 Schlafplätzen und entsprechenden Sitzplätzen in Gasträumen den erhöhten Anforderungen und Ansprüchen eines sehr großen Personenkreises zur Verfügung. Die Besucherzahlen haben sich ins »Gigantische« vergrößert, denn der Jahresbesuch von 1911 entspricht ungefähr einem heutigen Tagesbesuch ... Bei den 934 Gulden und 68 Kreuzern, Transport inbegriffen, ist es nicht mehr geblieben! Dieser Betrag entsprach damals ungefähr anderthalb bis zwei Jahresgehältern einer qualifizierten weiblichen Bürokräft ... man bringe das in Relation zu den 2 Millionen Schilling, welche die Preintaler Hütte von 1977 kostete! Daß die kleine Gruppe der Preintaler sich damit schwerste Sorgen aufgeladen hat, ist klar. Dazu brachte auch noch die Erhaltung der Hans-Wödl-Hütte jahrelange Alpträume: dort war es einem deutschen Jagdherrn noch

1974 (!) gelungen, mit Hilfe eines Einheimischen großen Grundbesitz zu erwerben. Seine erste »Tätigkeit« sah er darin, Abmachungen nicht einzuhalten und den Bestand der Wödl-Hütte durch versuchte »Sperrung« des Quellwassers und des Lastenaufzuges zu gefährden. Obwohl die Kosten des Prozesses, der endlich zu Gunsten des Bestehens der Wödl-Hütte entschieden hat, nicht hoch waren, war es doch unnötiges Geld, das die Preintaler noch zusätzlich ausgeben mußten.

»Ja, es menscht halt überall, auch in den Bergen!« pflegt unser Grazer Altbergsteiger, der heute fast 90-jährige Landesrechnungsdirektor i. R. Alexander Adam, ein guter Kenner auch der Schladminger Tauern, zu sagen.

Kletterberge der Schladminger Tauern

Ich habe immer die Meinung vertreten, daß die Schladminger Tauern kein Wanderland in der Bedeutung des Wortes sind, sondern ein hochalpines, sehr wildes Bergland, und in vielen Teilen ein herrliches Klettergebiet. Selbst die gebahnten Pfade dieser Tauern verlangen ein gewisses Maß an Trittsicherheit und Schwindelfreiheit, stete Aufmerksamkeit und ein gerüttelt Maß an Bergerfahrung, auch auf steilen Firnfeldern. Und der sogenannte »Tauernhöhenweg« zwischen Hans-Wödl-Hütte und Warnsdorfer Hütte, der meistens in den Schladminger Tauern begonnen wird, ist kein Weg im üblichen Sinne, sondern eine hochalpine Steiganlage (oft ohne Steig, wie einer meiner holländischen Berggefährten gerne sagt). Die folgenden »technischen Details« um die neue Preintaler Hütte sollen auch dazu dienen, einige Kletterberge dieses Tauernteiles ins rechte Licht zu rücken.

Neue Preintaler Hütte, 1657 m, zugänglich auf Markierung Nr. 777 in ca. 3 St. von der Unteren Gföhleralm, 1088 m, im Schladminger Untertal. Bis zu dieser Alm (knapp davor Gasthaus »Weiße Wand«) Busverkehr ab Schladming. Bewirtschaftet v. 15.6.–30.9., Ermäßigung für AV-Mitglieder, 180 Schlafplätze.

Einfachste (und sehr lohnende) Tour: auf Steig Nr. 784 zum Unteren und Oberen Sonntagkarsee, 2084 m, ca. 1 1/2 St. Herrliche Umräumung (Waldhorn, Kieseck, 5 Schareckspitzen). Achtung! Der weitere Pfad Nr. 784 zur Rettungsscharte führt oberhalb eines Wandabbruches und ist besonders bei Schnee gefährlich. Die Fortsetzung Rettungsscharte – Schwarzensee ist schwer zu finden (schlecht markiert!). Eine ähnliche, sehr schöne Tour: auf Steig Nr. 702 in das Trattenkar zu den Trattenseen, ca. 2200–2400 m; (weiter zur Wildbochscharte und zum Südgrat der Hochwildstelle, Kletterei!) steiler als zu den Sonntagkarseen, ca. 2–3 St. – **Meist begangener Steig:** Nr. 702 von der Preintaler Hütte in

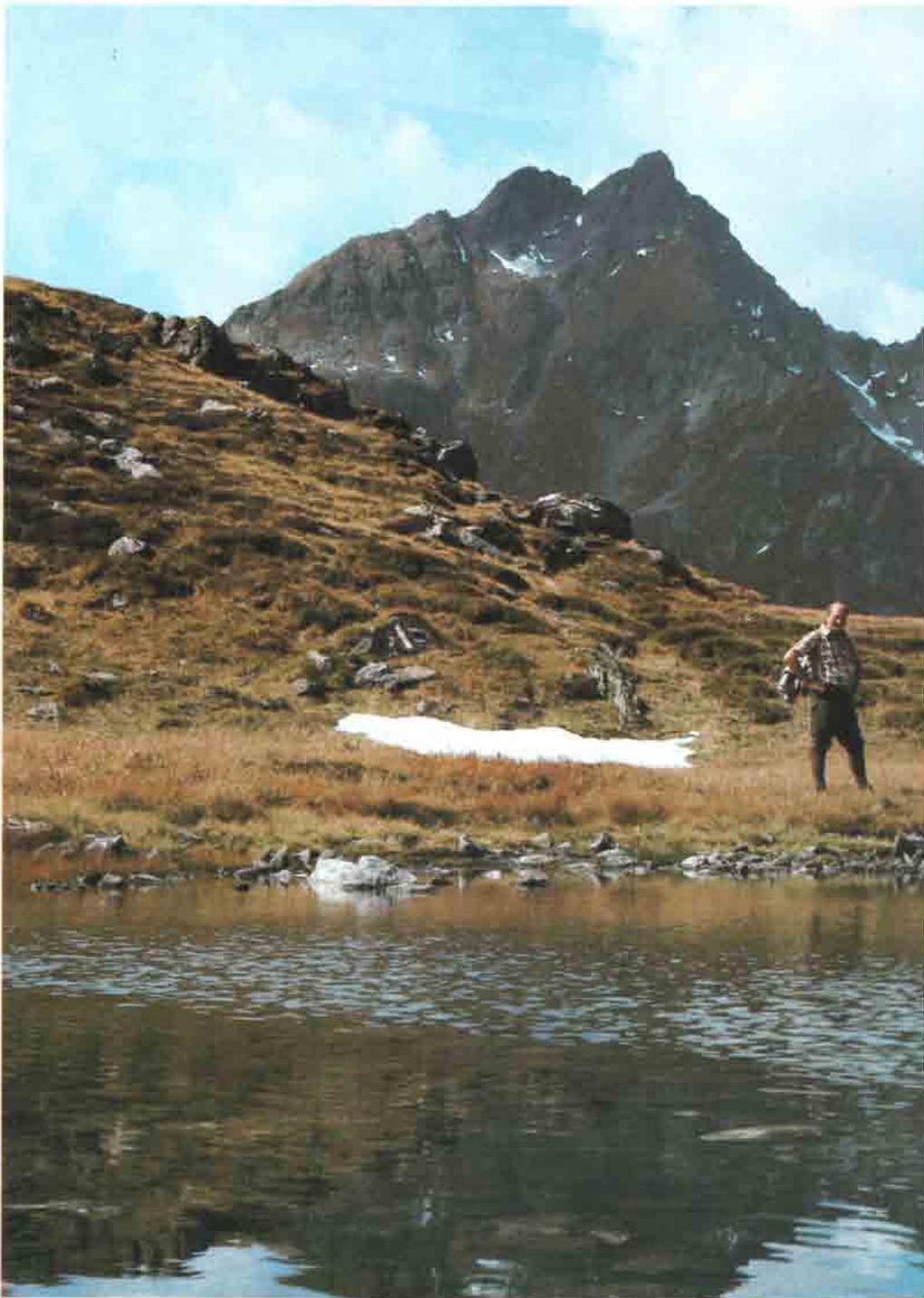
den Klafferkessel über die Untere Klafferscharte, ca. 1 $\frac{3}{4}$ St., 2286 m, sehr steil, Achtung bei Schneel! Viele Besucher sehen sich nur den Klafferkessel mit seinen zahlreichen, oft eisbedeckten Seen an (Durchwanderung bis zur Oberen Klafferscharte, 2516 m, 1 $\frac{1}{4}$ St., oder – sehr unwegsam – die »Seenrunde«, 2 St.). Mit Rückkehr zur Preintaler Hütte als Tagesstour zu planen! **Übergänge:** Auf Steig Nr. 702 über den Klafferkessel und den Greifenberg (nicht zu verwechseln mit dem niedrigeren, aber felsigkühnen Greifenstein!) zur Gollinghütte, ca. 6 St., eine versicherte Stelle, sehr steiler Abstieg, Trittsicherheit nötig! Auf Steig Nr. 782 über die Neualmscharte, 2347 m, zur Hans-Wödl-Hütte, 1528 m; »Höfnersteig« genannt nach dem Erbauer des Pfades, ca. 4 $\frac{1}{2}$ St., Trittsicherheit nötig, kurze versicherte Stellen, Achtung auf steilen Firnfeldern! – Der Übergang auf Pfad Nr. 782, 781, 779 und 780 zur Krummholzhütte, 1848 m, am Hauser Kaibling wird selten gemacht und ist eine anstrengende Tagesstour mit steilen Firnfeldern und versicherten Stellen. Noch weniger zu empfehlen ist der Übergang zur Schladminger Hütte auf der Planai (Pfad Nr. 782, 781, 779). Dieser quert unzählige, bis in den Spätsommer hinein firngefüllte Steilrinnen und ist daher sehr gefährlich.

Bergtouren: **Waldhorn**, 2702 m, auf markiertem Steig über das Waldhornförl. Mit Ausnahme einer kurzen Stelle oberhalb des Waldhornförls, wo man die Hände zu Hilfe nehmen muß; nicht schwierig, etwas ausgesetzt ca. 3 St. – **Kl. Wildstelle**, 2577 m, über die Neualmscharte, ca. 3 St., noch nicht schwierig. Der Übergang zur **Hochwildstelle**, 2747 m, 1 St. über der NW-Grat stellt bereits größere Ansprüche an Trittsicherheit und Schwindelfreiheit und hat eine sehr ausgesetzte Stelle. Sicherung mit kurzem Seil für schwächere Gefährten. Die Hochwildstelle, höchster »rein« steirischer Berg (der Dachstein wird mit Oberösterreich geteilt) ist ein prächtiger Gipfel mit dunklem Gestein. – Von der Preintaler Hütte läßt sich auch der Hohenstein, 2543 m, einer der markantesten Gipfel des Gebietes, auf Steig Nr. 782, 781 noch leicht ersteigen; etwas anstrengend, ca. 4 St. – Der **Greifenberg**, 2618 m, am Westende des Klafferkessels, wird beim Übergang zur Gollinghütte überschritten, wäre aber auch für sich eine lohnende Tour (eine kurze, versicherte Stelle), ca. 3 $\frac{1}{2}$ St.

Klettertouren: Ungleich höher ist das »Angebot« an Klettertouren im Bereich der Preintaler Hütte! Eine klassische Tour mit leichter Kletterei ist die Überschreitung des **Kiesecks**, 2681 m, aus der Rettingscharte zum Waldhorn, ca. 4–5 St.; ähnlich in der Schwierigkeit die kürzere, selten gemachte Überschreitung **Steinkarhöhe** – **Placken** 2434 m – **Schreier** 2350 m, mit interessanten Kletterstellen. – Ein Hochgenuß für »Hör-Gehör« aber ist der **Südgrat der Hochwildstelle**. Festes Gestein, Luftigkeit und eine Reihe eigenartiger Stellen vermitteln dort den Eindruck, als sei dieser Grat eigens zur Freude der Kletterer ausgeklügelt und geschaffen worden! **Die Hochwildstelle** hat noch einige auch schwierigere Kletterführer, die aber besser von der Wödl-Hütte ausgehend gemacht werden. Der von der Hochwildstelle nach SSO verlaufende Grat der **Schur- eckspitzen**, es sind fünf Gipfel bis zu 2575 m Höhe, bietet eine ganze Reihe von Klettereien bis IV und nimmt im »AV Führer Niedere Tauern« von Holl allein über zwanzig Randzahlen ein. Der klassische Klettergrat der Schladminger Tauern ist jener zwischen Neualmscharte und Hohenstein, aus mehreren Gipfeln bestehend, deren höchster der **Pulverturm**, 2463 m, ist. Gruberberg-Torwart-Pulverturm-Zöhnle-Walcher heißt die Gipfelreihe, der – im Gegensatz zu manchen anderen Tauerngraten – auch meist guter Fels bescheinigt wird. Das Zöhnle, nicht von Zahn

kommend, obwohl es so aussieht, sondern nach einer schneidigen Bergsteigerin dieses Namens benannt, hat sogar eine Führe mit IV aufzuweisen. – Der **Zwiesling**, 2469 m, ein »formschönes düsteres Horn«, wie ihn Peter Holl nennt, hat kurze Führer, jedoch bis IV–V. – Das 2702 m hohe **Waldhorn** ist nach Hohl »der dominierende Gipfel in der Runde der Preintaler Hütte, zu der er mit seiner N-Wand des N-Gipfels senkrecht abstürzt«. Der NO-Pfeiler des NO-Grates ist eine Fahrt des IVten Schwierigkeitsgrades, mit etwa 600 m Höhendifferenz; der N-Grat (III–) wird als sehr lohnende Kletterei bezeichnet; die O-Wand und die W-Wand des Nordgrates sowie die N-Wand erlauben weitere interessante Klettertouren bis III+.

Die Bewertungen dieser Touren wurden dem Holl-Führer entnommen. Längst nicht alle Möglichkeiten habe ich aufgezählt. In den Schladminger Tauern wäre noch manche Neutour zu finden. Peter Holl, der erfolgreichste Neufahrten-Finder unserer Zeit (über 250 Erstbegehungen) hat noch in den letzten Jahren eine stattliche Zahl von Erstbegehungen in diesem völlig verkannten Gebirge machen können und weist in seinem Führer sogar auf neue Möglichkeiten hin, z. B. auf die undurchstiegenen gewaltigen SO-Wände des Gruberberges. Wie konnte es dazu kommen, daß die Schladminger Tauern so verkannt wurden? Das Gebirge selbst – von dunklem Gestein, unwegsam, mit riesenhaften Höhenunterschieden zwischen Tal und Gipfel (Schladminger 730 m – Hochgolling 2863 m = 2133 Meter!) mit Mangel an Stützpunkten und eifersüchtig bewachtem Jagdland – entzieht sich dem Menschen. Der sogenannte »Tauernhöhenweg« hat wohl mehr Menschen in das Gebirge gelockt als früher. Doch den Gipfeltouren hat er eher geschadet, als Aufschwung gebracht – so seltsam das klingen mag! Höhenweg-Begehungen – man könnte sie alpine Vorläufer der Weitwanderer nennen – sind nur selten auch Gipfelbesteiger. Ein Höhenweg oder Weitwanderweg verlockt zum schnellen Durchgehen – der Weg ist das Ziel und nicht der Berg! Nicht viele Bergsteiger vermögen die düstere Stimmung dieser Tauern auf längere Zeit zu ertragen. Ich habe da selbst immer wieder meine Berggefährten beobachten können: eine helle Wand aus Kalkgestein »zieht« viel mehr als eine dunkle. So ist der nahe Dachstein auch der größte Konkurrent der Schladminger Tauern, die nur wenig niedriger sind, doch gegen ihn zu wenig Wirkung zeigen. Die Bergsteiger und vor allem die Kletterer vermuten dort keine interessanten Fahrten. Auf daß es anders werde ... zur Ehrenrettung eines Gebir-



Blick vom Hubenbauernhörl mit Windschnürspitze und Predigtstuhl

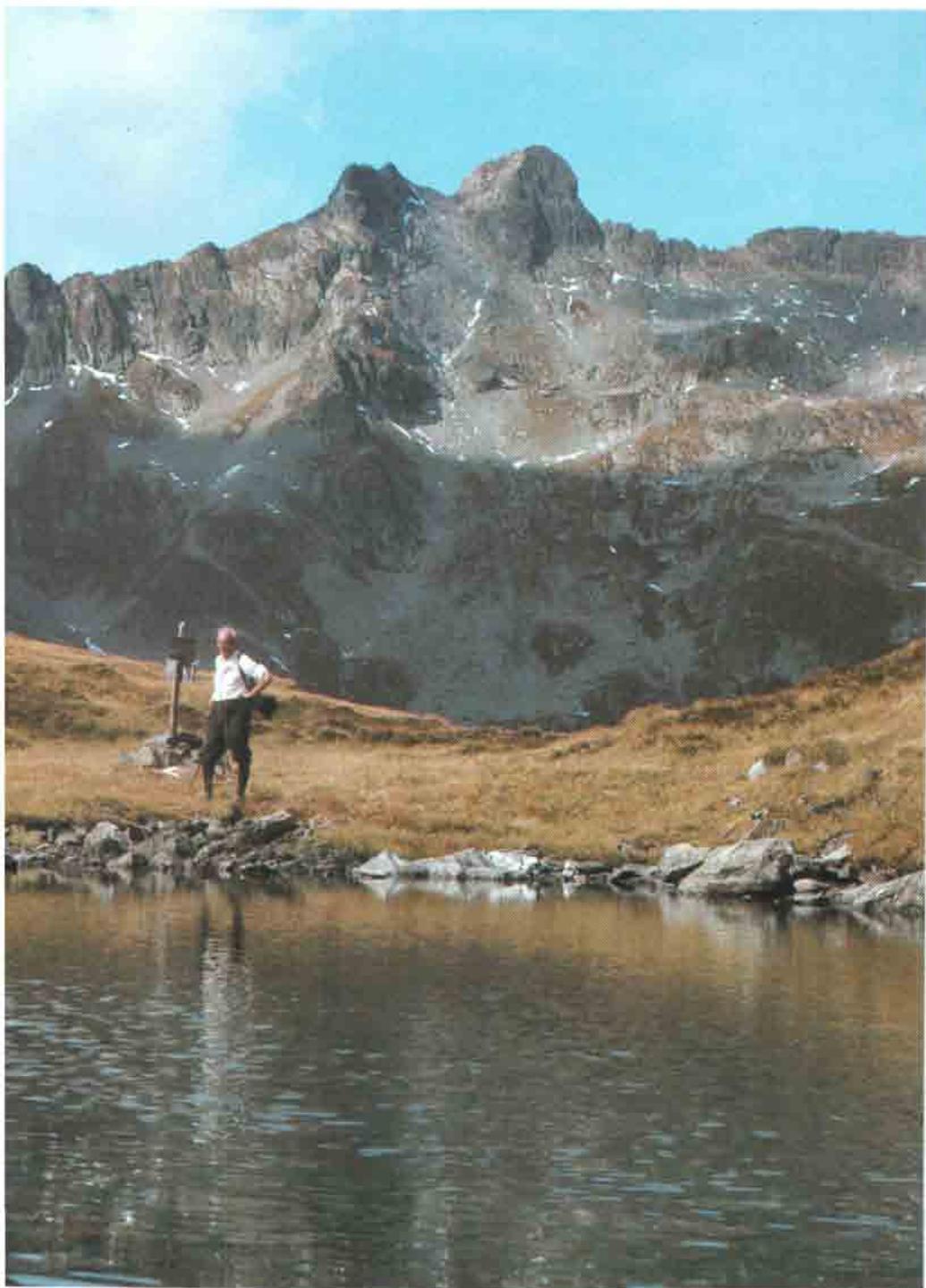


Foto: Gottfried Achberger

ges, das man oft mit der Hohen Tatra verglichen hat, das aber noch mehr mit der Schobergruppe oder der Dauphiné Ähnlichkeit hat, habe ich diesen Bericht geschrieben.

Der weltalte Bergfürst Preber

Der k. u. k. salzburgische Landpfleger Ignaz Ritter von Kürsinger, auf dessen Initiative auch die Ersteigungsversuche am Großvenediger zurückzuführen sind, ist sicherlich kein Bergsteiger gewesen. Zu seiner Zeit stak der Alpinismus auch noch in den ersten Schuhen. Doch der hochverdiente und – geschätzte Herr hatte etwas für die Berge übrig. So nennt er den Preber den »weltalten Bergfürsten« und räumt ihm in seinem 785 Seiten starken Werk »Lungau« 1853 guten Platz ein. Ja, er wußte sogar schon von Prebertouren zu berichten:

» ...Von Tamsweg bedarf man, um an den Scheitel des Preber zu gelangen, sieben bis neun Stunden, von Seethal sieben Stunden, ebenso weit vom Pfarrdorf Lessach. Das Ansteigen dieses Bergriesen ist ohne Gefahr, da selbst zarte Frauen diesen lieblichen Ausflug unternehmen, der Lohn dafür ist groß ...«

Die Grazer Hütte, 1896 m hoch an einem Vorbuckel des riesigen Berges gelegen, wurde sicherlich deswegen erbaut, weil der Berg so weitab vom Tal und so hoch darüber liegt. Die Höhendifferenz Tamsweg 1021 m – Prebergipfel 2741 m, also über 1700 Meter, hat dem Preber seinerzeit sogar den Ruhm der zweitlängsten Skiabfahrt Österreichs eingetragen. Früher fuhr man noch, günstige Schneelage vorausgesetzt, vom Gipfel bis nach Tamsweg ab. Heute wird die Strecke zwischen Tamsweg und Prebersee meist auch im Winter mit PKW zurückgelegt. Es bleiben noch immer tausendzweihundert Meter Höhenunterschied zwischen Gipfel und See, um die sich im Spätwinter und Frühling viele Alpinfahrer aus der Steiermark, aus Salzburg und Kärnten »reißen«! Und die Preberabfahrt hat vor etwa siebzig Jahren schon Eugen Guido Lammer zu hymnischen Lobgesängen auf den Skilauf hingerissen:

» ...Gibt es noch ein menschliches Bewegen, bei dem das Geistige so unmittelbar, so spicend selbstgewachsener Ausdruck wird, wie die fortfließende Kraftlinie aus dem planenden Geist durch Nerv und Gelenk ins Gerät des Skiläufers? Damit verglichen, ist der Flieger nichts als ein intellektueller Maschinenwärter; dem Tennisspiel und dem Tanz fehlt die raum-

verschlingende Lust. Noch mangelt das gute Wort, um treffend diesen vollkommenen, göttergleichen Sieg des Geistes über das Stoffliche zu kennzeichnen ...«

Ja, Lammer fühlte sich auf der Abfahrt vom Preber geradezu göttlich: »... schon jagen die braven Sohlen schräg links dahin über das schier unermeßliche Gefilde. Doch was ist das? Ich stehe ja still, und es fliegt und braust und wogt der Berg herauf zu mir, gleißend von tausend Karfunkeln. Ich bin der ruhende Mittelpunkt der Welt ...«

Der von mancherlei »Bergdämonen« zerrissene, immer aber geistes- und sprachgewaltige Professor Lammer hat die Schladminger Tauern geliebt und sich in späteren Jahren, zahmer geworden, an ihrem Fuße in Mariapfar seinen Alterssitz gewählt. Er hat nicht nur den Preber, sondern auch manchen anderen Berg des Gebietes und – was man dem Urband Lammer gar nicht zugetraut hätte – sogar die Blumen dieser Tauern lieb und zart beschrieben.

Graz – Vorort des Alpenvereins

Diese Überschrift wählte das Grazer Morgenblatt vom 11. August 1894 für einen Bericht über die Generalversammlung des DuÖAV in München, wohin die Sektion Graz 40 Mitglieder mit dem Obmann LGR Dr. Riegler entsandt hatte, welcher auch zum neuen Präsidenten des DuÖAV gewählt wurde. Für eine zu erbauende Schutzhütte am Preber hatten die Grazer eine Subvention von DM 8.600,– erbeten. Erhalten haben sie später DM 3.600,–, doch diese waren ebenso willkommen wie eine namhafte Spende der (heute noch bestehenden) Grazer Steiermärkischen Sparkasse; woraus hervorgeht, daß sich schon damals Sparkassen als Sponsoren betätigten...

Schon im Jahre 1880 war unter den Vereinsvorträgen des Grazer Alpenvereins einer als besonders interessant genannt worden, der »Eine führerlose Ersteigung von Preber und Rotheck« zum Thema hatte. Sicherlich hat dieser Vortrag dazu beigetragen, den Preber für einen Hüttenbau auszuwählen! Anfang Juni 1894 wurde mit dem Bauen an einem »todsicheren Platz« begonnen, am 17. September desselben Jahres beging man bereits das »Wiegenfest« der neuen Grazer Hütte! Über ihren Namen hatte es lt. Zeitungsmeldungen am 22.5.94 beim Grazer AV eine Abstimmung gegeben. Man wollte sie nach dem verdienstvollen Obmann Riegler-Hütte

nennen. Doch Dr. Riegler hatte abgewinkt, und aus den verbleibenden Vorschlägen »Preberhütte oder Grazer Hütte« wählte man dann mit großer Mehrheit Grazer Hütte.

Das »Wiegenfest« der neuen Grazerhütte muß nach Zeitungsberichten wirklich ein Fest gewesen sein: »... das weltabgeschiedene Hochtal der Krakau mit seinen freundlichen Bewohnern bietet alles auf ...« Genannt werden auch lobend die »Schwestersektionen« Oberwölz, Murau, Lungau, Murtal, Obersteier, Semmering, Marburg und die Akademische Sektion Graz. Leider wurden keine Besucherzahlen erwähnt, doch gab es mehr als 10 (!) Festredner. Pfarrer A. Heinzmann aus Krakau ebene, der sich größte Verdienste um den Hüttenbau erworben hatte, wurde entsprechend bedankt und erhielt einen »prächtigen silbernen Becher« überreicht.

Nur drei Wochen später fand in dieser Gegend ein noch größeres Fest statt: die feierliche Eröffnung der Murtalbahn!

83 Jahre lang diente die Grazer Hütte dann als zünftige, wenn auch in den letzten Jahrzehnten nicht mehr neuzeitlichen Erfordernissen entsprechende Bergunterkunft. In den Jahren 1976/77 wurde sie einer Generalsanierung unterzogen, von welcher der heutige Geschäftsstellenleiter der S. Graz, Günter Aufferbauer (dessen unentwegten Nachforschungen auch die Berichte von 1894 zu verdanken sind) im Nachrichtenblatt der Sektion Graz u. a. schrieb:

»... die nostalgiebehafteten Erinnerungen, demnach die Küche nicht nur Kochzwecken diente, sondern auch gleichzeitig Durchgang vom Gastzimmer zu den Sitzbänken im Freien, Aufgang zu den Schlafräumen sowie Wartezimmer für die Benutzer des windschiefen »Örtchens« war, sind nur noch belächelter Gesprächsstoff. Doch bei aller notwendigen hygienischen Verbesserung blieb nicht nur der Altbau bestehen, sondern wurde auch bewußt der heimelige Charakter der Räume gewahrt...«

An der Grazer Hütte, die im Juni 1978 feierlich eingeweiht wurde, sind so viele Verbesserungen vorgenommen worden, daß man wirklich fast von einem Hüttenneubau sprechen kann. Sie bietet nun Schlafplätze für 50 Personen (früher nur 20) und ist neuzeitlichen Erfordernissen angepaßt. Ein Wirtschaftsgebäude mit Winterraum – der am Preber notwendig geworden ist – wird noch errichtet.

Und trotz allen Umbauens zeigt die Hütte noch immer das Bild einer gemütlichen Unterkunft alten, guten Stiles am Berg.

Wie ist nun das Gebiet, das durch diese vorbildliche Schutzhütte erschlossen wird? Räumlich nicht gar groß, und in der Hauptsache galt bisher das berechtigte Interesse wohl nur dem 2740 m hohen Preber selbst. Weniger bekannt, da nicht mehr leicht und auch mühsam zu ersteigen, ist das nordwestlich anschließende um 2 Meter höhere Roteck. In den Tourenkreis der Grazer Hütte gehören noch die Golzhöhe, 2581 m, ein Ausläufer des Rotecks, und eventuell auch der Trennungsrücken zwischen Landschitzkar und Prebergraben mit dem Hauptgipfel Große Barbaraspitze, 2690 m.

Ich kannte den Preber schon in frühesten Tourentagen. Er erschien mir immer wie ein freundlicher Wegweiser, weil er weithin ins Steirische sichtbar ist. Oft habe ich meine Landkarte nach seinem riesenhaften Südhang »eingemordet«. Ich habe den Preber einige Male erstiegen. Jedes Mal aber ist mir die wahre Größe dieses vierthöchsten Gipfels der Schladminger Tauern erst im Abstieg aufgegangen. Am Preber zählen die großen Dimensionen, die weiten Räume – eine Kuppe nach der anderen, ein Hang nach dem anderen, endlos! Das Gefühl, das ich beim Abstieg vom Preber hatte, mag gar nicht so sehr verschieden von jenem gewesen sein, das E. G. Lammer bei seiner Skiabfahrt so göttergleich erlebte. Im schnellen Abwärts erst eröffneten sich mir die schier unermesslichen Bergräume, und mir war, als sänke, nein, fiel ich haltlos in die Tiefe, die mir mit jedem Schritt entgegenwuchs. Im Aufstieg, immer den Vorgipfel oder Gipfel vor Augen, kennt man dieses Gefühl nicht.

Das Roteck ist ein ebenso »ungeheurer« Berg wie der Preber, der übrigens auch seine felsigen Seiten hat. Dieser gleicht einem aufgestellten Steilpult, dessen Ostseite senkrecht abfällt. Auch an seiner Westseite, im uralten Preberkessel, tritt Fels zutage. Und das 2478 m hohe Mühlbachtörl zwischen Preber und Roteck ist gar eine Rarität! Es ist nur einseitig, als Scharte zwischen beiden Bergen gut begehbar. Ein Übergang in den Prebergraben ist es nicht. Es stürzt nach dieser Seite mit einer plattigen Wand ab, die Kletterei erfordert. Das Roteck aber ist allseits ein Kletterberg. Wenn auch der Normalweg vom Preber her über den Südostgrat markiert ist und Steigspuren zeigt, so



frommer Dankbarkeit der guaden Mutter Maria in Bergkrenz für die do
ich vollendete Holzarbeit des Hochwählgeb. Herrn Graf Charles von Barde
eorg Posch Vorarbeiter sowie auch von Mitarbeiter in Faber 1910. geogfert



Krakaudorf, Foto: Gottfried Walcher

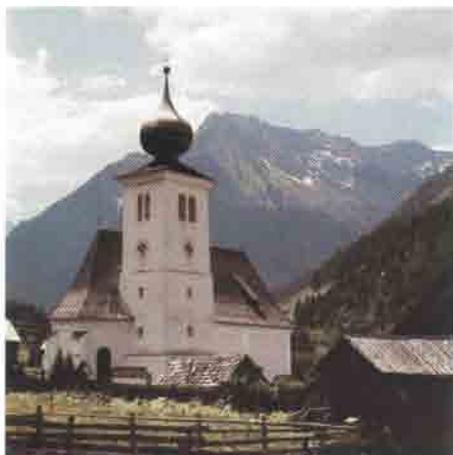
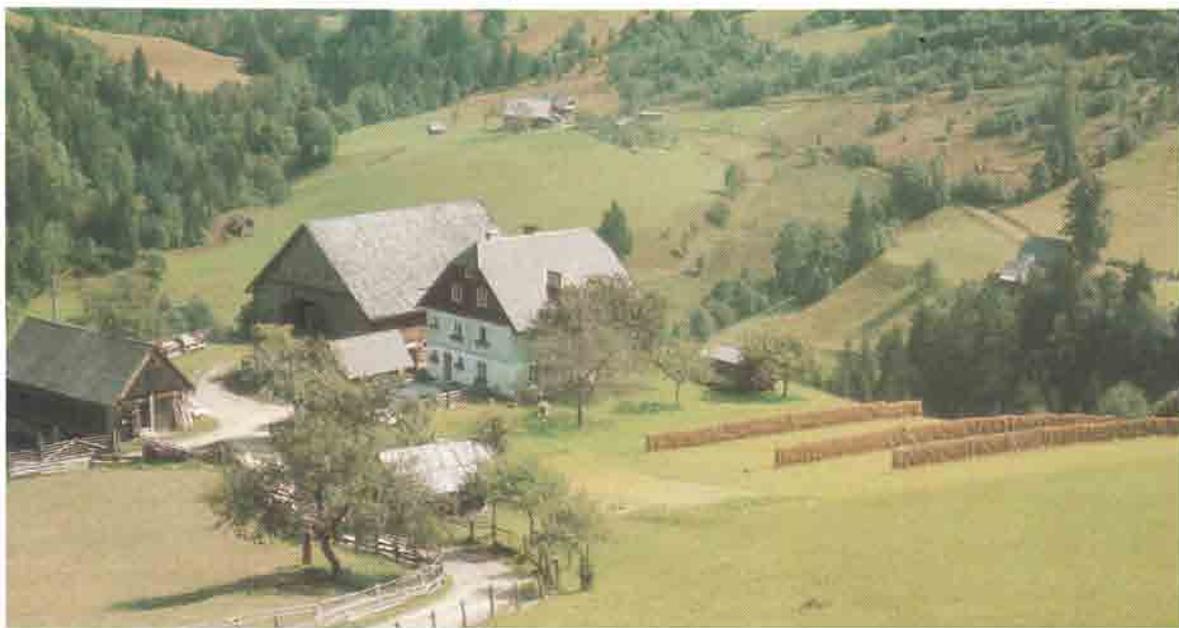


Bild links: Holzfällermadonna in Walchen

Bild Mitte: St. Nikolai

Bild unten: Kl. Sölk, Keßlerhof

3 Fotos: Dr. Wilhelm Maresch



braucht man doch oft in dem auch ausgesetzten Felsgelände die Hände zur Hilfe, und ich würde schwächere Gefährten mit kurzem Seil sichern.

Ich hatte 16 Jahre auf das Roteck »warten« müssen. Ein Alleingang war einmal im Nebelwetter gescheitert, doch erstieg ich dann die Golzhöhe durch eine sehr steile, erdige Rinne von Osten her und hatte so wenigstens einen unbekanntem Gipfel eingeheimst. Viele Jahre später, an einem warmen Oktobersonntag, gelang dann die Rotecktour ohne Hindernis. Vom Prebersee her schlugen wir uns durch den Urwald unterhalb des Preberkessels in der Falllinie durch (den besseren Steig zur Preberhalterhütte hatten wir leider verschmäht) und erreichten dann neben den Quellbächen des Mühlbaches, an Wetterbäumen vorbei aufsteigend, die Pfadspuren zum Mühlbachtörl. Der verlassene Preberkessel hat etwas Urweltliches. Vom Törl gehts einen grasigen Hang empor, der sich aber bald »zuspitzt«, und in einem brüchigen, fast überhängenden Felskopf gipfelt. Ein Gefährte »schwimmt« mitten durch den Steinbruch – es sieht wirklich so aus – wir beiden anderen aber finden eine etwas heikle Rinne zur Rechten, um diese Schlüsselstelle zu umgehen. Dann führen wieder Steigspuren durch die ausgesetzte Bergflanke aufwärts, mit jungem Schnee und auch schon etwas tückischem Eis bedeckt. Vorsichtig schoben wir uns darüber. Bald ist »treuer« Fels erreicht, es geht über den Grat, durch Scharten, auf die Westseite und dort hinab. Der Höhenverlust ist recht unangenehm. Weiter auf Rinnen und Rippen, auf- und absteigend, um felsige Ecken herum, auf grasigen Bändern, durch kleine Kamme, recht ermüdend. Aber was für eine ungeheure Flanke! Zu weit gestreckt, als daß man Einzelheiten behalten könnte. Nur rotes und grünes Gestein merke ich mir, und – eine Freude, wie ich sie selten auf einem Gipfel empfunden habe. Im Abstieg habe ich alle Mühe vergessen und bin nur ganz einfach glücklich am Berg.

Alle anderen Seiten des Rotecks, das man mit dem Preber ein Gebirge für sich nennen kann, sind weitaus schwieriger. Etwa der plattige, wie mit Dachziegeln beschichtete Südwestgrat, III, oder der Nordwestgrat, I – II. Wödl empfiehlt in seinem Führer »guten Steigern« auch noch, den Südostgrat direkt zu erklimmen und nennt einige interessante Stellen, darunter einen Überhang. Sehr vergnüglich soll, wie mir

seinerzeit Robert Hüttig erzählte, der Gratübergang vom Roteck zur Barbaraspitze und zur Jägerspitze, 2573 m, sein. »Da sind wir so vor uns hin geklettert, und auf einmal war der Grat weg!« Eine Unterbrochungsstelle gibt es dort, die wirklich den Eindruck machen soll, als sei man plötzlich in der Luft. Ob es sich um den auf der Österreichischen Karte 1:50000 mit »Klienschachtel« benannten 2445 m hohen Gipfel handelt, weiß ich leider nicht. Auch nicht, woher dieser Name kommt – auf diesen neuen Karten gibt es bereits ein Namenswirrwarr! Aber vielleicht findet einmal ein zünftiger Tauerngrat-Kletterer beides heraus – was die Klienschachtel ist, und wo der Grat auf einmal »weg« ist!

Grazer Hütte, 1896 m, zugänglich auf markiertem Steig von Klausen bei Krakauhintermühlen. 1320 m, in ca. 1½ – 2 Std. Autobusverbindung Murau-Krakau-Klausen zur Sommersaison. – Fahrstraße (in schlechtem Zustand) vom Prebersee bis in Hüttennähe. Bewirtschaftet vom 1.6. – 15.10.

Lohnendste Tour: Preber, 2741 m, auf Steig Nr. 787, ganz leicht und lohnend für Bergwanderer jeden Alters, ca. 2½ St. Herrlicher Rundblick (Großglöckner usw.). – **Sehr schöner Abstieg:** auf dem Pfad Nr. 786 in den Prebergraben und auf Fahrweg nach Klausen, ca. 3 ¼ St. Etwas mühsam, da schmaler und verwachsener Steig, doch ungläubliche Blumenpracht (ich habe diesem Weg ein ganzes Kapitel meines Buches »Verliebt in die Heimat«, und zwar »Die Tauernkur« gewidmet).

Roteck: Zugang von der Grazer Hütte auf Steig Nr. 788 in den Preberkessel (da es möglich ist, den Preber selbst im Aufstieg zu umgehen und ihn evtl. im Abstieg zu überschreiten) oder etwas höher von 787 abzwiegend (unterhalb des Trogleitenecks, 2200 m) auf markiertem Pfad zum Mühlbachtörl und weiter nach Markierung Nr. 785 zum Roteck, ca. 4 St. von der Grazer Hütte; großartige, mühsame Tour: kurzes Seil empfohlen. –

Literatur und Karten: Peter Holl, AV-Führer Niedere Tauern, Bergverlag Rother 1977. I. Buchenauer, »Verliebt in die Heimat« – Ein Tauernbuch. Leykam, Graz 1975. – I. Buchenauer, »Wandern in der Steiermark«, Tyrolia 1976, 2. Auflage. – L. Buchenauer, »Bergwandern in der Steiermark«, Tyrolia 1976, 2. Auflage. Hans Wödl, Führer durch die Schladminger Tauern, Artaria 1924, vergriffen, in alpinen Büchereien noch zu finden. – Freytag-Berndt-Karte 1:100000, Bl. 20. – Österr. Karte 1:50000, Bl. Schladming, Gröbming und Stadl a. d. Mur – AV-Karte 1:50000, Bl. Niedere Tauern II. – Kartenbeilage dieses Jahrbuchs.

Herrn Prof. Otto Nessizius, Obmann der »Preintaler«, Wien danke ich herzlich für Angaben über die Preintaler Hütte.

Anschrift des Verfassers:
Liselotte Buchenauer
Th.-Körner-Straße 47
8010 Graz

Berge Erzherzog Johanns

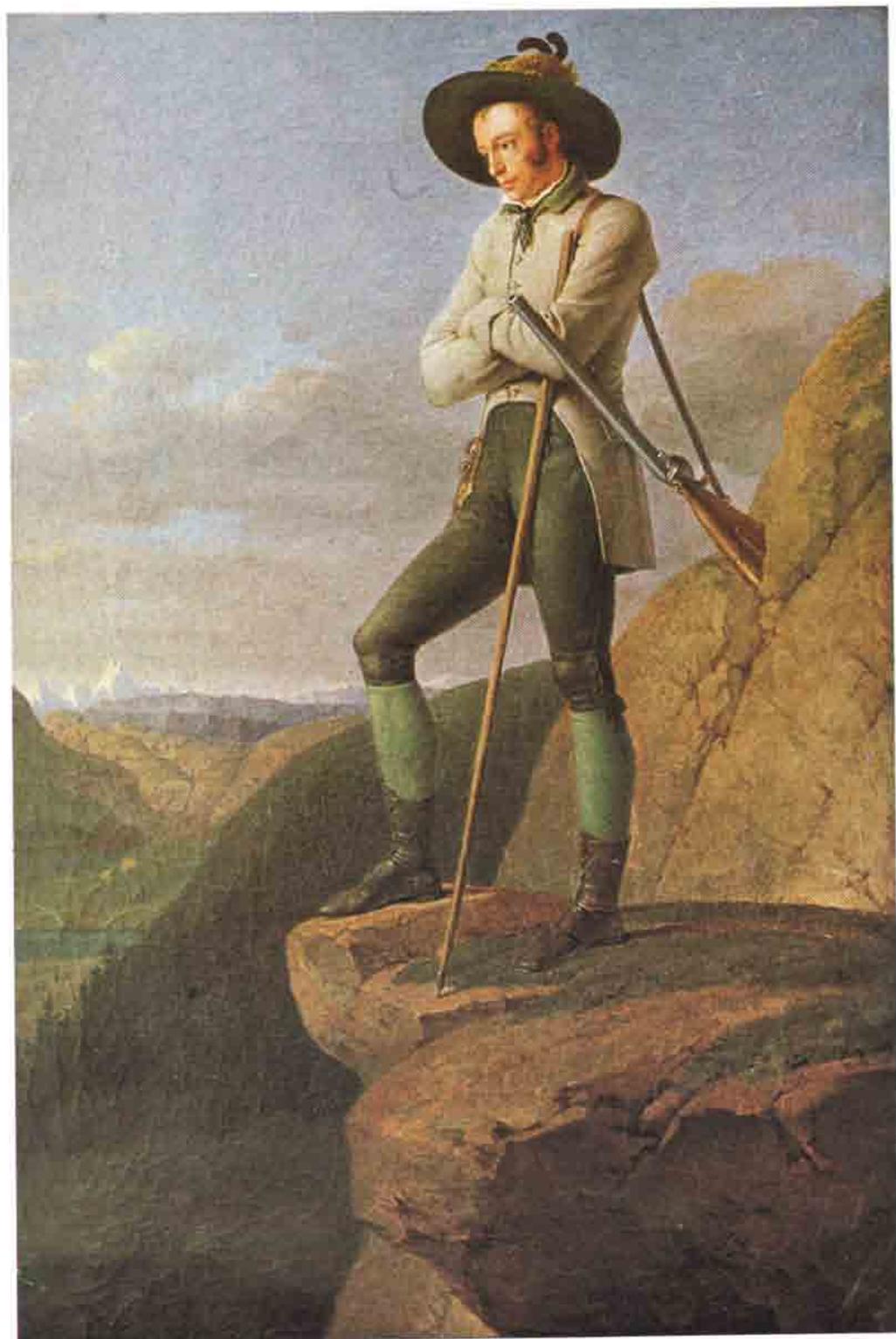
HARALD SCHUELLER

Hochwildstelle und Hochgolling

»Wer vermag zu zählen die Schlösser, Dörfer, die man siehet, die vielen Türme auf den Höhen der Hügel, deutlich unterscheidet man manch bekanntes, allenthalben gebautes, gesegnetes schönes Land, hier und da höhere Waldketten und Alpen. Nur so eine Übersicht, nur so ein Punkt kann zeigen, welch ein Land Steyermark ist, wie stille Täler, hohe Alpen in der großen Natur mit sanften, bebauten, bewohnten Höhen und herrlichen Flächen abwechseln. Da wiederhole ich mir immer: Nichts über Dich, Steyermark!«.

So schrieb Erzherzog Johann am 6. Juli 1810 über seine Wahlheimat Steyermark zu einer Zeit, da ihm als Bruder des österreichischen Kaisers Franz I. die westlichen habsburgischen Länder in den Ostalpen verschlossen waren. Hatte der 3. Koalitionskrieg 1805 mit der verlorenen »Dreikaiserschlacht« bei Austerlitz gegen Napoleon den Verlust von Tirol und Vorarlberg an Bayern im Frieden von Preßburg gebracht, so blieb das Erzbistum Salzburg, das die Habsburger als Entschädigung erhalten hatten, vorerst nur bis 1809 bei Österreich, dem Jahr, in dem es zu einem neuerlichen Waffengang Österreichs mit Frankreich kam und sich die Tiroler erhoben. Der wiederum siegreiche Korske diktierte den Frieden von Wien-Schönbrunn und Salzburg mußte ebenfalls an Bayern abgetreten werden. So ergab sich die politische Lage auch für den Erzherzog, der 1782 in Florenz als 13. der 16 Kinder des Großherzogs Leopold von Toskana und dessen Gattin Maria Ludovica, einer spanischen Prinzessin geboren wurde. Bedingt durch den Tod Kaiser Josefs II. 1790, des Onkels Erzherzog Johanns, trat der Großherzog als Kaiser Leopold II. auch die Nachfolge auf dem österreichischen Thron an, und die Familie übersiedelte nach Wien. Doch schon 1792 starben die Eltern Erzherzog Johanns, und der älteste Bruder Franz übernahm die Regierung in Österreich. Auch Erzherzog Johann wurde im Sinne der Aufklärung erzogen und von seinen Lehrern muß besonders der Schweizer Historiker Johannes von Müller erwähnt werden, der 1793–1804 als Hofrat in Wien tätig war.

Dem Leben in der Großstadt wie auch am kaiserlichen Hofe zu Wien dem strengen Hofzeremoniell abhold, zog es ihn auf das Land, in die Berge, besonders in die Steiermark. Sagte er doch einmal: »Ich fand in den Bergen Kraft, Treue, Einfachheit, ein noch unverdorbenes Geschlecht. Der große Max (Kaiser Maximilian I., den Erzherzog Johann besonders verehrte) hat es geahnt, diese Bewohner sprachen mich an, ich lebte unter ihnen, suchte, forschte, fand und es wurde hell in mir.« Im Kontakt mit der Bergbevölkerung verbrachte er viele Stunden und hatte aufgeschlossene Männer in seinen engeren Bekanntenkreis einbezogen. Bergsteigen und Jagd waren ihm der willkommene Ausgleich und die Erholung gegenüber den vielen Aufgaben, die er sich selbst oder die ihm sein kaiserlicher Bruder stellte. Erzherzog Johann sah den Menschen und die Berge als eine naturgegebene Einheit. Die Durchführung von Bergsteigungen in Verbindung mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen, wie sie ab der 2. Hälfte des 18. Jh. von den Westalpen ausgehend in den Ostalpen ebenfalls geschahen, das war seine Zielsetzung. Hatte er einmal die Anregung zur Erforschung des Weges auf einen Gipfel gegeben, und die Beauftragten kamen nicht zu dem erwünschten Erfolg, dann schaltete sich der Erzherzog persönlich ein, um das von ihm Geplante zur Durchführung zu bringen. Ein Beispiel hierfür sind die Ersteigungen von Hochwildstelle 2747 m und Hochgolling 2863 m in den Schladminger Tauern. Als Erzherzog Johann 1811 dem Waldmeister Paul Grill in Schladming den Auftrag gab, die Anstiege auf beide Berge ausfindig zu machen, waren aller Wahrscheinlichkeit nach schon Besteigungen durch Einheimische vorausgegangen. Die Hochwildstelle hatte 1801 der Äpler Mathias Reiter mit drei Kameraden über die Westflanke des Südgrates erstiegen, den gleichen Weg nahm dann Erzherzog Johann. Der Hochgolling, höchster Berg der Schladminger Tauern, soll am 8. August 1791 von mehreren Tamsweger Bürgern aus dem Görtaichtal über die Westflanke des Südgrates bestiegen worden sein. Als Salzburg unter bayerischer Verwaltung stand, wurde angeblich 1811 durch bayerische Vermessungsingenieure auf dem Gipfel eine 12 Fuß hohe Steinpyramide errichtet, die auch in dem Bericht erwähnt wird, den Waldmeister Grill im Anschluß an seine mißlungene Besteigung vom



Erzherzog Johann als Jäger. Kupferstich nach Ölgemälde von Peter Krafft, 1817. Gegend nicht bekannt, sichtlich »Phantasieland«.

11. September 1811 an den Erzherzog lieferte.

»Euer kaiserl. königl. Hochheit!

Zufolge des allergnädigsten Auftrages unternahm ich und der Reitter-Mathias am 9. dies Monats die Reise auf die Hochwildstelle. Unsern Weg dahin wählten wir von der Kerschbaumalpe inner des Gföllersces (Riesachsee) links hinauf über die Neuwirthalpe. Bis auf eine Entfernung von beiläufigen zwei Scheibenschüssen und eine senkrechte Höhe von 30 Klaftern kamen wir zur Piramide: allein weiter bis auf die höchste Spitze zu kommen, fanden wir unmöglich. Der Abhang weiter hinauf ist beinahe ganz senkrecht und an vielen Stellen entweder überhängig oder blosse Steinwand. Auf mein Befragen, wo man eigentlich passiren müste, äusserte der Reitter-Mathias, dass er es selbst nicht mehr recht sagen könne und erst bei der wirklichen Bekletterung sehen müste, ob und wo eigentlich die Besteigung möglich zu machen wäre. Er fand vorzüglich bedenklich, dass an einigen Stellen, die passirt werden müssten, seit seinem letzten Dortsein, das ist seit 10 Jahren, streifenweis der Rasen abgeglitscht war und auch derjenige, welcher noch an seinem Ort war, wenig Haltbarkeit zeigte. Ueberhaupt kam ihm seiner Aeusserung nach die Passage weit gefährlicher vor, als vor 10 Jahren. Auch gestand er, dass schon damals einer von seinen drey Kameraden, der doch sonst ein sehr fester Mensch war, beim herunterklettern schwindlich wurde und mit gröster Mühe und Gefahr heruntergebracht werden musste. Ich für meinen Theil fand es für unmöglich weiter zu gehen und getraute mir die gänzliche Besteigung für keinen Preis in der Welt zu wagen... Wir mochten diesen Berggipfel beschen von welcher Seite wir wollten, so fielle doch immer das Resultat dahin aus, dass der höchste Gipfel nur für Waghälse erreichbar sein mag. Bei meiner Zurückkunft in Schladming sagte mir der hier anwesende Triangulirungs-Officier Hr. Oberlieutenant Ostermann, dass auch er ein paar Tag nach meiner ebenfahls versucht hatte, die höchste Stelle der Hochwildstell zu erreichen, dass ihm aber die mitgehabten Bauern schwindlich geworden und er also gleichfahls sein Vorhaben aufgeben musste...

In Hinsicht der Botanik fanden wir an dem Hochwildstellberg sehr wenig und nichts sonderliches, die dort gefundenen sind besonders gepackt und Herr Zahlbruckner (Sekretär des Erzherzogs) wird sie weisen können.

Den 11. machten wir uns gleich nach Tags Anbruch auf den Weg nach Hochgalgen (Hochgolling). Bis auf die Helfte Höhe ist der Steig dahin passabel, nur je höher man komt, je steiler und zuletzt führt er über ein ziemlich steilles Steingeröll, bis nemlich zur Galingscharten. Bis zu dieser Scharten ist man Oesterreichischer Seits, jenseits der Scharte aber ist schon salzburgisches Gebieth. So wie man diese passiert hat, muss man sich entweder links über ein äusserst steilles und mit vieler Gefahr zu passierendes Steingeröll wenden, oder aber, um diesen auszuweichen, beinahe eine Stunde weit abwärts gehen und das Steingeröll samt einer sich von diesem hinabziehenden Steinwand umgehen. Sowie man diesen Umgang gemacht, oder das obige Steingeröll passiert hat, gelangt man an die Abendseite des Gallings, welche Anfangs obgleich sehr steil, doch annoch wohl zu besteigen ist. Die Steille nimt jedoch immer zu, immer kommen mehrere Steingerölle zu passieren und endlich kommt man auf blosse steile Steinfelsen, die äusserst brüchig sind, und wovon die sich ablösenden Steine sogleich wekrollen, man muss also alle Vorsicht brauchen, um keinen Stein loss zu treten und mit dem Wekrollen desselben nicht selbst mit zu fallen. Diese Umstände gegen den Gipfl hinauf nehmen immer zu und sind meist so beschaffen, dass ich geglaubt habe, nahe am Ziel wieder umkehren zu müssen. Hätte ich nicht auf diesen Berg nebst dem Reitter auch den hiesigen Jäger mit gehabt, welchem nemlich jede Stelle genau bekannt ist, so würde ich mich kaum auf die Helfte des obern Theils dieses Bergs gewagt haben, weil ich besorgt hätte, mich zu versteigen und keinen Ausweg mehr zu haben.

Ganz auf den höchsten scheidigen Gipfel stehet eine 10 bis 12 Schuh hohe Piramide, die auf Befehl Bayerischer Ingenieure aufgesetzt und an der Salzburger Seite mit Oehlfarbe schwarz angestrichen worden ist. Die Aussicht ist freylich prächtig, und man glaubt sich in gleicher Höhe mit den höchsten Schneegebirgen im Salzburg- und Tirolischen, und höher als der Thorstein, der Hochknall und die Hochwildstell zu sein. Allein wenn man sich nach dem Rückweg umsieht, und die bis ins tieffe Thall hinab immer gleich steille durch keinen einzigen Absatz oder Ruheplatz unterbrochene Fläche ansieht, welche von oben herab sich fürchterlich steil präsentirt, so wird das Vergnügen sehr verdorben und zwar um so

mehr als man Anfangs wirklich um eine Stelle suchen muss, wo man den Rückweg antreten kann.

Sollten daher Euer kaiserl. königl. Hochheit allenfalls den Vorsatz gefasst haben, diesen Galling zu besteigen, so bitte ich in aller Unterthännigkeit um gütiges Vergeben, das ich fest und bestimmt davon abrathen muss, denn so sehr und herzlich gerne ich zur Beförderung Höchstderoselben Vergnügen beizutragen wünsche, so sehr liegt mir die Sicherheit Höchstderoselben hohen Person am Herzen... In Hinsicht der Botanik hat der Galling nichts interessantes, weil er beinahe kahl ist, und wir brachten auf den ganzen Weg nicht ein ganzes Körbchen voll Pflanzen zusammen und fanden gar keine Gattung, die wir nicht schon anderer Orten gefunden hatten...

Bemerkenswert ist die Gipfelfurcht des bestimmt tüchtigen Mannes, wenn er alle Möglichkeiten eines Absturzes seinem Auftraggeber vor Augen führt, nur um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Das sollte noch dadurch verstärkt werden, daß der schlaue Waldmeister von geringer botanischer Ausbeute in seinem Bericht schrieb, wohl wissend, wie sehr der Erzherzog an der Botanik interessiert war. Doch ließ sich Erzherzog Johann von dem einmal gefaßten Entschluß nicht abbringen und veranlaßte weitere Erkundigungen durch Jäger und Äpler, besonders durch den Jäger Jakob Puchsteiner, einem tüchtigen Bergsteiger, der den Weg auf den Gipfel des Hochgollings mit Steindauben bezeichnete.

Es wurde Sommer 1814, bis der Erzherzog im Rahmen einer für ihn gründlichen Erforschung des Salzkammergutes und des oberen Ennstales in die Gegend von Schladming kam. Nachdem die geplante Erststeigung des Hochgollings am 18. August 1814 durch schlechtes Wetter nicht durchgeführt werden konnte, traf die Gesellschaft, zu der außer dem Erzherzog sein Sekretär Zahlbruckner, der Jäger Jakob Puchsteiner und einige Führer, Träger und Bergknappen zählten, auf der Waldhornalm (unfern der heutigen Preintaler-Hütte 1656 m der Alp. Gesellschaft Preintaler) ein. Am nächsten Morgen war strahlendes Wetter, und man brach um 4 Uhr auf. Es wurde der Steig durch das Trattenkar bis unterhalb der Trattenscharte benutzt, um sich dem Verbindungsgrat zwischen dem Gipfel des Himmelreichs und dem Hauptkamm zuzuwenden, der über steile Schneefelder nach 2½ Stunden erreicht wur-

de. Erzherzog Johann berichtet über den weiteren Verlauf des Unternehmens: »Riesenhaft erhob sich nun erst vor unseren Blicken die kolossale Hochwildstelle, von allen Seiten kahle, schroffe Wände uns entgegenstreckend, gleichsam herausfordernd, die kühnen Alpensteiger, zum Versuche sie, die mächtige, zu besiegen. Das Auge entdeckt hier fast keinen Steig. Hier ruhten wir aus, indessen zwey vorausgesandte Bergknappen an der steilen Schneelehne Tritte einhieben. Die wackeren Leute arbeiteten rasch und kräftig; bald war es geschehen... Alles was uns auf diesem Wege nur irgend hinderlich seyn konnte, ... wurde nun hier zurückgelassen. Wir legten alles unter eine Felsplatte, schnallten die Steigeisen an und begannen die Fortsetzung der Wanderung. Der Fusstieg war an den besten Stellen höchstens etwas über einen Schuh breit und führte quer durch die westliche Wand. Der Zug war geordnet: Jakob Puchsteiner, der kühne Jäger, eröffnete ihn mit dem Seil in der Hand, ihm folgte die Gesellschaft, eingetheilt zwischen die Träger, Führer und Knappen; der Aelpler Stadler schloss den Zug und hielt das Ende des Seiles. So hielten wir uns fest und schritten vorwärts über diesen schauerhaften Pfad, in lautloser Stille. Eine starke Viertelstunde ging es so fort, über dem Abgrund schwebend, an der Wand, bis man an die eigentliche Wildstelle kommt. Nun erhebt sich der Steig schlängelnd auf einen grünen Platz, durch eine Rinne, steil aufwärts an der Wand. Hier kann man bloß durch Fusstritte auf einzelnen Felsblöcken die Höhe gewinnen. Die Beschwerde erreicht hier den höchsten Grad. Die Anstrengung aller Kräfte und gänzliche Schwindellosigkeit ist unerlässlich. Die Steigeisen erproben hier ihre Nützlichkeit. So gelangten wir an die erste Schneelehne, über welche man durchaus muss. Jetzt geht es rechts steil aufwärts. Man gelangt nun zu einer Stelle, wo sich überhängende Steine zeigen. Hier muss man seitwärts gehen und sich um die Ecken mit grösster Vorsicht schwingen. Von da ging es denn durch die Rinne, über den Schnee, auf den von den Knappen eingehauchten Tritten, dann wieder östlich um die Schneide herum. Hier rasteten wir wieder ein wenig, denn wir fühlten uns sehr angegriffen durch die Beschwerden dieses Weges... Von dieser Schneide beginnt nun der letzte Aufgang. Der führt wieder durch die westliche Wand auf die nördliche Seite hinaus und von



«Erzherzog Johann im Schnee abfahrend».
 Von Matthäus Loder. Aquarell 1820.

dieser über den Grath hinauf zu den Steinmanneln. Von diesen bis auf den Gipfel sind noch 40 Schritte. Mit lautem Jubel betraten wir ihn! ... Die Wildstelle ist auf keiner Seite erstieglich, als von jener, wo wir hinaufkamen... Wir reinigten endlich eine noch fest im Gebirge auf dem Gipfel liegende Steinplatte und schrieben mit schwarzer Oelfarbe Tag, Stunde, Witterung und Barometerhöhe, dann die Namen der Gesellschaft darauf. Ueber diese Platte wurde sodann ein Steinhaufen gesetzt, und auf dessen Spitze ein Stein mit Oelfarbe angestrichen, als Zeichen. Nach beendeter Arbeit ward der Rückweg angetreten. Um 11 U. langten wir an dem Orte an, wo wir unsere Sachen zurückgelassen hatten, labten uns, ruheten aus, fröhlich über das bestandene

Abenteuer, brachen dann um 12 U. wieder auf, legten, zwar mit Beschwerde, doch ohne geringsten unangenehmen Zufall den Rückweg zurück und langten heiter und wohlbehalten wieder in den Alpenhütten an, die wir mit Tagesanbruch verlassen hatten.»

Drei Jahre mußten vergehen, bis Erzherzog Johann wieder in die zentralen Schladminger Tauern kommen konnte. Die Ära Napoleon hatte ein Ende gefunden, der Wiener Kongreß gab in der Schlußakte vom Juni 1815 auch Österreich alle seine seit 1797 verlorenen Gebiete zurück, darunter auch das frühere Erzbistum Salzburg und das Gebiet der Republik Venedig. In verschiedenen Missionen war der Erzherzog im In- und Ausland tätig gewesen, dabei fand er noch Zeit, Bergwanderungen in der Steiermark und in Kärnten durchzuführen.

Im Sommer 1817 war von Murau ausgehend der Erzherzog in Begleitung seines Adjutanten Baron Schell, seines Sekretärs Zahlbruckner, des Gewerkebesitzers Huber aus Mürzzuschlag sowie dem Waldmeister Grill und dem Jäger Puchsteiner nach mehreren Bergtagen in den Schladminger Tauern am 26. August auf der Oberen Steinwenderalm (jetzt verfallen) im Gollingwinkel eingetroffen. Da zu den Genannten noch eine Anzahl Träger kamen, mußte in der Oberen Steinwenderalm, dazu in der Oberen Eibalm (ebenfalls jetzt verfallen, in der Nähe befindet sich die Golling-Hütte, 1650 m, der Alp. Gesellschaft Preintaler), und in der tiefer gelegenen Unteren Stegeralm (inzwischen auch verfallen) übernachtet werden. In den Tagebuchaufzeichnungen schreibt Erzherzog Johann über seine Eindrücke im Gollingwinkel: »Bald hatte man im Thale die obere Steinwandhütte und mit ihr das Ende des Thales erreicht. Kann man von einer Gegend sagen, dass sie schauerlich ist, so ist es wohl von dieser; ein schöner grüner Alpenboden von einem Wasser durchschlängelt, 4 bis 500 Schritte lang und ebenso breit, ganz eben, bildet die Tiefe, auf diesem steht die Hütte; im Norden ist der Ausgang des Thales voll Steintrümmer gegen die Eibelhütte zu, woher wir gekommen sind; die übrigen drei Seiten umschliessen die höchsten Gebirge... Schwer ist es für einen Zeichner, diese Gegend darzustellen, zu nahe und zu hoch sind diese Berge, um sie gehörig fassen zu können... Der Abhang gegen die Gollingscharte ist der einzig bewachsene, obgleich kleine Wände auch diesen un-

terbrechen; er ist steil und hoch; die an seinem Fusse gelegene Steinwandhütte ganz der Wildnis angemessen, in welcher man sich befindet, von zusammengelegten Steinen niedrig erbaut, mit Bretterschindeln bedeckt, – eine Vorstube mit dem Herde, eine innere für die Sennerin und die Alpenerzeugnisse, ringsum die Trampeln (Ställe) von gleicher Bauart. In der Hütte legten wir uns, ein dicker Nebel wälzte sich über die Wände, diesem folgte bald ein heftiger Platzregen, vor welchem die Hütte kaum schützte, denn an mehreren Orten drang das Wasser hinein. Eine warme Milchsuppe und etwas mitgenommener Vorrat war unsere Kost.«

Das schlechte Wetter hielt den folgenden Tag an, und der Erzherzog nahm mit seiner Begleitung in der geräumigeren und besseren Unteren Stegeralm Quartier. Man fühlte sich hier recht wohl, und als es gegen Abend aufhellte, sah man, daß auf dem Hochgolling Neuschnee lag. Prächtiges Wetter war am 28. August und die Gesellschaft brach um 7 Uhr auf. Nach einer Stunde kam man zur Oberen Steinwenderalm, wo ihnen die Sennerin ein kräftiges Frühstück bereitete. Es folgte nun die eigentliche Besteigung des Hochgollings, die der Erzherzog wiederum sehr anschaulich in seinem Tagebuch geschildert hat: »Dem kleinen Fussessteige folgend, wandten wir uns nun zwischen den Steinen über den Alboden steil hinan durch die Schlucht, der Gollingscharte zu. Es ist ein bewachsener Abhang voll Steine. Mitten liegt Schutt und Gerölle, von den Wänden des Gollings abgestürzt. Eine Wand trennt diesen Abhang in zwei Theile. Ein kleines Schneefeld breitet sich hier aus. Durch dasselbe gingen wir auf eingehauchten Tritten.« Bis jetzt war man 1 1/2 Stunden angestiegen und hatte die schneebedeckte Gollingscharte erreicht. Die Stimmung in der Gesellschaft war ausgezeichnet, das Wetter blieb weiterhin schön, und so wurde der eigentliche Gipfelaufbau in Angriff genommen. »Wir wandten uns aufwärts, der von der Scharte fortziehenden Schneide nach. Hier verliert sich jeder gebahnte Weg... Es ging nun südlich durch brüchige Wände immer steil hinan. Die Tritte musste man sorgfältig suchen. Wir erreichten sodann eine kleine Klamm, kahl und brüchig, in dieser lag Eis. Hier war die böseste und gefährlichste Stelle zu passiren. Die Felsen bilden hier hohe Tritte, gleich einer kolossalen Treppe; immer steiler und steiler hinan zieht

sich der Weg an der Wand mäandrisch hin und her, im Süden (soll heißen im Südwesten) der tiefgähnende Abgrund, fast senkrecht abstürzend... So erreichten wir endlich den Grath am westlichen Ende... Die Beschwerde stieg von hier an bedeutend; nur gänzlich Schwindelfreie mögen diesen Hochpfad betreten. Ungefähr hundert Schritte weit schreitet man über eine abgerundete glatte Schneide, höchstens zwey Schuh breit. Zu beiden Seiten öffnen sich furchtbare Abgründe, links in das Steinwändthal, rechts in das Lungau; doch mit dieser Schneide ist auch das letzte Hinderniss besiegt, und mit einem jubelnden Glück aufstanden wir auf dem Gipfel des Hochgollings... Wir verweilten hier eine Stunde. Dann hieben wir unsere Namen auf einer Steinplatte ein, jeder der Gesellschaft legte einen Stein in das Mannl, und dann ward die Rückreise angetreten... Schneeestöber trieb uns vorwärts, allein an den mit Schnee angefüllten Klammern in den nach Lungau abfallenden Wände, die schon im Anstieg schwierig waren, ward der Weg wirklich gefährlich; doch kamen wir mit Hilfe der treuen und muthigen Führer glücklich durch, bis auf einen Begleiter, den Ungeduld nachtrieb, ohne den Führer abzuwarten. Ausgleitend und sogleich abrollend flog sein nicht berggemäss geführter Alpenstock durch die Lüfte in den Abgrund, doch erhielt er sich, während der Athem in unserer Brust stockte, dadurch, daß sein Arm sich durch den weichen Schnee in eine Felsenspalte zwängte und er an ihm wie an einem Haken über dem Abgrund hing. Bald war er aus dieser entsetzlichen Lage befreit und ausser einer Quetschung unverletzt... Glücklicher langten wir in unserem Standquartier, der Steinwandhütte, an. Wir hatten von dort auf die Scharte 1 1/2 Stunden, von der Scharte auf den Gipfel 3 Stunden zugebracht. Eine Stunde waren wir oben gewesen, hinab brauchten wir auf die Scharte 2 Stunden, von da hinab 1 Stunde, zusammen 8 1/2 Stunden. Dennoch waren wir nicht ermüdet und der erhabenen Eindrücke voll, welche diese Excursion in unseren Gemüthern zurückgelassen hatte.«

Am 29. August 1817, einen Tag nach dem Hochgolling, wiederholte Erzherzog Johann bei günstigen Voraussetzungen die Besteigung der Hochwildstelle. Für die damalige Zeit und unter den gegebenen Umständen muß die Ersteigung der beiden Gipfel an zwei aufeinander folgenden Tagen als beachtliche touri-

sche Leistung angesehen werden. In ländlicher Jägerkleidung mit dem Bergstock in der Hand auf dem Gipfel stehend, während die anderen Männer der Gesellschaft noch die letzten Meter über Schnee und Fels ansteigen, so hat Jakob Gauer mann (1772–1843), einer der Kammermaler des Erzherzog Johann, seinen bergbegeisterten Herrn auf einem Aquarell dargestellt. Gauer mann hat, wie auch andere Künstler vor und nach ihm, den Erzherzog auf vielen seiner Wanderungen und Bergtouren begleitet, und von des Künstlers Hand ist auch die Skizze zu dem Aquarell, eine lavierte Federzeichnung mit dem Vermerk »Die ausgeführte Zeichnung davon H. Hartopp großbritannischen Obristen. Die erste ausgeführte Zeichnung davon besitzt s. k. Hoheit der Erz h. Johann 1819 oct./XII.« Das betreffende Aquarell trägt die fälschliche Bezeichnung »Erzherzog Johann auf dem Hochgolling 1819«, denn Dr. W. Sittig weist in seiner Abhandlung »Erzherzog Johann als Bergsteiger« (Jahrbuch des ÖAV 1959) darauf hin, daß der Hochgolling der Gipfelgestalt nach nicht in Frage kommen kann, wie auch das Steinmandl fehlt, von dem in der Ersteigungsbeschreibung die Rede ist. Mit der Richtigstellung des Irrtums befaßte sich auf Grund archivalischer Unterlagen auch Dr. W. Koschatzky, Graz, daß Eintragungen im Tagebuch Jakob Gauer manns 1800 bis 1823, die in Verbindung mit der Beschriftung der Zeichnung durchgeführt wurden, besagte Skizze dreimal als Besteigung der Hochwildstelle erwähnen. Es fehlt eine Zeitangabe der dargestellten Besteigung; das Bild wurde im Spätherbst 1819 geliefert, sodaß es sich schwerlich um die erste Besteigung im Jahre 1814 handeln kann. Vieles in der Steiermark kündigt von dem sgenreichen Schaffen des Erzherzog für Land und Leute; in der ersten touristischen Besteigung von Hochwildstelle und Hochgolling aber hat er sich ein bleibendes alpines Denkmal gesetzt in seinen Bergen, deren Bewohner er so schätzte. So schreibt er am 4. Jänner 1812 aus Wien: »... Möge bald mich der Himmel von hier wegbringen, mir ist nur dann wohl, wenn ich über den Semmering gesetzt meine Berge wiedersehe, die reine Luft athme und mich in den schönen Thälern und Gegenden, unter einem Volk befinde, welches zwar nicht den hochgepriesenen (nicht haltbaren) Firnis der großen Welt besitzt, aber redlich, offen, gut und herzlich ist.«

Das Farbdia des Bildes »Erzherzog Johann als Jäger« lieferte unser Mitarbeiter Willi End, Baden bei Wien. Die Aufnahme konnte anläßlich der N.Ö. Jagdausstellung 1978 in Marchegg mit Genehmigung des Dr. Franz Graf Meran und über Entgegenkommen der N.Ö. Landesregierung angefertigt werden. Wir bedanken uns hierfür bestens.

Literatur:

- Iwoof Franz, Erzherzog Johann und seine Beziehungen zu den Alpenländern, Zeitschrift des DuOeAV, 1882
 Zwei Bergtouren aus dem Jahre 1811, Zeitschrift des DuOeAV, 1884
 Wallmann Heinrich, Zur Erinnerung an den erlauchten Gönner und Freund der österreichischen Alpen – Erzherzog Johann von Österreich, Beilage zur Österreichischen Touristen-Zeitung, 1882
 Richter Eduard, Die Erschließung der Ostalpen, III. Band, Berlin 1924
 Steinitzer Alfred, Der Alpinismus in Bildern, München 1924
 Ausstellungskatalog, Die Kammermaler um Erzherzog Johann, Neue Galerie am Landesmuseum Joanneum, Graz 1959
 Sittig Wolfgang, Erzherzog Johann als Bergsteiger, Jahrbuch des ÖeAV, Innsbruck 1959
 Holl Peter, Alpenvereinsführer Schladminger und Radstädter Tauern, München 1968
 Steinitzer Alfred, Der Alpinismus in Bildern, München 1924
 Walter Koschatzky, Der Brandhofer und seine Hausfrau, 3. Auflage 1978, Leykam Verlag, Graz

Karten:

- Alpenvereinskarte Schladminger Tauern 1:50000,
 Alpenvereinskarte Niedere Tauern II. (Östliche Radstädter- und westliche Schladminger Tauern) 1:50000,
 Freytag-Berndt, Touristen-Wanderkarte, Blatt 20, Schladminger Tauern, 1:100000.

Anschrift des Verfassers:

OSTR. Prof. Dr. Harald Schueller
Imbachhornstraße 8
5700 Zell am See

Auf hohen Pfaden durch die Niederen Tauern

FRIEDRICH PETERKA

02-Weg von der Preintalerhütte bis zur Sticklerhütte

Der Generalplan der österreichischen Weitwanderwege sieht die Schaffung von zehn überregionalen Wegen durch unser Bundesgebiet vor. Federführend bei den Vorarbeiten war Ministerialrat Dr. Robert Wurst, der erstmals eine schriftliche Fixierung im sogenannten Generalplan schuf, der heute verbindlich für alle alpinen Vereine ist.

Der Zentralalpenweg 02 von Feldkirch im Rheintal bis Hainburg/Donau wurde als dritter überregionaler Weitwanderweg im Sommer 1978 durch die Herausgabe eines vorerst provisorischen Führerwerkes (ähnlich der Beschreibung des Nordalpenweges 01, prov. Führer, 1975) der Öffentlichkeit vorgestellt. Ein geschmackvolles Abzeichen in verschiedenen Abstufungen soll als Anreiz zur verstärkten Durchwanderung einer oder mehrerer Teilstrecken dienen.

Der zweite, mittlere Streckenabschnitt von Hohentauern zur Brennerstraße erfaßt in seiner Länge von ca. 400 km fast den gesamten Tauernhöhenweg (Literatur: Tauernhöhenweg-Führer, Dr. Ernst Herrmann) und vor allem die Strecke durch die Niederen und Hohen Tauern, aber auch noch angrenzenden Zillertaler Alpen.

Ihm verdanken wir vieles: Die knappe, aber prägnante Beschreibung des Tauernhöhenweges von Haus im Ennstal bis zum Venediger, damit einhergehend die Intensivierung des Höhenweg«wanderns« im Bereich der Niederen und Hohen Tauern und vor allem wichtige Vorarbeit für den Zentralalpenweg in dem genannten Bereich.

Wir wollen uns nun nicht zum eigentlichen Beginn des Tauernhöhenweges in Haus begeben, sondern bleiben auf der Hauptroute des Zentralalpenweges 02, die von St. Nikolai im Sölketal über Rudolf-Schober-Hütte und Breitlahnhütte in der Preintalerhütte ihren nächsten, markanten Stützpunkt besitzt.

Anlässlich mehrerer Wochen Führungstouren mit Gästen lernte ich das Gebiet bis zur Sticklerhütte kennen. Wir wählten zumeist den bequemen Anstieg von Schladming durch das

Untertal, vorbei am Riesachsee zur Preintalerhütte.

Am Abend wird es immer still rings um die Hütte; die Bergsteiger sind unter sich: In der Hütte selbst verdrängen Teewasser und Bergsteigeressen Schnitzel und Bier.

Frühmorgens, wie auf ein geheimes Signal, wird zielstrebig gepackt, gegessen und aufgebrochen. Vor der Hütte teilen sich die Grüppchen. Wir wollen zum höher liegenden Klafferkessel aufbrechen, einzigartige, urweltliche Szenerie von Karen und kleinen Seen! Bald haben wir die Untere Klafferscharte erreicht, wo endlich der Blick in das geologisch und landschaftlich interessanteste Wegstück im Bereich der Schladminger Tauern möglich wird.

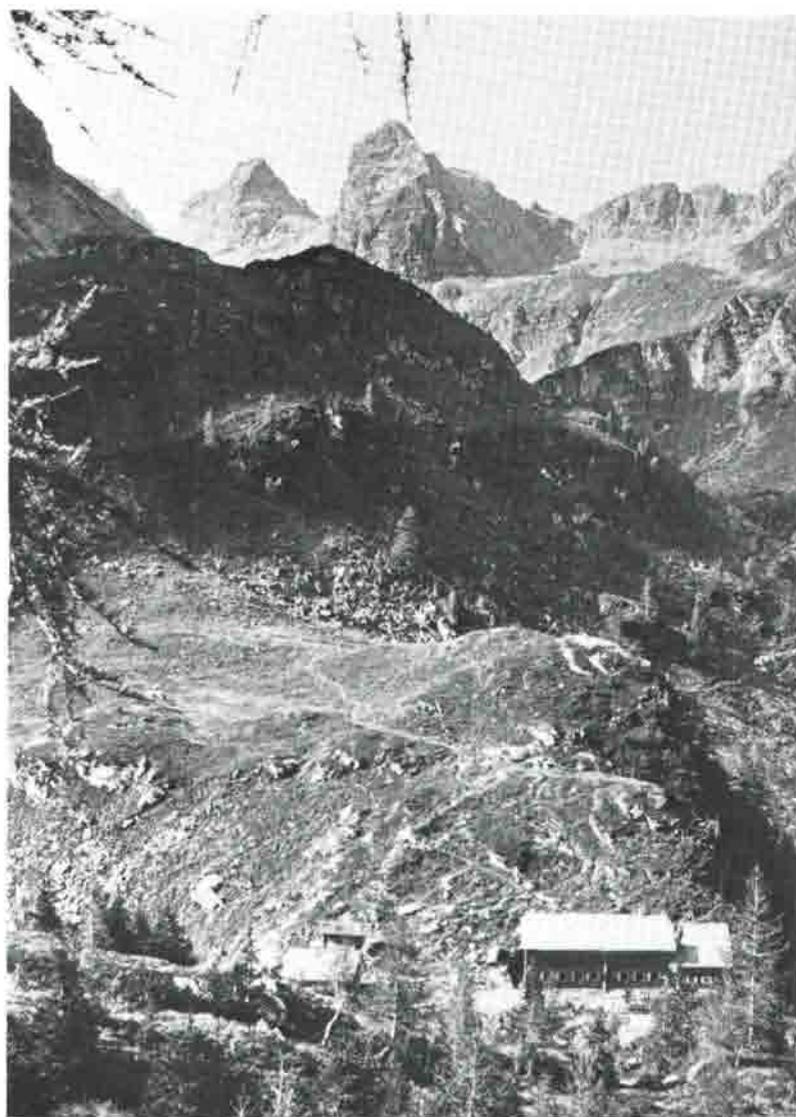
Einige wenige Markierungen weisen durch den in der Eiszeit geschaffenen Kessel, der bei der Oberen Klafferscharte drahtseilgesichert zum Greifenberg hin verlassen wird.

Es ist schon erstaunlich: Nur wenige Höhenwege führen direkt über einen Gipfel. Mit dem Gipfel des 2618 m hohen Greifenberg haben wir eine derart seltene Ausnahme. Steil windet sich von dem hochgelegenen Aussichtspunkt (hervorragende Ausblicke zum Hochgolling) ein kleines Steiglein hinab zur beinahe 1000 m tiefer liegenden Gollinghütte: Auch das ist der Zentralalpenweg!

Noch ehe die Tagesgäste die letzte Steilstufe vom Steinriesenbachtal zur hoch liegenden Gollinghütte überwunden haben, streben wir am nächsten Tag dem Gollingwinkel zu.

Pferde waren es zuletzt, die uns verweilen ließen, unmittelbar vor dem brutalen, 500 Höhenmeter emporführenden Steilanstieg zur Gollingscharte. Der Gipfelweg über den Nordwestgrat oder gar Historischen Weg gehört nicht zum eigentlichen »Programm«, doch genügend Zeit – 1½ bis 2 Std. Aufstieg – ließen uns den höchsten Berg der Schladminger Tauern besteigen. Nahe beim massiven Holzkreuz des 2863 m hohen Hochgollings erschaute wir vergangene wie zukünftige Tourenziele: Dachstein, Sonnblick, sogar den Glockner.

Der Abschluß der Tagesetappe kann nun beliebig gewählt werden; einerseits lädt die Landawirseehütte zu vorzeitigem Ablegen des Rucksacks ein, andererseits bringt eine Querung über Rasenbänder Zeitgewinn: Von der Trockenbrotscharte gelangt man in ca. einstündigem Marsch zur Keimprechtshütte.



*Neue Preintaler
Hütte 1657 m auf
der Waldhornalm
in den Schladminger
Tauern. Im Hinter-
grund (von links)
Reislingkogel und
Greifenstein.*

*Foto:
Kaserer Schladming*

Zumeist plätzt sie schon aus den Nähten, die kleine Keinprechthütte. Ich hörte etwas von 73 Nüchtigungen an einem Sommerabend – wer die Hütte kennt, weiß wohl, was das bedeutet ...

So etwa die Hälfte der Strecke Preintalerhütte – Stickerlhütte wurde mit Erreichen der Keinprechthütte zurückgelegt, frisch und züggig ausschreitend kann die lediglich dreistündige Etappe über Kruckeck- und Rotmannscharte in Angriff genommen werden.

Von der 2453 m hohen Rotmannspitze sehen

wir Weitwanderer schon hinab Richtung Gijlachsee. – Faszinierend jedesmal die unermäßliche, leuchtendrote Pracht blühender Almrauschfelder!

Schmunzelnd denke ich an eine Wochentour im Sommer 1974 zurück, bei der wir zu zweit ein uraltes Boot über den See driften; nur knapp entgingen wir einem Gewitter ...

Wie alle bisher am Zentralalpenweg gelegenen Schutzhütten ist auch die Ignaz Mattishütte beliebtes Tagesziel von Sommerfrischlern. Der Hüttenstempel lockt sogar Tennisschuhe tra-

gende »Flachlandtiroler« ins Hochgebirge hinauf. Schade, daß nicht der 6–7 Stunden beanspruchende Höhenweg nach Schladming den Weiterweg vermittelt. Die rot-weiß-roten Zeichen mit der Zahl 702 im weißen Feld weisen westwärts zur Ahkarscharte. Die Qual der Wahl wird nun für streßgeplagte Gipfelsammler schwer: Soll es die Lungauer oder die Steirische Kalkspitze oder sollen es beide sein? Wir wählten, wie auch immer, die Lungauer Kalkspitze als Aussichtspunkt, in der Gewißheit, nun bald wieder in der Zivilisation zu sein. Über den Oberhüttensattel hinweg gelangten wir zur Seekarscharte, wo plötzlich all der Erschließergeist des freizeithungrigen Österreichers zum Ausdruck kommt: Obertauern und der Tauernpaß liegen vor uns!

Fast ein Hohn: Tafeln »Landschaftsschutzgebiet« prangen vor planierten, steinigen Skipisten, kalte Liftmasten steigen aus den latschengesäumten Hängen empor. Das Seekarhaus kann ohne weiteres nach 3½ Stunden Tageswanderung erreicht werden und somit als Mittagstation dienen. Jedoch welch ein Unterschied! Preintaler-, Golling-, Landawirsee-, Keinprecht- und Mattishütte – Stätten des Weitwanderns, des Alpinismus schlechthin – und jetzt das Seekarhaus ...

Zwanzig Minuten später stehen wir am Tauernpaß. Regen, Sturm und Sonnenschein, alle Variationen des launigen Wetters erlebten wir schon am »Tauern«, gleich war im Sommer nur eines: Leere, zugesperrte Hotels, Gaststätten – im Gegensatz dazu ein Obertauern während der Wintermonate ...

Der Hirschwandsteig muntert wieder auf. Abseits der vielbegangenen Touristenpfade quert man die Abhänge von Großwandspitze und Hengst und steigt zur Südwiennerhütte an. Die nun anschließende fünfte Tagesetappe bringt nicht nur unwiderruflich das Ende der Wochentour, sondern vor allem eine lange Querung zur Franz-Fischer-Hütte – sechs Stunden Höhenwanderung! Almwege, teils hoch über Scharten leitend (Windsfeld, Tafelscharte), kennzeichnen den Übergang Südwiennerhütte – Franz-Fischer-Hütte, der lediglich durch die Besteigung des markanten Mosermannldls (Abzweigung knapp vor dem Tagesziel) verschärft werden kann. Hat man erst einmal den Esserseck erreicht, befindet man sich schon in unmittelbarer Hüttennähe. Knapp oberhalb der Reste der ehemaligen Schutzhütte thront die neu erbaute Franz-Fi-

scher-Hütte. Eine nette, saubere, heimelige Hütte! Gar nicht in der Art so mancher »Alpenhotels«, vielmehr noch echte Schutzhütte, Stützpunkt der Bergsteiger, also auch der Tauernhöhenweg-Begeher und des Ö2-Weges. Bleiben wir gleich beim Ö2-Weg: Den verlassen wir nun und streben – statt zur Tappenkar-sechütte zu wandern – dem Talgrund des Hinteren Riedingtales zu, um nur wenige Minuten aufwärts zum Talschluß hin zu wandern. Bald weist eine Tafel linksseitig zum Aufstieg Riedingscharte – Weißbeck – Stickerlhütte. Lange Serpentinien, tief in das lockere Erdreich eingegraben, leiten vorerst zur Riedingscharte. Dabei fällt mir die nicht überschaubare Schafherde ein, die damals, im Sommer 1975, so zudringlich erschien. Ach ja, auch das Dia mit dem dickwollenen Schaf in den Armen!

Jedenfalls starteten wir eilig zum 2711 m hohen Weißbeck, übrigens höchster Berg der Radstädter Tauern und standen 1½ Stunden danach auf dem Gipfel, dem letzten Berg der Tourenwoche in den Niederen Tauern.

Die Stickerlhütte war noch lange nicht zu sehen. Eher crachten wir sie, denn schon längere Zeit folgten wir den steil bergab leitenden Wegspuren zum Ursprung der Mur. Nur dort konnte die Hütte sein! Versteckt hinter einer Lawinenschutzmauer eine Hütte und jetzt die Stickerlhütte! Sie stellt den letzten Punkt, zugleich den Schlußpunkt der einwöchigen Tour am Zentralalpenweg, dar; Fortsetzungsmöglichkeit:

Wer mehr Zeit zur Verfügung hat, kann über das Murtörl hinweg die Hohen Tauern beschreiten, oder auf anderem Weg den östlichsten Dreitausender besteigen, den 3016 m hohen Hafner.

Eine Wochentour durch die Niederen Tauern geht damit zu Ende; eine Tour der vielfältigsten Eindrücke, wie sie nur die Schladminger und Radstädter Tauern zu bieten vermögen: Reich an Gegensätzen, noch verschont von den Touristenströmen, und beim Klafferkessel ein Ausflug in die Vergangenheit, in die Erdgeschichte.

*Anschrift des Verfassers:
Friedrich Peterka
Adolf-Loos-Gasse 8/32/13
1210 Wien*

Auf dem großen Knallstein

GOTTFRIED ACHBERGER

Schon im Heimatkunde-Unterricht unserer Gröbminger Volksschule erschien mir der Knallstein als ein besonderer Berg, wohl wegen seiner Stellung als der höchste des damaligen Bezirkes Gröbming.

Wenige Jahre später sollte es wahr werden, daß ich mit meinem Vater auf diesen Berg durfte.

Nach einer langen, beschwerlichen Radfahrt auf einem schlechten Sträßlein in die Großsölk, immer gewärtig, durch einen verlorenen Huf- oder Schuhnagel eine Reifenpanne zu erleiden, bergauf – bergab, war St. Nikolai erreicht, von wo wir anderntags früh morgens aufbrachen. Es war ein heißer Augusttag des Jahres 1944.

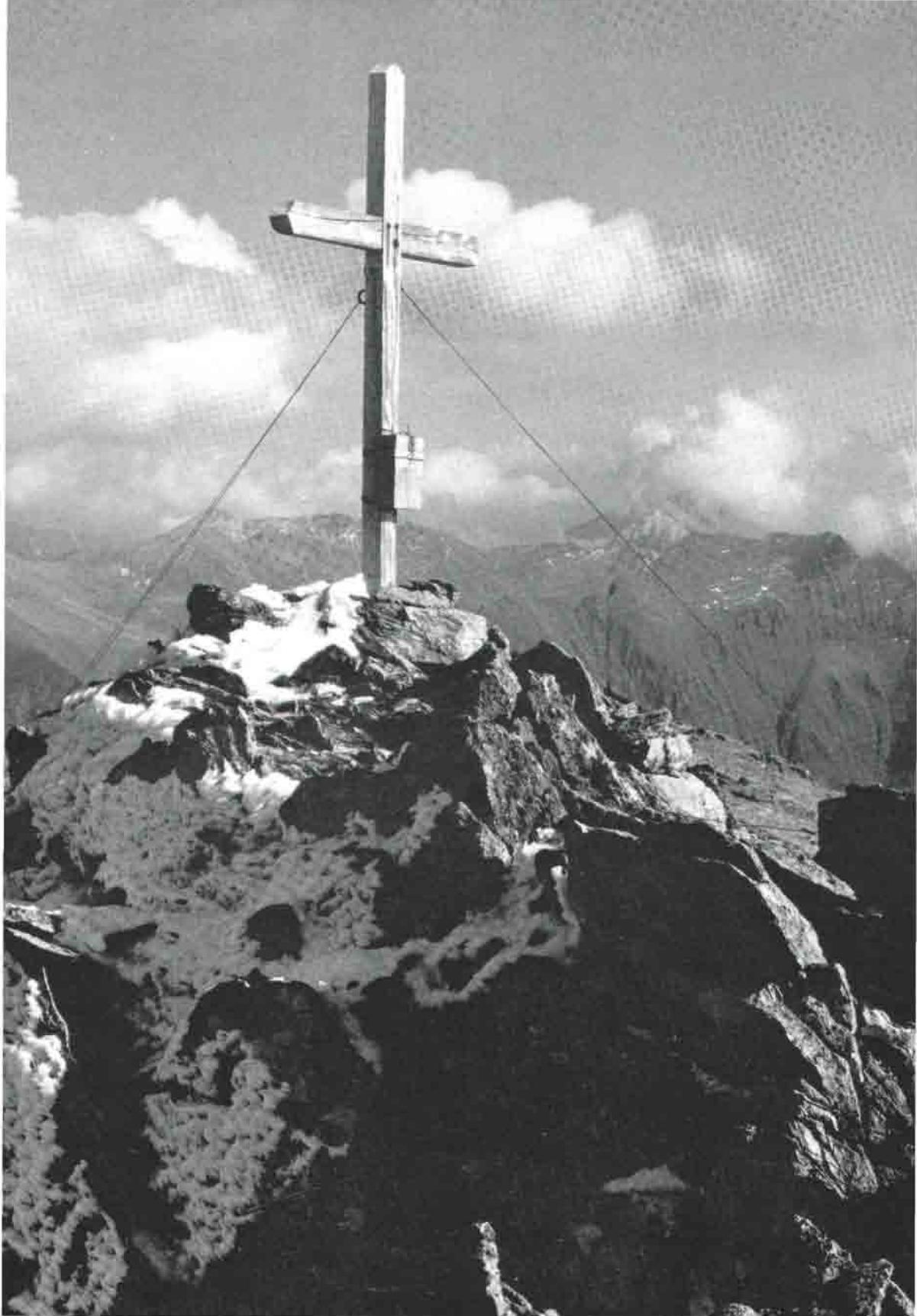
Was ist einem Buben, der ich damals war, in Erinnerung geblieben? Erstaunlich viel, wie ich feststellen konnte, als ich nach mehr als 30 Jahren wieder auf den Knallstein ging.

Da war einmal der lange Aufstieg durch den Wald bis zur Kaltherbergalm; zum andern, daß da an einer feuchten Stelle der Sonnentau wuchs, wie ein botanisch kundiger Begleiter wußte. Fleischfressende Pflanzen – das war mir neu. Deutlich noch sehe ich den Platz vor mir und die Blätter mit den auf feinen Borsten sitzenden Leimtropfen. Auf der Kaltherbergalm wirtschaftete ein alter Senn und dann ging es weiter, schier endlos durch Latschen und Gestrüpp. Weiter oben kamen die Seen, an denen ich gerne geblieben wäre. Tiefdunkle Eichenstauden standen da und es ging noch höher hinauf, immer den Gipfel in »unerreichbarer« Ferne in Sicht, und eine unbarmherzige Sonne brannte herab. Am Gipfel angelangt, war es eine halbe Enttäuschung. Der »Gipfel« war nur ein langer fast ebener Blockrücken; kein Gipfelkreuz, kein Gipfelbuch. Allenfalls interessant waren die aus dem Gestein herausgewitterten Granaten, erbs- bis haßelnußgroße rotbraune Knollen, Halbedelsteine, die geschliffen in wunderbarem Dunkelrot erglänzten. Interessant ist mir heute, daß ich an die Landschaft keine rechte Erinnerung mehr habe; Täler, Gipfel, Aussicht – waren damals nicht so wichtig. Der Abstieg durch die von der Sonne aufgeheizten Latschen ist in mir noch lebendig. Heiß wie in einem Backofen, war ich froh, als uns dann der Wald aufnahm.

Was würde ich wohl heute wiederfinden, wiedererkennen, nach mehr als 30 Jahren?

Heute, das war einer der letzten Septembertage 1976. Ich war allein und eigentlich schon zu spät dran für diesen Berg. Das Hohenseetal glänzte im Reif. Die Nordflanke des Denecks lag in tiefem Schatten und bunt leuchtete das Laub auf den Bäumen. Voraus in herrlichem Aufblick der Schimpelgrat und das Sübleitock vor wolkenlosem Himmel. Ich eilte das neue Forststräßchen entlang und fast hätte ich den Einstieg in den alten Waldweg zur Kaltherbergalm verpaßt. Kehre um Kehre gings hinauf durch den düsteren und stillen Wald. Da, an einer Stelle einige Stauden Schwalbenwurzeln mit noch blauen Glocken im gelben Laub und darüber – weit weg – der Berg, das Ziel. Brennendrote Vogelbeerbäume, tiefgrüne Fichten vor braunen Bergflanken mit Schneeresten, ein flüchtendes Reh – ist diese unglaubliche Stille und dieser Friede wahr?

Die Kaltherbergalm ist geschlossen, den ganzen Sommer war kein Vieh heroben, hüfthoch steht das verdorrnde Gras. Dann, ja, jetzt kommen die Latschen auf der Stufe zu den Klawerseen. Ein kleines Stück über mir bricht ein Hirsch durchs Gestrüpp – wieder Stille. Schritt um Schritt über Wurzeln, Steine, durch moorige Stellen – der Pfad ist wenig begangen – und dann ist der untere Klawersee erreicht. Rundum gelbbraunes Gras und Binsen am Ufer; tief grün, fast schwarz ist das Wasser. Im Weitergehen steht plötzlich eine letzte Lärche im Herbstgold vor diesem dunklen Seeauge. Der Weg wird lang, und doch ist erst die Hälfte hinter mir. Dann stehe ich am Weißensee, einem typischen Tauernsee in einer blockigen Mulde, von Gletschern geschaffen. Still liegt er da, kein Wasser ist zu hören. Ein leichter Wind zerbricht den Wasserspiegel in unzählige Lichtpunkte. Die Landschaft ist ernst und schwermütig, herb und karg, besonders jetzt im herbstlichen Kleid. Nun kommt noch der letzte Aufschwung zum Gipfel, es geht schon in den frühen Nachmittag. Über dem scharfen Grat zum Seekarlsplatz treten plötzlich die Hochwildstelle und andere Gipfel der Zentralen Schladminger Tauern ins Blickfeld. Steil geht es hinauf durch den braunen Bürstlingrasen, die blauen Markierungspunkte des Weges sind recht verblaßt und auf einmal bin ich dann doch oben. Jetzt ist ein Kreuz da und nach wenigen Schritten ist es erreicht. Auch ein Gipfelbuch gibt es und es hat wenige Ein-



tragungen. Die Sonne wärmt und taucht die Landschaft in ein wundersames Licht. Gelb leuchten die Flechten auf den Felsblöcken, rostbraun das frostdürre Gras und sie geben einen unsagbar harmonischen Kontrast zum blauen Himmel und den in der Ferne in zartem Violett verdämmernden Wölzer Tauern. Da und dort Quellwolken über Gipfeln und Graten, dunkle Schatten werfend.

Und so schaue ich über die Berge meiner alten Heimat. Heute mit anderen Augen denn als Kind. Von hier oben haben die einzelnen Elemente der Landschaft, Mulden, Rücken, Rinnen eine andere Dimension als im Aufstieg, und aus den Stücken setzt sich das ganze Bild der durch Gletscher geformten Berglandschaft zusammen: Kare mit ihren Karseen, längst überwachsene Moränenwälle, Trogschultern, Blockhalden.

Im Westen, hinter der Kleinsölk, erheben sich die höheren Gipfel der Zentralen Schladminger Tauern – Hochgolling, Waldhorn, Wildstelle und wie sie alle heißen.

Im Bogen über Süden nach Osten werden die Formen sanfter, steile bis an die Gipfel bewachsene Grashänge herrschen vor, scharfe Grate trennen Licht und Schatten.

Wie weit weg ist die laute Welt mit ihrem Getriebe, ihrer Hetze und ihrem lärmenden Leerlauf. In wenigen Tagen werde auch ich wieder ihren Gesetzen gehorchen müssen ...

Auf einmal ist ein Segelflieger da – er ist aus dem Ennstal aufgestiegen und läßt sich im Aufwind von Gipfel zu Gipfel tragen. Das Rauschen seiner Schwingen ist gut zu hören als er über dem Knallstein ein paar Runden dreht. Und dann ist er schon weiter. Ein Blick auf die Uhr und der Stand der Sonne mahnen zum Abstieg. So nehme ich Abschied von dem Berg, der mich heute so reich beschenkt hat.

Schwarz liegen die Seen in ihren schattigen Mulden, rosiges Abendlicht ruht auf den Gipfeln, als ich talwärts steige, und düster rot leuchten die Vogelbeerbäume an der Waldgrenze.

Ein einsames Bergland sind die Sölker Berge, viel einsamer noch als damals, da allenthalben die Almen bewirtschaftet waren. Mancher Weg wird kaum mehr begangen, ist verwachsen oder verfallen. Hier kann der Bergsteiger und Bergwanderer abseits vom Gewimmel und der Betriebsamkeit der Modeberge noch das finden, was er sonst vergeblich sucht: Zwiesprache mit dem Berg, Erlebnis mit Tieren und Pflanzen, mit der Landschaft.

Anschrift des Verfassers:

Goufried Achberger

Ammernweg 3

D-7990 Friedrichshafen 2 (Deutschland)

Ein stetes Steigen
im tiefen Schweigen.
Ein glückliches Schauen
auf Berge und Auen.

Am Gipfel ein Rasten,
befreit von den Lasten.
Ein stiller Traum
in hohem Raum.

F. Hoffmann

Schladminger Tauern (Sölker Berge). Auf dem Gipfel des Großen Knallsteins (2599 m). Blick nach SO in die Wölzer Tauern, rechts (vor den Wolken) Deneck. Foto: Goufried Achberger

Vom H6chstein zur Hochwildstelle

ERNST HERRMANN

Bergfahrten im Bereich der Krummholzhütte und Hans-W6dl-Hütte

H6chstein, Hochwildstelle und Hochgolling sind wohl die sch6nsten Gipfel der herrlichen Schladminger Tauern. H6chstein und Hochwildstelle liegen nahe der Hauptverkehrslinie durch das Ennstal, sind also in verh6ltnism68ig kurzer Zeit zu erreichen, w6hrend der Hochgolling, der h6chste Berg der gesamten Niederen Tauern, im Hauptkamm liegt und daher auch einen l6ngeren Anmarsch bis an seinen Fu8 erfordert. Dieser Berg wird in einem anderen Aufsatz dieses Jahrbuchs geschildert. Die Niederen Tauern und damit auch ihr sch6nster Teil, eben die Schladminger Tauern, wurden in der Anfangszeit der Bergsteigerei zun6chst wenig besucht; liegen doch diese Berge im »Schatten« der gewaltigen, auch vergletscherten Dachsteingruppe, die nach der geographischen Erforschung durch Prof. Friedrich Simony auch bald durch Schutzh6tten, besonders durch die AV-Sektion Austria, erschlossen wurde. Auch die Bezeichnung »Niedere Tauern« hatte in Bergsteigerkreisen der Fr6hzeit einen »herabsetzenden« Beigeschmack, als ob es sich nur um bescheidene Grasberge handeln w6rde, also f6r den Hochtouristen kein verlockendes Ziel. Der Hochgolling erreicht aber eine H6he von 2863 m, ist also doch nicht gar so »nieder«.

Erst der Wiener Bergsteiger Hans W6dl und die von ihm gegr6ndete Gesellschaft »Die Preintaler« haben diese Berge durch den Bau von H6tten und Wegen bekannt gemacht und auf die eigenartige Sch6nheit dieser Berge mit ihren zahlreichen Karseen und Wasserf6llen hingewiesen. Oft wurde diese Landschaft der Bergseen mit den Meerseen der Hohen Tatra verglichen. Trotzdem fanden W6dls Lobpreisungen seiner Tauernberge wenig Gl6ubige, so da8 ein Spottvers entstand: »Die Niederen Tauern sind nur f6r Bauern und f6r Hans W6dl und solche Kn6dl«. Aber bald war der Bann gebrochen und immer mehr Besucher der Schladminger Tauern 6berzeugten sich von der wahren Sch6nheit dieser Berge bis zum heutigen Tage, zumal ja inzwischen immer neue H6tten und Wegenanlagen entstanden, die schlie8lich durch die Radst6dter Tauern (siehe

meinen Aufsatz im AV-Jahrbuch 1970) und weiter durch die Untergruppen der Hohen Tauern »Von H6tte zu H6tte« als »Tauernh6henweg« bis zum Gro8venediger f6hren.

Ich will also hier nur in K6rze den besonders sch6nen Anfang dieses langen H6henweges bis zur Preintaler H6tte schildern, w6hrend ein anderer Aufsatz dieses Jahrbuches von Herrn Peterka die Fortsetzung bringt. Bei der durchlaufenden neuen Wegmarkierung des Tauernh6henweges Nr. 702 wurde auch ein anderer Beginn beschlossen, n6mlich von St. Nikolai im Gro8en S6lktal 6ber die Rudolf Schoberh6tte und die Breitlahnh6tte zur Preintaler H6tte, um auch diese H6tten und Verbindungswege in den Tauernh6henweg einzubeziehen, doch ist gerade diese Verbindung l6ngs des Hauptkammes 6ber viele Scharten wesentlich anstrengender und vielleicht landschaftlich etwas weniger sch6n. 6ber diese neue Abart wird Frau Lieselotte Buchenauer in einem anderen Aufsatz dieses Jahrbuches berichten.

Von den verschiedenen M6glichkeiten, den Tauernh6henweg zu beginnen, ist wohl die g6nstigste, den reizenden Ort Haus im Ennstal zum Ausgangspunkt zu nehmen; auf verschiedenen Wegen – am besten auf dem Ernst-Reitzner-Weg – kann die Krummholzh6tte (1838 m) in etwa drei Stunden erreicht werden. Diese so besonders sch6n gelegene H6tte geh6rt der alpinen Gesellschaft »Krummholz« – daher der Name – und ist ganzj6hrig bewirtschaftet, da ihre Umgebung auch ein ausgezeichnetes Skigebiet ist; herrlich ist schon von der H6tte aus der Blick auf die gegen6berliegende Dachsteingruppe mit ihren S6dw6nden. Im Sommer 1946 stieg ich mit meiner Frau und dem damals zehnj6hrigen Sohn zur H6tte hinauf. Wir »genossen« im wahrsten Sinne des Wortes die vielen Heidelbeeren am Aufstiegsweg als wichtigste Zusatznahrung in dieser kalorienarmen Zeit; denn auf den meisten H6tten gab es damals nur Suppe und Teewasser; die Krummholzh6tte jedoch war durch den langj6hrigen P6chter Thomas Scharfetter schon damals ausgezeichnet bewirtschaftet, so da8 uns die Trennung von der H6tte zur Besteigung des H6chsteins sehr schwer fiel. Inzwischen ist die H6tte aber auch f6r Bequeme oder Eilige leicht erreichbar geworden, weil eine Kleinkabinenbahn f6r 8 Personen vom Ort Haus-Talstation oberhalb des Ortes – zur H6tte bringt. Neben der H6tte steht jetzt auch ein Berghotel und eine Ju-



Hochwildstelle

Foto: Willi End

gendherberge; es lohnt sich gerade auf dieser Hütte mehrere Tage zu bleiben, da auch viele kurze Wanderungen auf den Hauser Kaibling (2015 m) oder fast eben ein Weg zur Kaiblingalm führen; ganz besonders schön aber ist ein vor einigen Jahren angelegter »Rundweg«, der uns in etwa zweieinhalb Stunden um den Hauser Kaibling führt. Doch wir wollen ja den stolzen HÖchstein besteigen, der für Bergwanderer von dieser Seite zunächst etwas »unnahbar« aussieht. In aller Frühe wandern wir zuerst ziemlich eben, dann den Westhang des Kaiblings querend, zum Roßfeldsattel (1877 m); nun am Nordwesthang der Bärfallspitze steigend bis knapp unter das Seeschartl, von hier im Bogen weiter steigend in die Kaib-

linglöchscharte (2213 m), von hier hinüber in die große Moaralmscharte (2189 m) und nun an Versicherungen durch den Westhang des HÖchsteins gegen die Zwieslingscharte (2381 m), ober der der HÖchsteingrat gewonnen wird. Nun auf schmalen Bändern, dann in der Geröllflanke zur Kaltenbachschulter, zum Schluß in leichter, etwas ausgesetzter Kletterei zum Südwestgrat querend und über diesen in wenigen Schritten zum Gipfel mit großartiger Fernsicht. In luftiger Höhe hielten wir lange Gipfelrast. Vom Gipfel stiegen wir zur Kaltenbachschulter zurück (besser und leichter); nun steil einen Felsriegel hinab dann quer durch den meist schneebedeckten Kessel zur Oberen Filzcharte (2278 m) im Nordostgrat des

Höchsteins. Nun steil in kurzen Kehren in den Kessel hinab, dann über mehrere Stufen in nordwestlicher Richtung zum Schluß eben zur Hans-Wödl-Hütte, wo wir nach etwa 6 Stunden eintreffen.

Sollte das Wetter für den Höchstein nicht gut sein oder die Besteigung zu anstrengend, kann man über den stimmungsvollen Moaralmsee (1824 m) und die Untere Filzscharte, also nördlich am Höchstein vorbei in etwa dreieinhalb Stunden auch zur Hans-Wödl-Hütte kommen. Diese Hütte (1528 m) liegt am Hüttensee im Seewigtal und wurde 1897 von der Alpinen Gesellschaft »Die Preintaler« erbaut. Sie wurde später erweitert. Vor mehreren Jahren von einer Lawine schwer beschädigt, wurde sie jedoch bereits wieder hergestellt. Die Hütte ist von Juni bis September bewirtschaftet, im Winter jedoch gesperrt, da der Zugang sehr lawinengefährdet ist. Die Lage der Hütte oberhalb des Sees ist wunderschön; von der Terrasse der Hütte hat man einen herrlichen Blick zur Neualmscharte und auf die Hochwildstelle. Auf der anderen Hütteseite hat man den Tiefblick zum Bodensee, von wo der gewöhnliche Aufstieg von der Bahnhofstelle Aich-Assach in drei Stunden heraufführt. Bis zum Bodensee führt eine Autostraße, so daß diese Hütte auch von »Talausflüglern« viel besucht wird, da man ja bis zum Bodensee mit dem reizenden Terrassengasthof Fink mit dem Auto auf einer Mautstraße fahren kann und es dann zur Wödl-Hütte nur mehr eines einstündigen Aufstieges längs des Wasserfalles vom Hüttensee aus bedarf.

Wieder brechen wir an einem herrlichen Morgen zum Übergang über die Neualmscharte (2347 m) oder über die Hochwildstelle (2747 m) auf und wandern zunächst am Westufer des Hüttensees in den innersten Winkel, um auf dem Robert-Höfert-Steig die nächste Karstufe zu ersteigen; in diesem Kar liegt der Obersee (1672 m) unter der Hochwildstelle; hier lohnt es sich zumindest eine kurze Rast einzuschalten; nun kommt ein Blockkar und über eine Steilrampe (hier große Vorsicht, wenn noch Schnee liegen sollte) erreichen wir die Neualmscharte (2347 m), die wieder einen Rastplatz mit dem Tiefblick auf die 3 Seen bietet. Von hier steigen wir über den Grat in leichter Kletterei in anderthalb Stunden zum Gipfel der Hochwildstelle hinauf und haben so auch diesen gewaltigen Gipfel erreicht. Nach

der Gipfelrast geht es wieder zur Neualmscharte zurück, wo wir allenfalls den Rucksack hinterlegen konnten. Viel bequemer als der Aufstieg von Norden zur Neualmscharte geht es nun durch ein weites Kar in südlicher Richtung zur Waldhornalm hinab; dort über einen Bach zur nahen Preintaler Hütte (1657 m). Man könnte auch vom Gipfel der Hochwildstelle über den Südgrat direkt zur Preintaler Hütte absteigen; dieser ist aber sehr ausgesetzt und besonders im Abstieg nur sehr guten Bergsteigern bei besten Verhältnissen anzuraten. Sonst sei nachdrücklich davor gewarnt.

Wer nun die Wanderung nach der Besteigung dieser beiden Gipfel beenden will, steigt auf dem Hüttenweg längs des Riesachbaches an vielen Almen vorbei zunächst zum reizenden Riesachsee ab; oberhalb des Sees liegt die nette Obere Gföhleralm, die als Gaststätte bewirtschaftet ist und eine angenehme Rast bietet. Nun geht es steiler abwärts in den Talboden; ein kleiner Umweg; auf halber Strecke zum Riesachfall abweigend, dem größten Wasserfall der Steiermark, ist unbedingt anzuraten; auf diesem äußerst lohnenden »Wasserfallweg« kommt man beim Gasthof »Zum Riesachfall« in den Talboden (Autostraße von Schladming hierher) und wandert dann fast eben – bald mündet auch der direkte Abstiegsweg ohne Riesachfall ein – etwa eine halbe Stunde zum reizenden Gasthaus »Weiße Wand«; von hier besteht im Sommer ein fahrplanmäßiger Autobusverkehr durch das Schladminger Untertal und den Rohrmoosberg nach Schladming.

Wir wählten damals den Weiterweg von der Preintaler Hütte zum Radstädter Tauernpaß. Für uns sind die Tage im Banne der Schladminger Tauern unvergänglich, wenn auch seit dem ersten Besuch schon lange Zeit vergangen ist. Ich wünsche allen Begehern dieser hochalpinen Wege ebenso frohe, glückliche Bergtage, wie sie mir und meiner Familie beschieden waren.

Literatur: Dr. Ernst Herrmann »Tauernhöhenwege«, Verlag Gerlach & Wiedling Wien, vierte Auflage 1975.
Karten: die dem Jahrbuch beiliegende AV-Karte der Schladminger Tauern, Freytag-Berndt Wanderkarte Schladminger Tauern, Blatt 20.

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Ernst Herrmann
Antonigasse 97
1170 Wien XVII

Vom Schwarzensee zum Mahrsee

BRUNO NOWICKI

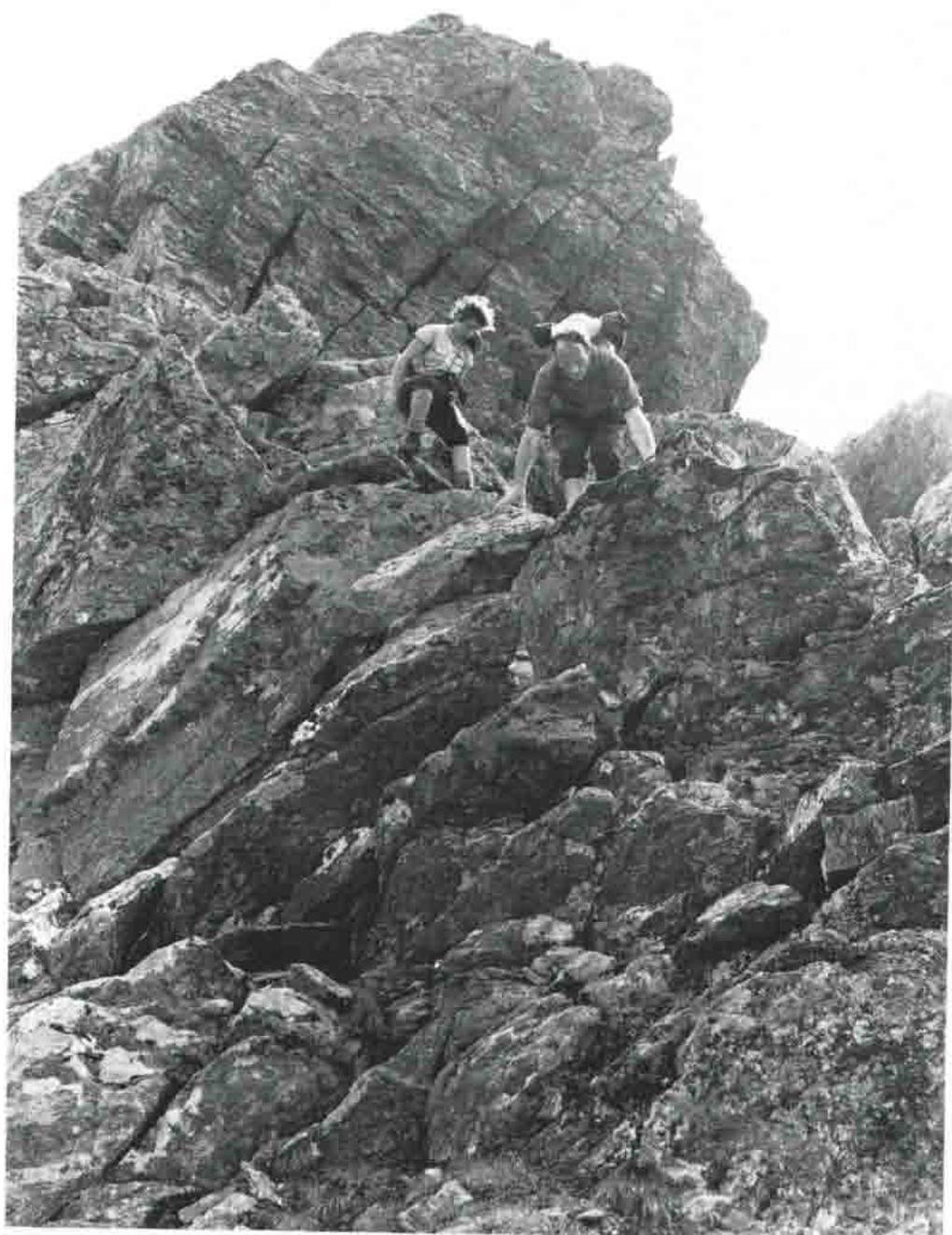
Aich-Assach, Talort des Tauernhöhenweges, markierte bis vor einigen Jahren gleichsam den Anfang der Niederen Tauern. Erst der Weitwanderweg 02, Lisl Buchenauers »Verliebt in die Heimat« und der AVF »Niedere Tauern« haben die Sölker, Donnersbacher und Triebener Tauern ein wenig ins Bewußtsein der alpinen Öffentlichkeit gerückt. Jedoch sind diese Berge bis heute ungleich einsamer geblieben als ihre westlichen Nachbarn. Das hat mehrere Gründe. Der wichtigste dürfte sein, daß es leider mit den Genußtouren von Hütte zu Hütte jenseits der Breitlahnhütte zu Ende ist. Lange Wegstrecken mit erheblichen Höhenunterschieden, zweimalige Abstiege ins Tal, Übernachten in Sankt Nikolai – wo müde Wanderer schon öfter Schwierigkeiten hatten, für eine Nacht ein Bett zu bekommen – und die wahrhaft riesige Wegstrecke vom Plannerkessel zum Pölsenstein, sind schon recht hohe Hürden für einen Weitwanderer auf den Wegen 702/902. Hier soll nun ein anderer Weg vorgestellt werden, der zwischen Rudolf-Schober-Hütte und Breiteckkoppe (südlich der Plannerkuppe) näher am Alpenhauptkamm verläuft. Alles in allem ist er zwar nicht bequemer als sein offizieller Bruder, wenn auch seine Tagesstrecken kürzer, jedoch alpiner sind. Das größere Erleben schenken aber sicherlich die Berge, die dieser Weg berührt.

Wo anfangen, in Hohentauern oder Stein an der Enns? Ich plädiere fürs Ennstal, weil man von dort per Bus bis vor die Breitlahnhütte fahren kann. Trotz des Haltestellenschildes an der Hüttenwand ist das Haus einsam. Die wenigen Bergfreunde sind spätestens dann unter sich, wenn die Tagesausflügler, die dem Schwarzensee und den Forellen des Hüttenwirtes ihre Reverenz erwiesen haben, wieder talaus gefahren sind.

Die Berggipfel liegen zwar hoch über der nur 1070 m hohen Breitlahnalm, dafür kann man die ungeübten Glieder auf vorzüglichen Forststraßen einlaufen und dem Spiel des Tageslichtes mit den Wellen des Sees zuschauen. Auf Liebhaber einsamer Grate wartet der ganze Bergkranz um den Schwarzensee; nur der Predigtstuhl, das Matterhorn der Sölker Tauern, wird häufiger besucht.

Das nächste Etappenziel, die Rudolf-Schober-Hütte, liegt 17 km entfernt, und der Weg dorthin führt über die Hinterkarscharte, 1200 m über dem Schwarzensee. Früher Aufbruch und gutes Wetter sind angesichts der grünen Wegzeichen (1976) von der Abzweigung Wiegenkar/Predigtstuhl und der etwas ausgesetzten Querung vor dem Hubenbauertörl – vor der auch Anton Faschinka, der große Kenner dieser Berge, gewarnt hat – kein Luxus. Die Straße, die den Anfang erleichtert, endet nahe der verfallenen Inneren Neualm. Ein gut markiertes Steigerl führt über den Roßboden, auf dem eine offene Halterhütte steht, die sich als Notunterkunft eignet. Der Weg ist bis zum Wiegenkar ohne Probleme. Vom Hubenbauertörl leitet ein »liebes« Steigerl hinab, dem gelegentlich ein zusätzlicher Markierungstrich guttäte. Das letzte Wegstück von der verschlossenen Schötthütte durch herrlichen Hochwald hat schon manchen Seufzer gehört; bei Nässe sind die Baumwurzeln am Weg für müde Menschen ein arger Graus. Und zum guten Schluß geht es dann auch noch 100 m steil hinauf.

Die Rudolf-Schober-Hütte steht in einem klassisch schönen Berggebiet. Die alpinen Gesellschaften des k. u. k. Wien hatten wagemutige Männer, wenn man bedenkt wie verkehrsfertig 1895 die Grafenalm vor der Jahrhundertwende war. Zwar führt heute eine Privatstraße bis zur Hütte, doch wer sein Auto liebt, lasse es besser in der Gegend der Spreitzerhütte stehen. Da ein Bus am Nachmittag von Murau nach Krakau ebene fährt, ist die Hütte auch ohne Auto leicht zu erreichen, wobei eine Pause im Wirtshaus am malerischen Etrachsee auch Leckermäuler glücklich machen wird. Aber auch in der Hütte gibt es etwas zu essen. Der Hütte und ihrem Fahrtengebiet ist im Jahrbuch 1955 zum erstenmal eine gute und instruktive Seite gewidmet worden. 53 Jahre mußte ein Berg in unmittelbarer Hüttennähe warten, bis Lisl Buchenauer und Hans Frühmann zu Pfingsten 1948 den Schrein (2410 m) ersterstiegen und überschritten. Und – wie L.B. richtig festgestellt hat – »das ist ein richtiger Berg, kein Grat-turm«. Auf dem Ruprechtseck – einem Riesenberg über dem Etrachsee – wartet zwar nicht der Nikolaus auf die Bergsteiger, die die Route der steilen Anstiege gespürt haben, aber er schenkt eine weiterberühmte Aussicht und hat mehrere Abstiegsmöglichkeiten in seinem



Abstieg über den Nordgrat des Süßleiteck.

Foto: W. Harather

Sack, darunter eine lange Kammwanderung in die Krakau.

Als Weiterweg wählten wir, meine Kinder Daniela (15), Arnulf (13) und ich, nicht den Weg 702 nach Sankt Nikolai, sondern den Übergang zur Kreuzerhütte an der Sölker Paßstraße. Er sei, weil unmarkiert, etwas eingehender beschrieben: von der Hütte die Straße abwärts bis zum Bach, unmittelbar hinter der Brücke auf gutem Steig durch lichten Lärchen- und Zirbenwald zum Sauofensee. Ende des Weges, schöner Blick auf den Schrein. Weglos, durch Steindauben markiert, zum Günsterschartl (Toreben der Österreichkarte), das man möglichst rechts haltend ersteigt. Wenige Meter südlich unterhalb der Scharte stößt man auf die Markierung 797, die abwechslungsreich zum Schöderschartl (in der Ö.K.* unbenannt) zwischen Sauofen und Schöderkogel führt. Gute Rastplätze. Jenseits des Grates, sehr steil, weglos, aber gut markiert, über Rasen, ins feuchte Katschtal, das vom gewaltigen Deneckmassiv fast erdrückt wird. Die feste Straße beginnt leider erst ziemlich weit talaus. Die Kreuzerhütte hat neben ihren Gastzimmern einen großen Schlafraum, der in den Ferien von Jugendgruppen belegt wird. Wir hatten ihn für uns alleine.

Auch bei unserer Variante läßt sich der Asphalt nicht ganz vermeiden. Am nächsten Morgen wichen wir trotz Allerseelenwetter dem Trubel eines Wiesenfestes aus und zogen über den Paß. Bei der Kaltenbachalm war der Elan dahin, und wir krochen zum Aufwärmen in diese trotz einiger gastronomischer Zutaten noch typische steirische Alm. An diesem Sonntagnachmittag konnte man einen tiefen Blick in die Volksseele von Amsterdam bis Baierdorf tun, ein seltsamer, lehrreicher Tag. Die Gegend um den Sölkerpaß wirkt abweisend, im Nebel geradezu bedrohlich. Wir hatten trotzdem in unseren Schlafsäcken im kargen Heu der Alm eine gute Nacht. Um den Paß gibt es sonst keine Übernachtungsmöglichkeiten, lediglich auf der Mautneralm soll es Lager geben.

Am nächsten Morgen versuchte uns die Sennerin vom Weg über die Winkleralm (Weg 926) abzuhalten und erklärte uns in bestem Steirisch den Zugang zu dem breiten Karrenweg, der mitten im Gelände beginnend, auf den Weg Mahdfeldhütte-Haseneckscharte stößt.

Aber trotz aller Mühe blieb die Verständigung unzureichend; wirchieden als Freunde und gingen auf gutem Weg über die Winkleralm. Ein Weg zum Liebhaben und ein großes Lob denen, die als besonderen Kundendienst neben ihren weithin sichtbaren Farbzeichen auch die Höhenlinie 2000 unübersehbar auf einen Felsblock gemalt haben. Am Fuße des Nordgrates des Hochstubofens (II-), den gute Bergsteiger mitnehmen und über die Rockscharte, Rettelkirchspitze und Funkscharte zur Hütte absteigen können, wird die Grenze zum Arbeitsgebiet der Ortsgruppe Neunkirchen der Sektion ÖGV überschritten. Unsere Bergfreundin hat den Bergen um die Neunkirchener Hütte im Jb. 1961 eine längere Laudatio gewidmet, die ohne Einschränkung bis auf den heutigen Tag gilt; nur darf man natürlich nicht, wie es uns geschah, ausgerechnet am Tag vor der 50-Jahr-Feier der Hütteneinweihung dort nächtigen wollen. Aber die benachbarte Knollalm hat eine große Scheune, die der Wind in stürmischen Nächten wie eine Wiege bewegt. Der Keller der Knoll ist überraschend gut gefüllt, auch bietet sie immer noch Brot, Butter, Eier und Milch aus eigenem oder vom Hof des Leitnerbauern. Die Alm ist jedoch kein Gasthaus! Als Besonderheit beherbergte sie 1976 eine ungewöhnlich bergtüchtige Sau, die eines Tages ihre vier Jungen zu einem Nachmittagsbummel auf die 2169 m hohe Knollischarte führte. Das Kommando, das das Viehzeug mit viel Aufwand wieder hinuntertrieb, war heilfroh, daß Mutter Schwein nicht auf die Idee gekommen war, zur anderen Knollhütte im Hintereggergraben abzusteigen. Auch sonst ist das Leben einer Sennerin aufregend genug. Dieser ungeschönte Briefauszug macht es deutlich: »Bei uns hatte es zweimal bis zur Hütte Schnee im August. Stell Dir vor, ging ein Wiener den Schober an, natürlich bei so einem schlechten Nebelwetter. Hat sich der Narr verirrt. Mußte ihn die Bergwacht suchen. Halb erfroren, nach einer Nacht und den halben Tag, mit Brüchen an beiden Füßen mußten sie ihn 4 Stunden tragen. Wir haben ihn gewarnt, umsonst. Der Halter sagte ihm, er soll umkehren. Hat ihn ausgelacht! Wenn er nicht wieder zu uns zurückgewollt, da er einen Teil seiner Ausrüstung hierließ, der wäre verkommen, oben. Hubschrauber konnten nix machen, wegen dem dichten Nebel. So hat man manchen Kummer mit den Leichtsin-nigen.«

* Österreich-Karte

Der nächste Tag führt uns zu den Höhepunkten der Wanderung. Zuerst geht es auf Steig 927 durch sanftes Wiesengelände vorüber am stillen Funksee zur Idlereckscharte. Hier heißt es sich entscheiden. Der leichte, für jedermann begehbare Weg zum Glattjoch führt über die Hochschwarzaalm ins Tal und auf einem Traktorweg zur Glattalm. Bergvertraute Gänger können den besseren Teil wählen: ohne Markierung und meist auch ohne Weg über die Schaukanzel des Talkenschreins mit leichtem Abstieg zur Blaufeldscharte und unschwierig über das Laubtaleck auf den Gipfel des Hochwebers. Die Aussicht vom Talkenschrein dürfte die schönste im Umkreis sein. Das erste Felshaupt des Alkers (Faschinka) steht im Norden zwischen den beiden Scharten, nach Süden steigt ein ungemütlich ausschender Grat (I+) zum Schober empor. Die Aussicht nach Westen kann man auf Seite 128 des Jb. 1934 bewundern; nach Osten schaut man auf die sanfte Schneide zum Hochweber. Sie bietet keine Schwierigkeiten. Der Abstieg vom Gipfel nach Norden ist im AVF (488) beschrieben. Man halte sich möglichst nordnordwestlich, östlich der Grattürme der Nordwestwand bis an den Fuß des Schattenkogels, dann in nordöstlicher Richtung zum Joklwirtsboden, ein wunderbarer Rastplatz. Weiter geht es weglos in östlicher Richtung zu den blauen Marken des Weges 936. Wer den kniegeleckengefährlichen Abstieg vom Hochweber vermeiden möchte, dürfte von der Weberscharte (in der Ö. K. unbenannt) durch das Hölltal leichter ins Tal gelangen. Am Glattjoch gibt es keine bewirtschaftete Unterkunft. Man muß schon mit dem Heu der Glattalm vorliebnehmen und wird trotz der Kuhglocken im Erdgeschoß nach diesem langen Tag schlafen. Der Abbruch des Nordostgrates der Niederweberspitze (III-) ist das letzte hochalpine Schaustück des Hauptkammes vor dem Dreisteckengrat am Pölsenstein. Dann verschwindet der Fels unter grünem Rasen, der Höhenweg verläuft nun über den sanften Grat. Er soll angeblich auch markiert sein, doch die Marken des Weges 937 suchte man im Sommer 1977 vergeblich, ohne sie jedoch wirklich zu vermischen. Von der Glattalm führt der kürzeste Weg zum Grat über ein Steigerl Richtung Glattschartl oder, wenn man den Kamm ganz ausgehen möchte, folge man dem Weg 936 zum Glattjoch. Bereits vor dem Joch leiten blumenreiche Hänge zur Glattspitze. So läßt man den

scharfen Rasengrat zum Glattjoch rechts liegen. Der weitere Weg über Eiskarspitze und Schönfeldspitze zum Pustereckjoch ist harmlos. Es folgen dann einige kurze Wegstrecken, die etwas Aufmerksamkeit verlangen, bis schließlich am Gangkogel höchstens noch das struppige Gras Schwierigkeiten bereitet. Vom Bretsteiner Kreuzkogel führt ein Steig zum Wirtshaus Schwabergehütte im Bretsteingrahen.

Unter den runden, breitgespannten Kuppen von Breiteckkoppe und Kreuzkogel ist die einsame Fahrt am blaßgrünen Mahrsee zu Ende. Hoch über dem steirischen Löwen, der dieses Naturschutzgebiet bewacht, ziehen die Zeichen des Weges 902, der hier den Alpenhauptkamm wieder erreicht, nach Osten. Wir wären ihnen gerne gefolgt, doch trieb uns der Nordsturm ins gaslichere Pusterwaldtal. Wenn man im Mahrsee baden kann, werden wir wiederkommen.

Karten: Alpenvereinskarte Schladminger Tauern. 1924 - Freytag-Berndt 1:100 000. Bl. 6, 20. Österreichkarte 1:50 000. Bl. 128, 129, 158.

Literatur: AV-Jahrbücher. Jahrgänge 1924, 1934, 1937, 1955, 1961. Hanns Barth, der Hochtourist in den Ostalpen, Band V. Bibliographisches Institut, 1928.

Liselotte Buchenauer, Bergwandern in der Steiermark, Tyrolia-Verlag, 1974.

Verliebt in die Heimat. Ein Tauernbuch, Leykam Verlag, 1975.

Wandern in der Steiermark. Tyrolia-Verlag, 1974.

Willi und Hermine End. 77 Bergwanderungen zwischen Wienerwald und Salzkammergut, Bergverlag Rudolf Rother, 1969.

Anton Faschinka, sehr instruktive Aufsätze über die Niederen Tauern im Gebirgsfreund, Mitteilungen der Sektion ÖGV des ÖAV. 8/58, 10/59, 8 und 9/61.

Karl Haas und Prof. Dr. Ernst Herrmann, Ski- und Wandelführer durch die südlichen Wölzer Tauern. Verlag Allgemeine Bergsteiger-Zeitung, 1935.

Ernst Hölme. 150 Bergwanderungen vom Auto zwischen Glockner und Semmering. Bergverlag Rudolf Rother, 6. J.

Peter Holl, Alpenvereinsführer Niedere Tauern, Bergverlag Rudolf Rother, 1977.

L. V. Jäckle, Führer durch die östlichen Niederen Tauern, Sektion Edelraute des ÖAV. 1926.

Dr. Josef Moriggl, Führer zu den Schutzhütten der Ostalpen, V. Band, Verlag S. Hirzel, 1927.

Haas Wödl, Führer durch die Schladminger Tauern, Artaria, 1924.

Anschrift des Verfassers:

Bruno Nowicki

Sieboldstraße 12

D-5000 Köln 60 (Deutschland)

Drei Mal Goadeck

PETER HOLL

Es ist der 13. Februar 1960 – Wolfgang und ich sitzen im Nachmittagszug nach Selzthal. Es ist eine Fahrt ins Blaue – eine Fahrt in ein uns und den meisten Bergsteigern unbekanntes Gebiet der Niederen Tauern. Um 11 Uhr abends quartieren wir uns im Warteraum des Bahnhofes von Stein an der Enns ein: wir schlüpfen in die Biwaksäcke und wärmen zwei Reisfleischkonserven am Kocher.

Kalt ist es und wir stehen am nächsten Morgen erst um 8 Uhr auf – vor uns liegt eine beachtliche Wegstrecke: der im Sommer nach St. Nikolai hinführende Bus verkehrt im Winter nicht und es heißt, in das ungefähr 16 Kilometer lange Tal zu Fuß hineinzugelangen. – Dann wollen wir noch zur Hohenseealm aufsteigen. »Soweit wir halt kommen.« Es hängt von den Schneesverhältnissen ab. Wir haben nämlich keine Skier, dafür umso größere Rucksäcke. Knapp vor St. Nikolai nimmt uns ein Auto mit – in St. Nikolai gehen wir gleich weiter: am Anfang ist der Weg noch ausgetreten, auf einem ausgepörrten Block machen wir Mittagspause.

Dann beginnt die Spurei. Wir kennen den Weg nicht, die (damalige) Karte ist auch sehr ungenau und so gehen wir mehr nach Gefühl. Einige Male sind wir bestimmt nicht am richtigen Weg, woran uns ein brückenloser Bach im herrlichen Winterkleid erinnert, aber da die Hauptrichtung stimmt und der Schnee überall gleich tief ist, überqueren wir ihn an geeigneter Stelle und bald nimmt uns der Wald auf. Tief verschneite Felsblöcke, steiler Wald, am Gegenhang die Zackenreihe des Schimpelgrates in der Winter Sonne. So spüren wir dahin. Langsam beginnt es kälter zu werden und die Sonne steht schon sehr tief, als wir die Hütten der Hohenseealm erreichen.

Eine ist zerfallen und vollkommen mit Schnee gefüllt, eine andere ist versperrt; die dritte Hütte ist zwar offen, doch müssen wir zuerst den Schnee wegräumen, um überhaupt die Türe halbwegs aufzubekommen. Drinnen schaut es auch nicht besser aus: einige Schneewächten, ein kalter Raum mit nicht funktionierendem Ofen und zwei Bettgestelle ohne Matratzen. Man hat trotzdem das Gefühl, geborgener zu sein, auch wenn wir genau so gut

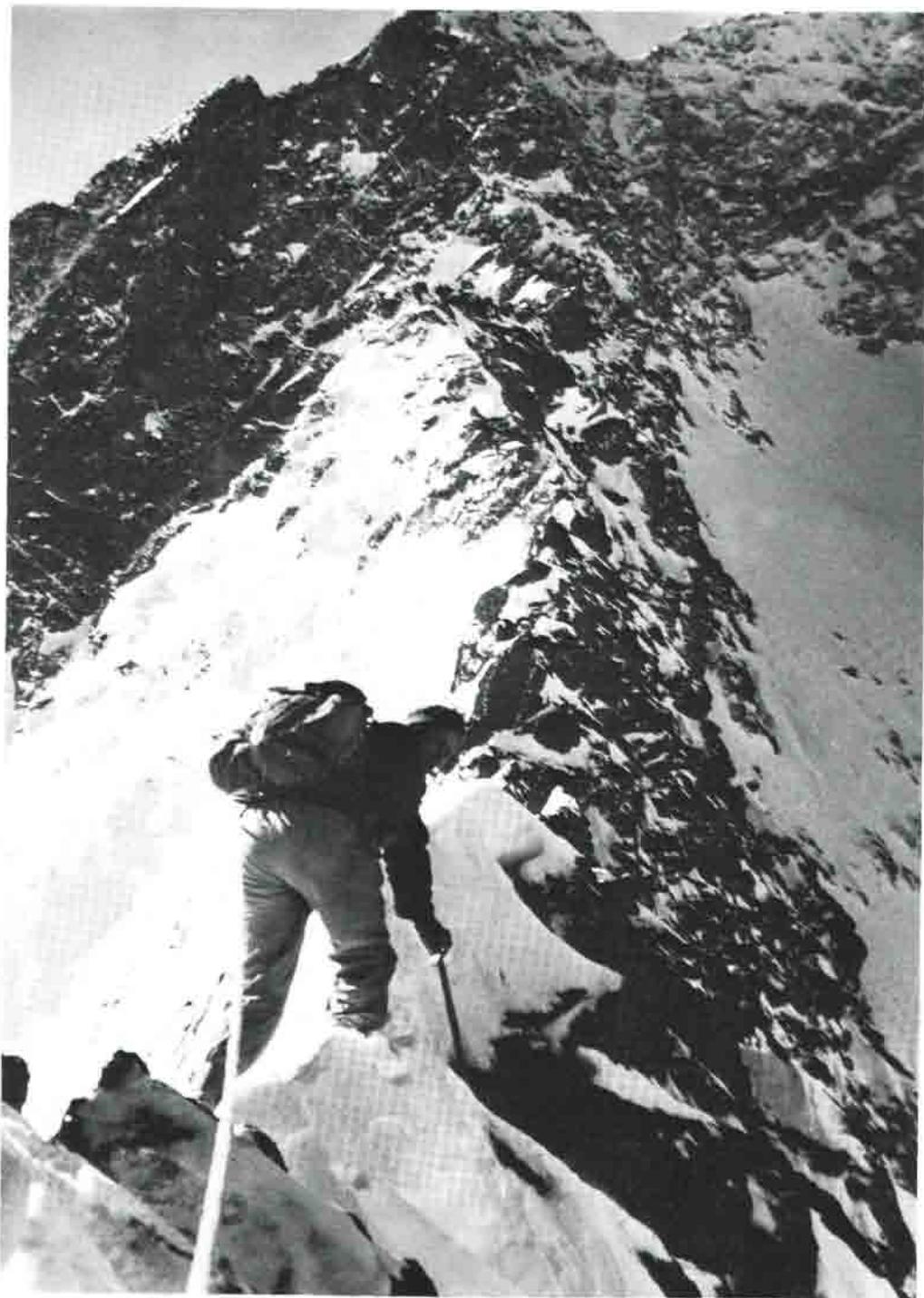
gleich im Freien schlafen könnten. Versuche, den Raum wohnlicher zu gestalten, geben wir bald auf; eine durch die niedere Temperatur es hat ungefähr 15 Grad unter dem Gefrierpunkt – abgekürzte Mahlzeit, und dann kriechen wir in die Biwaksäcke.

Es ist ungefähr 7 Uhr morgens, als wir uns mit verkleinerten Rucksäcken in die Richtung des Schwarzenseekares auf den Weiterweg machen. Steile, mit tiefem Pulverschnee bedeckte Lawinhänge spüren wir abwechselnd empor. Fast könnte es einen verdrießen, aber Wolfgang hat entschieden den größeren Auftrieb und schließlich betreten wir die vom Wind teilweise festgeblasene Schneefläche des Schwarzenseekares.

Eine wuchtige Felspyramide, der Nordgipfel des Goadecks, erhebt sich in seinem hintersten Grund. Vielleicht ist er unser Ziel, aber da wir spätestens morgen mittags wieder im Tal sein müssen, will ich mich auf keine Experimente einlassen. Wir beschließen fürs erste die nördlich von ihm im Hauptkamm aufragenden Spitzen und, wenn uns dann noch Zeit bleiben sollte, weiter den Nordgrat des Goadecks zum Gipfel zu verfolgen.

Am Nördlichen Goadspitz verbinden wir uns mit dem Seil und beginnen den von zierlichen Schneewächten unterbrochenen Zackengrat zum Südlichen Goadspitz entlang zu klettern. Die nächsten Stunden sind ganz dem Erleben gewidmet: die winterliche Gratschneide, strahlender Sonnenschein, einige etwas Achtbarkeit erfordernde Kletterstellen. Ein kurzer Quergang in der Südseite verzögert unser Tempo (da wir keine Steigeisen mithaben), schließlich stehen wir am Südlichen Goadspitz und müssen erkennen, daß ein Weiterweg zum Goadeck ein Biwak und eine Verspätung im Tal zur Folge hätte. Wolfgang möchte zwar schon den Grat weitergehen, aber ich muß morgen abends in Wien sein und allein will er doch nicht weitergehen.

Der Abstieg in die Scharte vor dem Goadeck-Nordgrat gibt uns dann, da wir keine Steigeisen mithaben, noch ein kleines Problem zu lösen. Wenn der Seilzweite rutschen würde, wären beide »fort«. Der Not gehorchend, schlage ich in einen gefrorenen Erdbrocken des Gipfels einen Haken und Wolfgang bewegt sich teilweise abseilend und von mir gesichert hinab. Da der Haken hält, folge ich nach. Dann fahren wir durch die von der Scharte ins Schwarzenseekar hinabstreichende Rinne ab.



Winterliche Gratschneide zum Goadeck

Foto: Peter Holl

Ich muß immer wieder zum Goadeck hinaufschauen: ein herrlicher, an die 400 m hoher Pfeiler durchzieht die Nordwand; begangen wurde in dieser Gegend im Fels noch nichts. Irgendwann möchte ich wiederkommen.

21. Juli 1961. Diesmal bin ich allein. Nachmittags fahre ich mit dem Moped von Schladming nach St. Nikolai und steige zur Hohenseealm auf. Sie hat sich etwas verändert: die alte verfallene Hütte steht zwar noch, aber die, in der wir letztes Mal geschlafen haben, glänzt in zwar unfertigem, aber doch neuem Kleid. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen und ich trete durch die unversperrte Tür. Sogar Decken gibt es diesmal!

Der nächste Morgen sieht mich wieder im Schwarzenseeckar. Der Goadeck Nordpfeiler, so schön er im Winter ausgesehen hat, zeigt jetzt einige sehr unschöne und vor allem steile Graszonen. Aber was ist rechts von ihm? Eine von zwei glatten Platten gebildete rechtwinklige Verschneidung durchzieht schräg rechts die Wand. Gras gibts in ihr bestimmt keines, und bald stehe ich an ihrem Fußpunkt.

Der Fels ist schön und eisenfest. Ein Wandl bringt mich in den Verschneidungsgrund und überraschend einfach gehts in ihm empor. Bei einem Schuttplatz blicke ich zurück: die beiden überdimensionalen Plattentafeln und die Art des Gesteins drängen mir unweigerlich einen Vergleich auf: Hochkesselkopfverschneidung im Urgestein. Nur daß diese Verschneidung bis jetzt in ihrer Gesamtschwierigkeit etwas leichter ist, was sich aber sofort zu ändern beginnt. Ein Riesenblock sperrt die Verschneidung, und ich erreiche auf der daneben befindlichen Platte ihre Fortsetzung, die allerdings jetzt nur mehr ein sich zusehends verschmälernder Riß ist, der oben bei einem von roten Überhängen gebildeten Knick sein Ende findet. Zuerst steige ich ganz unter die Überhänge empor, aber als Alleingehender gefällt mir der Quergang unter ihnen gar nicht und ich versuche dann, etwas tiefer in die Platten zur Rechten zu queren. Das Gestein ist eisenfest und kleingriffig, aber bei einigem Schauen findet man seinen Weg. Ein etwas grasiger Riß, ein Überhang, schließlich die bereits leichter begehbar werdende Platte, die letzten Meter der Verschneidung, brüchige Blöcke, und ich stehe am obersten Nordgrat und bald darauf am Gipfel. Wahrscheinlich werde ich nie mehr hierher

kommen – es ist ein einsamer Berg – aber schön wars doch.

»Meistens kommt es anders als man denkt...« Pfingstsonntag 1963. Abends sitzen wir in dem fast leeren, Küche und Schlafzimmer zugleich bildenden Raum der Kaltherbergalm. Das Wetter war heute sehr abwechslungsreich und hat von brütender Hitze bis zum Schneegestöber so ziemlich alles geboten. Wir Erich Peiritsch und ich – haben den zwar kurzen, aber stellenweise recht netten Ostpfeiler des Kleinen Weißenseckturmes gemacht und morgen haben wir sein größeres Gegenstück vor. Wenn er trocken ist. Denn Eis und nassen, mit Flechten überzogenen Fels brauchen wir nicht unbedingt täglich.

Der Morgen ist zwar strahlend blau, aber ein Blick vor die Tür zeigt uns, daß es die ganze Nacht geregnet hat. Was tun? – Da mache ich den Vorschlag, die Nordverschneidung des Goadeck-Nordgipfels zu begehen. Wiederholt wurde sie bis jetzt wahrscheinlich kaum, nur ist der Zustieg von hier etwas weit: hinunter ins Tal, drüben hinauf zur Hohenseealm und weiter ins Schwarzenseeckar, das wir um 10 Uhr vormittags erreichen. Der Verschneidungsgrund selbst ist schneeweiß und wird uns vom Firn bis zum Eis so ziemlich mit allem aufwarten.

Der Vorbau. – Das Einstiegswandl. – Oberhalb mache ich Stand und der Freund kommt nach. Schlauerweise haben wir wieder die Steigeisen zu Hause im Kasten, und so spiele ich in der nächsten Seillänge »Eiszerkleinerung«. Nach dem nächsten Absatz gibts die 120 Meter bis unter den Block keinen Fels mehr zu sehen, dafür zwar steilen aber guten Firn, durch den ab und zu etwas Felsiges durchschaut. Der Freund verankert im Block einen Standhaken, ich erreiche ihn und gehe weiter. Die Platte oberhalb ist mit Eis glasiert, dann die ganze Verschneidung mit Wassereis und später mit Firn gefüllt. Ich quere in die Felsen zur Rechten: einige Meter sind gutgriffig, dann folgt am unteren Ende einer glatten Platte der erste, allerdings nicht sonderlich gut aussehende Haken. Einige Schritte weiter – der nächste Haken; der Quergang zur Rinne zurück läßt sich nur unter Verwendung von Trittschlingen bewerkstelligen. Schließlich ein Spreizschritt ins Eis, worauf ich sofort wieder zum letzten Haken zurückgependelt komme. Das Fehlen der Steigeisen macht sich hier unangenehm bemerkbar.

Ein weiterer Haken wird ins Eis verankert (es ist ein schlichter Felshaken), die Trittschlingen werden eingehängt, höher gestiegen, in Reichweite eine Stufe geschlagen, und ich habe eine dünne Firnschicht erreicht, die den Kanten der Schuhsohlen etwas Halt gewährt. Ein Blick auf das Brustgeschirr belehrt mich außerdem, daß ich nur mehr einen Haken besitze – aber hier kann ich den Freund nicht nachkommen lassen. Weiter oben scheint in der linken Wand ein Felsköpfl zu sein (was sich dann an Ort und Stelle als Täuschung herausstellt). Das Seil ist aus. Eine Selbstsicherung hänge ich um einen hornartigen Eisrand, die zweite mit einer Reepschnur um eine kleine Felsschuppe; der Standhaken (dritte Selbstsicherung) ist auch nicht besonders sicher. Eine kleine Stufe im Eis – Erich kommt nach. Es folgt der Quergang zur Plattenzone. Diese ist im Sommer vielleicht die schönste Kletterstelle, jetzt ist sie vor allem eine Erholung – ein herrliches Schleichen an kleinsten Griffen, den etwas grasigen Riß hinauf und Stand unter Überhängen. Das Gelände oberhalb ist seit dem letzten Mal auch nicht fester geworden und es ist nur gut, daß die Blöcke, die ich in die Tiefe befördere, wegen des Überhanges weit außerhalb von Erichs Stand vorbeifliegen.

Der Gipfel. Nach einer kurzen Pause eilen wir im einsetzenden Regen über die Ostflanke zum Karboden hinab. Bei der Hohenseealm hat es bereits wieder zu regnen aufgehört, der Wald nimmt uns in der ersten Sonne auf und wir erreichen den zurückgelassenen »großen« Rucksack.

25. Juli 1967. Wieviel ist in den vergangenen vier Jahren geschehen – und nun sitze ich irgendwann am zeitigen Nachmittag unter der Verschneidung des Goadecks. Der Tag begann mit dem Aufstieg über den Ostpfeiler des Kleinen Weißenseeturmes, dem ich noch einen direkten Ausstieg hinzufügte, dann gings von Gipfel zu Gipfel. Auf und ab bis in die Scharte vor dem Goadeck Nordgrat und hier herunter. Jetzt will ich wieder die Verschneidung begehen und dann am Grat weiter gehen, bis es Nacht wird. Die traditionelle Nacht im Biwaksack wird folgen...

Vor ungefähr zwei Wochen war ich auf den einsamen Bergen Skandinaviens, jedoch Einsamkeit gibts auch hier.

Die Route:

Goadeck Nordgipfel (2522 m), Nordostverschneidung: Felshöhe etwa 250 m bis zur Vereinigung mit dem Nordgrat, etwa 350 m bis zum Gipfel. Lohnende Kletterei in ausgezeichnetem plattigen Fels; bis etwa Pfingsten ist mit Eis im Verschneidungsgrund zu rechnen. Schwierigkeit III, einige Stellen – IV. Keine Mauerhaken zur Sicherung nötig und vorhanden, Standhaken müssen geschlagen werden. Es genügt die Mitnahme von 3–4 vorwiegend längeren Haken sowie gleich vielen Karabinern.

Kletterzeit 2–3 Stunden. 1. Begehung durch Peter Holl am 22. Juli 1961.

Ausgangspunkt: St. Nikolai im SölktaI.

Zustieg: Auf dem rot bez. Weg Nr. 702 durch das Hohenseebachtal zur Hohenseealm (2 Stunden) und weiter in das Schwarzenseekar, an dessen oberen Rand sich der Wandfuß befindet (1 Stunde).

Abstieg: Über die Ostflanke des Nordgipfels (–I) ins Schwarzenseekar: $\frac{1}{2}$ $\frac{3}{4}$ Stunde.

Literatur: Peter Holl, Alpenvereinsführer Niedere Tauern, Bergverlag R. Rother 1978. Landkarten: Österreichische Karte 1:50000 Nr. 128, Freytag & Berndt Touristenwanderkarte 1:100000 Nr. 20

Anschrift des Verfassers:
Peter Holl
Schröttergasse 24/9
1100 Wien X

Skitourtip Deichselspitze

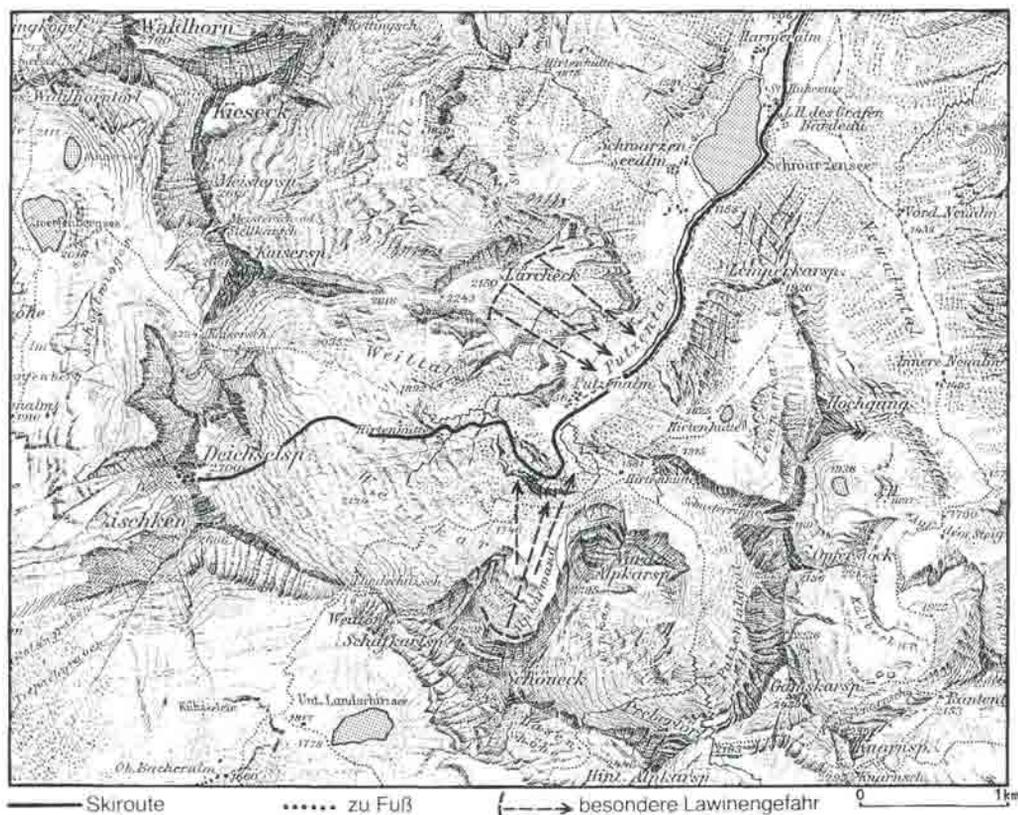
OTTO STÜCKLSCHWEIGER

Eines der vielen zünftigen Skiziele im östlichen Teil der Schladminger Tauern ist die Deichselspitze. Die Höhe des Hauptgipfels wurde in der AV-Karte mit 2700 m angegeben. Neuere Vermessungen ergaben 2684 m. Aber trotz Erniedrigung verlor sie nichts an Gewalt und Größe. Der Gipfelstock dehnt sich von der Landschützscharte (2345 m) über den Höhepunkt (2502 m) und Zischken (2661 m) in einen herrlichen Felskamm zum Hauptgipfel (2684 m) aus; in weiterer Folge über scharfe Grattürme zu den Höhepunkten 2609 m und 2541 m und schließlich zur Kaiserscharte (2298 m) in etwa 3 km Länge.

Vom Bergdorf Klein-Sölk aus, mitten im Naturpark der Söltkäler, ziehe ich mit den

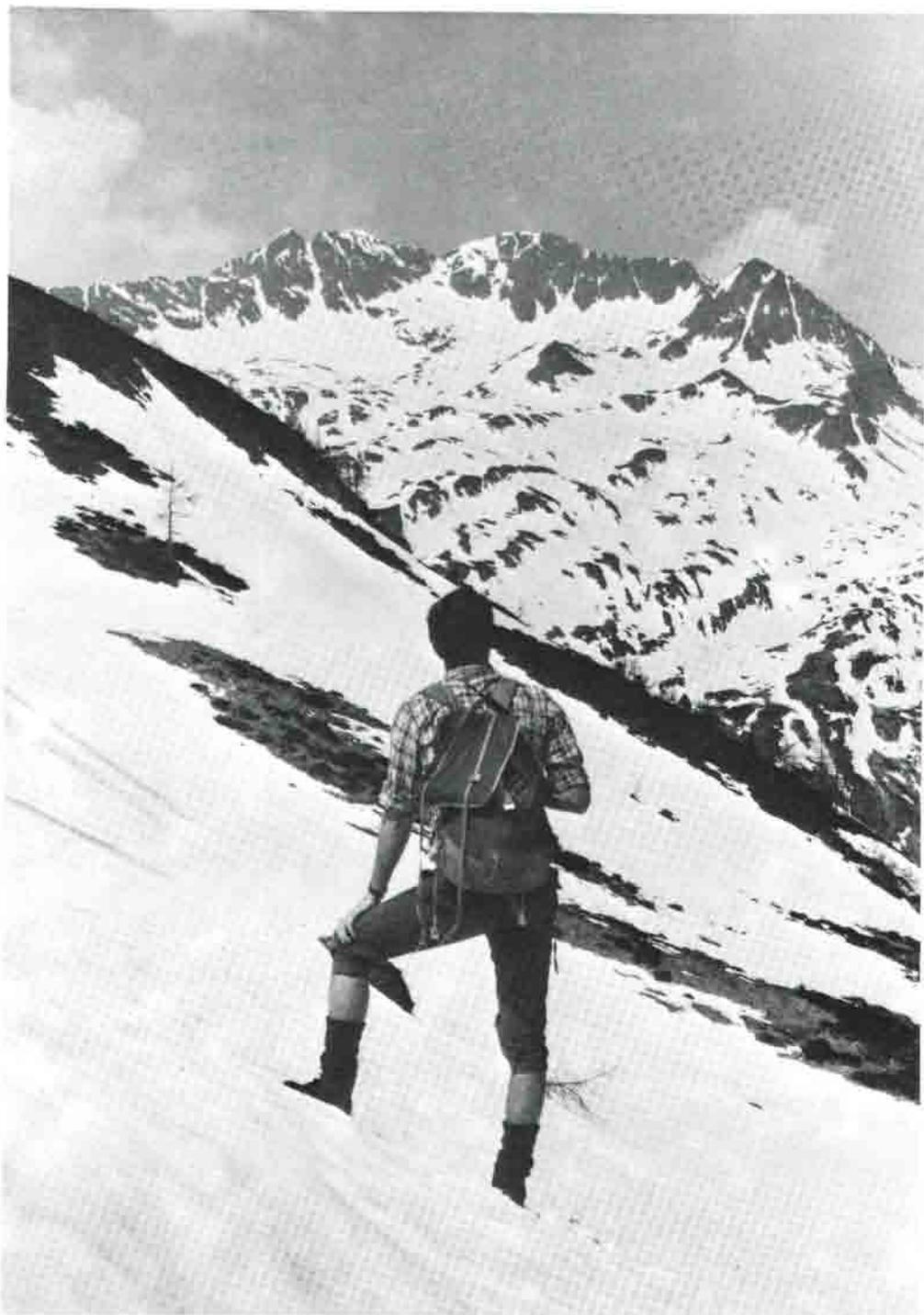
Brettln taleinwärts, vorbei an markanten Bergen bis zur Breitlahnhütte der Sektion Graz, die aber nur sommerbewirtschaftet, aber auch im Winter meist bis zum Parkplatz Wildfütterung – Breitlahn gut zu befahren ist. Von der Abschränkung (Breitlahnhütte) geht es zu Fuß weiter zum Schwarzensee und hinauf zur Putzentalm. Das Wetter verspricht einen schönen Tag. Ich durchschreite den engen Talkessel; die letzten Sterne verblissen am Himmel.

Diesmal will ich die Deichselspitze erzwingen. Freilich muß man als Alleingehrer Erfahrung haben. Kenntnisse über Lawengefahr sind unerlässlich. Mit gemischten Gefühlen durchmesse ich mein Vorhaben. Die Hänge sind meist sehr steil und von Felsabsätzen in vielfältiger Weise unterbrochen. Endlos fern erhebt sich in westlicher Richtung steil aufstrebend der Gipfel. Nun, anfänglich leicht ansteigend, dann ein breites Felsband, das sogenannte Wandl, querend, dann an urigen Lärchen und



Ausschnitt aus der AV-Karte, Schladminger Tauern, 1:50.000 (1924)

Skizze: Gerhart Moser



Deichsel Spitze

Foto: Otto Stücklschweiger

Zirben vorbei, weitet sich mehr und mehr der Blick hinunter ins Tal. Mit zunehmender Höhe werden die zwei größten Wände in diesem Gebiet, die Opferstock-Westwand und die noch unerstiegene Alpkarwand, frei, um vieles schwierigere Urgesteinswände als die Golling-Nordwand. Nach vielen Spitzkehren gelange ich zum Leitenhüttl, einer kleinen Hirtenhütte, die nur als Unterstand der Almleute im Sommer dient. Ihre Lage ist wunderschön, auf einer Anhöhe, umgeben von vereinzelt Latschen, die in der Kampfzone nur spärlich vegetieren. Den Hintergrund umrahmen die Gipfel Hoher Gang (2230 m) mit dem lieblichen, auf seiner Schulter gelegenen Lemperkar, Alpkar Spitze (2294 m), Schöneck (2540 m), Deichsel und Kaiserspitze (2576 m). Aber es muß weitergehen in Richtung Kaiserscharte auf den Sonntagbühel. Dann links vorbei am Felssporn, der von der Kaiserscharte herabzieht ins Weitkar, das sich breit und mächtig zwischen Landschüttscharte und meinem Standpunkt ausdehnt. Hier beginnt ein neuer Abschnitt. Die Schönheit dieser Landschaft läßt alle Müdigkeit nach stundenlangem Anstieg weichen, und mit neuer Kraft setze ich meinen Aufstieg fort. Kehre um Kehre ziehe ich höher. Zurück bleibt die Spur, die sich auf einem von Gletscherschliff geprägten Felswulst verliert. Ich nütze ihn, um schneller an Höhe zu gewinnen. Er führt gipfelwärts ziemlich weit hinauf, bis er wieder unter die Schneedecke schlüpft. Und ich besinne mich eines Gedichtes meines unvergesslichen Bergfreundes Dr. Rudovsky:

»Im Stein wohnt heute noch
Ein heimliches Klingen,
Als wollt er von seliger Jugendzeit
Ein heimliches Lied uns singen.«

Den Wulst wieder verlassend, biege ich um einen vorgelagerten Felsaufbau (Deichselkirche Punkt 2383 m), und der Aufschwung zum Gipfel bietet sich zum letzten Angriff an. Eine ausgedehnte Mulde zieht sich, anfänglich fast eben, dann gegen die Gipfelfelsen der Ostwand sehr steil werdend, hinauf. Zwischen Hauptgipfel und Zischken führen zwei Steilrinnen in Verlängerung zum Gipfelgrat. Sie sind durch eine Plattenflucht, einen kleinen Vorgipfel, getrennt. Ich wende mich der linken Rinne zu, die in einem kleinen, leicht überwächerten Schartl endet. Bei guten Verhältnis-

sen leicht erreichbar, doch mit Skiern nicht immer anzuraten. Man läßt diese dann am Ostwandfuß zurück. Vom Schartl bis zum plattigen Vorgipfel ist ein leichter Felsgrat zu überwinden. Ein gewaltiger Tiefblick in die Gamsenalm wird frei, und nach einigen Schritten ist die Deichsel Spitze erreicht.

Jeder Bergsteiger weiß sehr wohl, welch erholendes Gefühl es ist, nach einem langen, anstrengenden Aufstieg am Gipfel zu stehen. Die Gipfelrunde ist großartig, prachttvoll! Unzählig reihen sich die Gipfel aneinander, bis sie sich am Horizont verlieren. Im Westen steht der Monarch der Schladminger Tauern, der Hochgolling (2863 m). Zu Füßen der Ostflanke liegt das Gralatkar und die Tromörtenalm. Im Norden erheben sich Waldhorn (2702 m), Kieseck (2681 m), Hohe Wildstelle (2747 m) und weiter im Kreis nach Osten und Süden Predigtstuhl (2543 m), Große Barbaraspitze (2690 m), Roteck (2743 m) und Preber (2741 m). Den Kranz dieser Bergkette schließt das Kasreck (2740 m), dem die Sonne zugeht und den vorgeschrittenen Nachmittag kündigt. Ein kalter Nordwind rüttelt mich aus der Beschaulichkeit. So tollt mich die tiefe Einsamkeit und Ruhe wieder zurück vom sonnenbeschieneenen Gipfel, hinunter in die dunklen Schatten. Äußerst vorsichtig suche ich in der sehr steilen und harten Rinne nach sicheren Fußtritten und Gleichgewicht. Bei einem Sturz kann ein Alleingehender hier keine Hilfe erwarten. Kilometerweit ist Stille. Vom Wandfuß geht es dann hinunter, 1400 Höhenmeter, in gewaltiger Abfahrt und wechselndem Schnee. Schwung um Schwung.

Diese Skibergabfahrt ist im Frühjahr am schönsten; natürlich können alle Skiberge auch im Hochwinter befahren werden.

Anschrift des Verfassers:
Otto Stücklschweiger
Klein-Sölk 62
8961 Stein im Ennstal

Mit dem Bergzelt von der Planneralm bis zur Sölk!

FRANZ HAMMINGER

Im Sommer 1975 faßten meine Frau und ich den Entschluß, mit Zelt und Schlafsack diesen Teil der Niederen Tauern zu überschreiten.

Die 1. Tagesetappe führte von der Planneralm und Plientensattel, Hintergullingspitz, Kreuzberg zur Breiteckkoppe (2144 m) und hinab zum lieblichen Mahrsee, der zum Bade einlud. Köstlich erfrischend ging es über Gangkogel, Pustereckjoch zur Schönfeldspitze (2202 m). Im Abendlicht verweilend sahen wir ein Rudel Hirsche äsend an den Flanken des Hirnkogels entlangziehen. Erst in der Dämmerung stellten wir unser Zelt am Glattschartl auf. Ein prächtiger Sternenhimmel wölbte sich über uns und versprach bleibendes Schönwetter. Kurz nach Sonnenaufgang stiegen wir zum Hohenwart (2363 m) auf, ließen uns den frischen Morgenwind um die Ohren wehen und genossen den Prachtblick hinüber zu Dachstein, Totem Gebirge und Gesäusebergen, die vom Morgenlicht gerötet leuchteten. Wir querten hinüber zum Glattjoch, stiegen ab zum Weberbach und suchten über Blockgestein hinauf zur Fussescharte. Über die südliche Flanke der Hochweberspitze (2375 m) erreichten wir über Steiltrasen die Weberscharte.

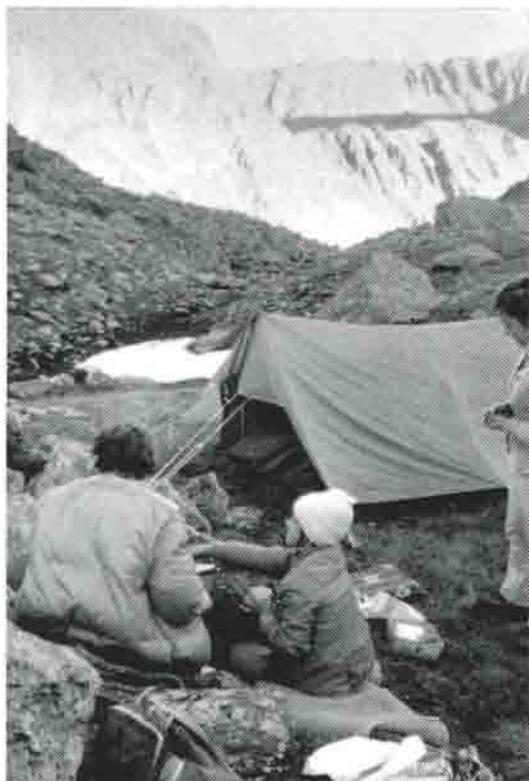
Ein völlig neues Bild überraschte uns. In dem nach Norden abfallenden Kar leuchteten, das Sonnenlicht spiegelnd, viele kleine Lacken und Seen mit der prächtigen Kulisse des Dachsteins im Hintergrund. Auf einer Felsstufe oberhalb eines mit Wollgras umsäumten Sees fanden wir den passenden Zeltplatz. Lange saßen wir am Gipfel der Hochweberspitze und es dunkelte schon, als wir abstiegen und in unsere Schlafsäcke krochen.

Auch am nächsten Tag waren wir früh auf den Beinen, zogen an Wracktrümmern eines abgestürzten Kriegsflugzeuges vorbei, dem Grat und der Sonne entgegen. Auf und ab ging es über den luftigen Blockgrat dem Laubtalereck zu, als wir unsere Schritte jäh bremsten, die Rucksäcke ablegten und im Grase liegend an die 50 Stück Rotwild beobachteten, die in der wärmenden Morgensonne äsend über die taufrischen, grünen Hänge zogen, ehe sie – menschliche Witterung aufnehmend – ins Laubtal hinab flüchteten. Wir aber setzten unseren Weg hinüber zur Blaufeldscharte fort,

stiegen ab zum Zaglsee am Fuße der Schober Spitze und beschlossen, überwältigt von der wunderschönen Lage dieses tiefblauen, fjordähnlichen Bergsees, spontan unser Zelt aufzustellen und 3 Tage zu bleiben. Wir bestiegen die Schober Spitze (2423 m), den Alker (2202 m) und wanderten zu den umliegenden Seen wie Fischegelsee und Schobersee. Besonders interessant die vielfältige Flora dieses Gebietes. Ob es die blütenweißen Kolonien des Wollgrases, die Grasnelke, das Seifenkraut, die vielen Steinbrecharten oder der seltene Sumpfenzian war, die Augen kamen nicht zur Ruhe.

Der Weiterweg führte uns über die Scharte zwischen Schober Spitze und Talkenschrein hinüber zur Seifriedsenke und da uns der Grat zum Mellereck nicht einladend genug ansah, stiegen wir ins große Kar des Krautwasch ab, um dann wieder steil in die Scharte zwischen Krautwasch (2360 m) und Schafdach (2314 m) aufzusteigen. Kurz vor Erreichen der Scharte erschreckte uns ein Berg blanker Knochen, die in einer Mulde übereinander lagen und sich bei näherem Hinsehen als Überreste von 3 Kühen entpuppten, die im September des Vorjahres bei einem Temperatursturz im Schneesturm umkamen und vom Hirten nicht mehr gefunden wurden. Der unterhalb der Scharte liegende Seckarsee war wieder idealer Zeltplatz. Von hier blickten wir bereits hinüber zum Sölkerpaß und wir wußten, daß die Tage der Stille und Beschaulichkeit zu Ende waren. Wir hatten eines der schönsten Gebiete der Niederen Tauern kennengelernt, vielleicht nicht so wichtig wie der Klafferkesse, aber an Schönheit keinesfalls ärmer. Am Sonntag Morgen stiegen wir zur Winkleralm ab und bummelten hinaus nach St. Nikolai. Charakter der Überschreitung: Anfangs leichte Kammwanderung, später leichte Blockgratklettern mit Ausweichmöglichkeit – keine Markierung – gutes Kartenlesen ist Voraussetzung, da viele Seitenkämme – keine Hütten – Abbruch der Tour jederzeit möglich – Zeit: Juni – Herbst.

*Anschrift des Verfassers:
Franz Hamminger
Pyhrnstraße 34
A-4563 Micheldorf/OÖ.*



*Zelten auf Bergeshöhen erfordert komplette Ausrüstung
Fotos: Franz Hammingner*



Im Spätherbst auf der Fussischarte; Blick zur Schoberspitze

Die Niederen Tauern »vererbt«

RUDOLF KUSCHÉ

Weitab von der Straße einmal eine Woche lang im Gebirge von Hütte zu Hütte zu wandern und dabei den Klafferessel zu sehen, dieser Wunsch mochte mich damals im Sommer 1954 in die Niederen Tauern gelockt haben. Es traf sich gut, daß meine zwei Jüngsten mit 13 und 14 Jahren gerade im richtigen Alter für eine solche Tour waren. Als wir in Aich-Assach den Zug verließen, stieg mit uns ein gleiches Dreigespann aus, offenbar auch ein Vater, ebenfalls mit Bub und Dirndl. Auch sie gingen dem Seewigtal zu. Einmal waren wir vorn, einmal sie und als wir bei Dunkelheit die Wödlhütte betraten, waren die andern schon da. Auf dem Weg zur Neualmscharte am nächsten Tag kam es auf, daß wir sechs dasselbe vorhatten, nämlich den Höhenweg durch die Schladminger Tauern zum Radstätter Tauern. So beschlossen wir, mitsammen zu gehen.

Ich war Lehrer, er Arzt, aber ich hütete mich, ihn zu konsultieren, denn ich konnte mir denken, daß er nicht in die Berge ging, um dort eine zweite Ordination aufzumachen. Er hatte eine Kriegsverletzung und ich mußte ihn bewundern, wie er trotz des verkrümmten Fußgelenks vor uns dahinstieg, bergauf und bergab der Preintalerhütte zu. Sie ist noch heute wie damals eine echte Bergsteigerhütte. Das ist ein Lob und man sollte diese Schutzhütten dort erhalten, wohin keine Seilbahn führt. Am nächsten Morgen stiegen wir auf zum Klafferessel. Er hat nicht umsonst seinen sagenhaften Ruf. Es ist ein Stück Urlandschaft, die aussieht, als sei darin die Eiszeit eben zu Ende gegangen; nicht etwa nur deswegen, weil an den Rändern der rund 40 Seen und Lacken das Eis stand. Es machte meinen Kindern Spaß, ein kurzes Bad zu nehmen. Ich zeichnete inzwischen von der Klafferscharte aus den Blick über das Untertal hinweg auf Dachstein und Bischofsmütze. Denn damals konnte ich mir den Luxus des Farbfotografierens noch nicht leisten. Dafür weiß ich aber heute, daß wir an diesem denkwürdigen Tag den 3. August 1954 schrieben. Unvergeßlich wie der Kesselboden ist mir der Blick hinab vom Greifenstein, und während ich das schreibe, nehme ich mir vor, heuer über Untertal und Riesachsee dem Klafferessel meinen Abschiedsbesuch zu machen – diesmal mit meiner Frau.



Dem Senner mit dem Almkäse, dem Mankei (Murmeltier), dem Speik – ihnen begegnen wir immer wieder in den Niederen Tauern.

Nachmittags stiegen wir ab zur Gollinghütte. Man hatte uns von der Hütte aus schon lang beobachtet und der eine Herr mit dem Fernglas – es war Gend. Bez. Insp. Feistl von Schladming (langjähriger Vorsitzender der dortigen OeAV-Sektion) – lobte uns und freute sich, daß wir mit unseren Kindern in die Berge gehen. Weil es am 4. regnete, schalteten wir einen Rast- und Hüttentag ein. Da hatten wir Gelegenheit, diesen trefflichen Mann näher kennenzulernen. Er machte es uns eindringlich klar, daß man dem Alpenverein nicht beitreten müsse wegen der ermäßigten Hüttengebühren, sondern weil alpine Vereine eine gute Sache sind, die unterstützt gehört. Außerdem, so füge ich hinzu, verbinden sie uns mit den glei-

chen Vereinen unserer Nachbarn. Und wenn unsere Vorfahren schon keine Gipfelstürmer waren, Bergsteiger waren sie immer. Sie sahen in den Alpen nicht die Mauer, sondern die hundert Tore, die zum Nachbarn führen. Beim Aufbruch in der Früh schnallte mir Nachlässigem der treue Mahner noch die Rucksacktaschen zu. Seither tue ich es immer ohne ihn. Bei der Kainbrechthütte, unserem Tagesziel, sah und hörte ich die ersten Mankei. Murmeltiere gibt es in den Ostalpen noch nicht lange. Sie wurden im 19. Jh. von den Westalpen her eingeführt, in der Sölk z.B. im Jahre 1879. Inzwischen ist dieses scheue Wild an verschiedenen Stellen handzahn geworden. Ob ihnen die vielen Bananen gut tun, bezweifle ich. Für mich aber ist das Mankei immer der Beweis, daß der Tourismus das Wild nicht beunruhigt, wie immer behauptet wird. Der Tourist stört nicht das Wild, er stört die Jäger.

Der Hüttenwirt der Ignaz Mattishütte wußte etwas zu berichten, was mir damals neu war: Am Giglachsee gruben Schladminger Bergknappen nach Silber und Kupfer. Die Stollen, sechs Gehstunden von der Stadt entfernt, in einer Höhe von 2000 m, sind noch zu sehen. Als wir am 7. Tag am Radstätter Tauern anlangten, merkten wir, daß wir ganz vergessen hatten, daß es Straßen und Autos gab. Aber froh waren wir doch, zum Bahnhof Radstatt fahren zu können.

Was wir daheim erzählten, ließ meiner Frau keine Ruhe und im Jahr 1958 mußte sie wenigstens die Giglachsen sehen. Wir zwei stiegen diesmal über die Hochwurzeln auf, wanderten den Kamm entlang und kamen – wieder in der Dunkelheit – in der Hütte an. Den trüben Morgen hellte eine Schar junger Leute etwas auf. Unter ihnen war – o Wunder – unsere Weggefährtin von 1954. Es muß freundliche Berggeister in den Tauern geben, die solche Begegnungen herbeiführen.

Weil ich diesmal meine Frau, eine gute Naturkennerin, zur Seite hatte, sah ich vieles, woran ich vor vier Jahren vorbei gegangen war: daß z.B. der Berg da im Westen eine Kalkspitze mitten im Urgestein ist. Diesmal erzählte der Hüttenwirt, er habe einmal im Winter, als er abends noch auf Skiern unterwegs gewesen sei, im Nebel die Orientierung völlig verloren. Da konnte ihn nur eines retten: Er grub, wo er stand, den Schnee auf und sah, daß er auf Kalk stand. Nun wußte er, in welcher Richtung er zur Hütte abfahren mußte.

Auch uns nahm der Nebel die Sicht auf unserem Weg zum Radstätter Tauern. Zwischen den beiden Kalkspitzen, der steirischen und der Lungauer, zeigten uns die Schneestangen den Weg, und die Schafe, die vor uns plötzlich auftauchten und wieder vom Nebel verschluckt wurden, gaben uns Trost, daß wir nicht allein waren. Auf dem Tauernpaß suchten wir schleunigst eine Gaststätte zum Wärmen und Trocknen.

Wenn man ein Gebirge ganz kennenlernen will, muß man es auch überschreiten. Ein Höhenweg stellt Fragen an den Geologen, die Fragen, die eine Überquerung stellt, muß der Historiker beantworten. Im Jahr 1961 folgten meine Frau und ich dem alten Weg, der aus dem Salzkammergut kommend das Ennstal am Fuße des Grimming kreuzt und über Irnding, Donnersbach und Donnersbachwald dem Glattjoch zustrebt. Der Name schon läßt vermuten, daß es über die anderen Jöcher nicht so glatt geht. Unser Abendziel war die Glattalm. Dort trafen wir ein altes Bauernehepaar an, sie schrieben sich Schoiswohl. Auf einem Wandbrett standen weiße Stöcke von der Größe und Form eines Ausseerhutes: Steirerkas. Der Steirerkas aber, den sie uns auf-tischten, war in Brocken und Bröseln und war nicht weiß. Aber er schmeckte vorzüglich, man darf ihn das erstemal nur nicht mit den Augen essen.

Die alte Frau war gerade aus dem Fiskar gekommen und hatte von dort in einer Schachtel Speik mitgebracht. Seit Jahrhunderten sammelten die Almbauern auf den Böden und in den Karen der Niederen Tauern Speik und verkauften ihn im Tal. In den nahen Märkten und Städten wurde er von Speikdörren getrocknet und in eigenen Speikmagazinen gelagert, bis er nach Judenburg gebracht wurde. Denn gehandelt durfte er nur in Judenburg werden. Die Sammler werden daran das wenigste verdient haben. Speik soll sogar in den Orient gegangen sein. Das Speikmagazin in Weißkirchen war zugleich Arrest, u.zw. der am meisten gefürchtete. War nämlich ein Delinquent vor kurzem daraus entlassen worden, so merkten diejenigen, die auf der Straße in seinem Windschatten gingen, woher ihr Mitbürger kam. Es hieß: Er war auf dem Speik. Diese Speikhäftlinge waren wohl die einzigen, die den Duft dieses Krautes verdammt. Denn der Speik war ein begehrtes Duftkraut für die Wäsche, ein Mottenmittel



Oberer Schöttlgraben, Blick gegen Glattojoch

Graphik und Foto: Rudolf Kusché

für Loden und Wolle und ein Räucherkraut. Ja, er ist es heute noch. Als ich vor ein paar Jahren einer Reisegruppe vor dem Schöttltor in Oberwölz davon erzählte, trat aus dem nächsten Haus eine Frau durch die Gartentür zu uns mit einem Bündel Speik in der Hand. Dieses Oberwölz war auch das Ziel unserer Wanderung über das Glattojoch. Es ging dahin auf einem Weg, der gerade breit genug war, daß ein Säumer neben seinem beladenen Tragtier gehen konnte, oder für einen zweirädrigen Karren. Was werden die Alten hier gesäumt haben? Nach Süden hauptsächlich Salz, nach Norden Leinen, Loden und vielleicht auch Eisen und Eisenwaren. Auf dem 1987 m hohen Sattel steht noch ein Steingemäuer, die Ruine eines alten Rasthauses. Hinab ging es stundenlang durch den Schöttlgraben nach Oberwölz. Was für eine Überraschung! Mitten in einem versteckten Bergwinkel eine mittelalterliche Stadt mit Mauer, Toren und Türmen. Gegen welchen Feind mußte sich denn dieses Städtchen zur Wehr setzen? Kaiser Heinrich II. hatte im Jahre 1007 die Gegend von Oberwölz und St. Peter am Kammersberg dem Bischof von Freising in Bayern geschenkt. Dieses Gebiet aber lag mitten im Einflußbereich des Fürsterzbischofs von Salzburg und seines Freundes, des Abtes von Admont. Oberwölz als befestigte Stadt, bewacht und beäugt von der nahen wehrhaften Burg Roten-

fels – nur so konnte der Bischof im fernen Freising ruhig schlafen und sich sicher fühlen, wenn er auf Besuch dorthin kam. Heute ist Oberwölz von niemand mehr bedroht, es sei denn von Leuten, die sein altes Gesicht zerstören wollen. Ich bin am Ende meiner Wanderung, meiner, aber nicht der meiner Nachkommen. Inzwischen waren drei meiner Kinder mit ihren Ehepartnern und Freunden, ja sogar mit einer Enkelin in den Niederen Tauern. Sie haben den Golling und die Wildstelle bestiegen und es wird sie immer wieder dorthin ziehen. Das gleiche könnte mein Bergkamerad von 1954 von sich sagen: Wir haben die Niederen Tauern vererbt, nicht als deren Eigentümer, denn sie gehören nicht uns. Aber wir dürfen uns deren Besitzer nennen. Ich glaube, ein jeder Bergsteiger, der einen Berg erstiegen hat und oben auf dem Gipfel sitzt, fühlt sich als dessen Besitzer. Und er kann ihn unangefochten und straffrei an Kinder und Kindeskinde weitergeben und vererben.

Benützte Quellen:
 Hegi, Alpenpflanzen;
 Haiding, Rund um den Grimming;
 Tippl, Oberwölz;
 Puschnig, Geschichte des Marktes Weißkirchen;
 Kunnert, Das Ennstal

*Anschrift des Verfassers:
 Rudolf Kusché
 4580 Windischgarsten*

Kleine persönliche Tauernchronik.

**Berge der Kindheit – Berge der Jugend –
Berge für immer.**

HELMFRIED KNOLL

Sehr früh schon habe ich es kennengelernt, das steirische Ennstal und seinen Bergkranz rundum. Von der Ramsauer Seite zuerst, als mich die liebe Mutter im »kleinen Autobus« (einem zweirädrigen Kinderwager!) als gut Andert-halb-jährigen zur Austriahütte zog und ich dort den Brandriedel als ersten Berg »erstieg« (oder erkabbelte?). In den Jahren danach, als schon ein jüngerer Bruder da war und wir uns die Katzenburg, den Lodenwalcher und viele andere Erinnerungen unserer frühesten Kindheit erwanderten, mit dem Bauernbuben Gottl in der Ramsau enge Freundschaft schlossen. 1936, 1937. Wir haben die Talseite gewechselt. Verbringen glücklichste Ferien im Untertal beim Landauer, der damals noch kein Gasthaus ist. Die beiden Talbäche – aus dem Ober- und Untertal –, die Himbeerschläge auf dem Krügerzinken, die Unmengen von Pilzen und Eierschwammerln – sie prägen sich ebenso ins Gedächtnis wie das kleine Bad hoch oben auf dem Rohrmoos, auf das in großen Lettern »Heil Hitler!« gepinselt ist. Oder die Wanderungen und Ausflüge weiter hinein ins Zauberreich der Tauern. Zum Bärhofer und zur Weißen Wand; damals noch stundenlange Anmärsche voller Abenteuer, was heute in wenigen Auto- oder Busminuten abgetan ist. Der Rießbachsee mit dem berühmten Wasserfall, der Duisitzsee, von dem aus ich unter Tränen des Zorns den Gang auf die Murspitze ertrotzen wollte, weil sie ein höherer Zweitausender ist als der Kraibergzinken. Die Mooshütten und Wasserspiele im »Schachen« gleich hinter dem Haus, bei der Kalkschmiedalm auf der Guschen, auf der Hochwurzen (noch unberührt von Höhenstraße und Menschenstrom), auf der Planai und anderen grasigen Gipfeln. Der Kraibergzinken, der erste Zweitausender mit dem ersten Edelweiß am 19. Juli 1937 – so genau weiß ich noch das Datum, so unauslöschlich hat es sich in mein damals siebenjähriges Leben eingepreßt.

Anschluß und Krieg. Nicht mehr regelmäßig finden wir in den Ferien in unser Urlaubsparadies. Aber aus dem Jahr 1942 datiert der erste

Tourenbericht aus einem ersten Tagebuch:

»...In der kühlen Morgenluft kommen wir rasch vorwärts. Bald überqueren wir das Rohrmoos. Nun geht es bergab. An schönen Bauernhöfen vorbei, gelangen wir über eine Wiese ins Obertal. Jetzt marschieren wir auf der Straße weiter. Bald kommt das Gasthaus »Bärhofer« in Sicht. Inzwischen hat sich das Wetter ganz verzogen. Wie wir einkehren, rät uns die Wirtin vom Weitergehen ab. Doch wir lassen uns nicht so leicht einschüchtern. Nach einem kräftigen zweiten Frühstück gehen wir, immer neben dem brausenden Obertal-Bach, unbehindert weiter. Über uns stehen die Zinken, z. B. Krügerzinken, Steinbergzinken usw. Der Himmel ist ganz grau geworden. Nirgends sieht man ein blaues Stückchen durchleuchten. Am Wege finden wir viele Erdbeeren. Ortwin ist ziemlich grantig – warum, weiß ich nicht. So kommen wir nach einer Stunde zur »Hopfriesen«. Nun beginnt der endgültige Aufstieg – fast noch 1000 m. Zuerst führt uns der Weg über Almboden und Wiesen, dann durch Schwammerlwald. Ortwin und ich wollen suchen, doch Großmama sagt, es sei noch zu früh. Bald kommen wir auf einen durch eine Lahn verwüsteten Schlag. Dort rasten wir und essen etwas Schokolade. Dann geht es durch Wald weiter. Auf einmal stinkt es furchtbar. Keiner weiß, was das sein könnte. Endlich komme ich darauf, daß der Gestank von unserem mitgenommenen »Steirerkas« herrührt. Großmama will ihn wegwerfen, doch wir sagen, daß wir ihn noch essen wollen.

An einer Arnika-Wiese vorbei überqueren wir einen Bach und kommen bald zur Steiner Alm. Großmama fragt den Senner um Milch, doch er hat keine. Der Weg schlängelt sich jetzt im Zick-Zack durch Latschen und Almboden vorwärts. Hier sind erst vereinzelt Schwarzebeeren reif. Unterwegs essen wir unseren Cebion-Zucker auf. Wir kommen zu einer verfallenen Almhütte. Nun sind gar Stufen in die Erde gelegt. Es ist ein schöner Weg. Über die Stufen geht es schnell vorwärts. Leider fallen schon die ersten Tropfen. In einer Felswand steht ein Kreuz. Großmama erzählt, daß dort ein Bergsteiger abstürzte. Wie wir auf die Höhe kommen, erblicke ich als erster den Landauersee (1610 m). Tief unter uns liegt er, wunderschön in den Kessel eingebettet. Rechts von uns tobt der Giglachbach, links von uns stehen die hohen Berge. Bald gelangen wir zur Giglach-Alm. Hier bekommen wir herr-

liche Buttermilch und ein großes Stück Butter. Inzwischen hat es so stark zu regnen angefangen, daß wir beim Weitergehen die Mäntel umnehmen müssen. Zu beiden Seiten des Weges ist jetzt alles rot von Alpenrosen. Nun überschreiten wir wieder den Bach und vor uns liegt – der Giglachsee! Leider sehen wir ihn nur im Regen und nicht in der schönen Julisonne. Bald haben wir die Hütte erreicht. Drinnen ist alles voller Leute. Mit Mühe bekommen wir noch einen Sitzplatz. Dann lassen wir uns das Essen gut schmecken. Es ist schon 14.45 Uhr, als wir fertig sind.

Während Großmama und Ortwin zum See hinunter gehen, steige ich zu den Kampfzähnen hinauf. Dies sind vier große Felsen, die wirklich wie Zähne aussehen. Ohne Weg haste ich steil und kerzengerade bergan. Weiter oben weidet eine ganze Schafherde. Vor mir rennen die dummen Viecher davon. Viele schöne Blumen finde ich unterwegs. Sogar ein Enzian ist noch darunter. Überall Alpenrosen. Eine Blume kenne ich nicht einmal. Ich glaube, es ist eine Art Schnittlauch. Auch Berganemonen finde ich noch.

Endlich komme ich zum Fuß der Kampfzähne. Vergeblich suche ich nach Edelweiß. Es sind doch zu viele Menschen in der Gegend. Aber gelbe Veilchen gibt es hier in Massen. Ich gehe um die Zähne herum und bin auf einem Grat. Tief unten liegt der See, denn ich bin etwa 300 m gestiegen. Aber auch oben sind lauter kleine und kleinste Seen. Bis zum Landauersee sehe ich. Alles andere ist in dichte Nebel gehüllt. Und immer wieder neue Blumen finde ich. Da sehe ich vor mir die Kampfspitze (2402 m). Ich beschließe, dort noch hinaufzugehen. Leider findet sich kein Weg. Doch es macht nichts. Nach kurzem, weglosem Umherlaufen finde ich so eine Art »Jägersteig!« Nun geht es rascher vorwärts. Immer bergauf, bergab führt mich der »Weg« der Kampfspitze rasch näher. Am Wege blühen kleine Bergastern. Auch Hauswurz und Steinbrech gedeihen hier. Doch alles hört einmal auf und so auch mein »Weg«. Teilweise auf allen Vieren kriechend, arbeite ich mich durch eine Rinne vorwärts. Zu meinem Schrecken sehe ich vor mir auf einmal einen Abgrund. Und zehn Minuten vor mir die Kampfspitze!...«

Ich bin nie hinaufgekommen. Aber die gute Großmama ist noch viel mit uns gewandert. Bis ins hohe Alter. Durch ihre Bekanntschaft mit all den Bauern und Sennerinnen hat sie mir

noch im letzten Kriegsjahr einen einwöchigen Ferientaufenthalt auf der Gföhleralm am Rießachsee ermöglicht. Eine Zeit, in der ich einmal den weiten Weg nach Schladming und wieder zurück nur deswegen gegangen bin, damit ich die andere Großmutter auf der Durchfahrt nach Graz sehen kann. Eine Zeit auch, in der ich so richtig bewußt die Stille und Größe der Tauernwelt in einer friedlosen Umwelt erleben und lieben gelernt habe. Gleichgültig, ob »nur« am See und auf den Halden ringsum mit den Kindern der Sennerin oder auf weiter Wanderfahrt mit dem kurz zugekehrten Vater in das Zauberreich des Klafferkessels, auf den stolzen Auslug des Waldhorns.

Das Kriegsende – eine harte Zäsur. Ich sehe die lieben Berge nur von der Bahn aus, als ich endlich einen der begehrten Viersprachenausweise ergattert habe, in Mandling zweifach (»amerikanisch« und »englisch«) kontrolliert worden bin und auch die Entlausung überstanden habe. Nicht, daß ich nicht liebend gern hingewandert wäre in die Täler, hinauf auf die Höhen, wo man sich trotz Besatzung und Hungerzeit noch frei fühlte. Und ob! Doch Geldmangel und die Notwendigkeit, auf heimatlichen Hamsterpfaden am Gaisberg und der nächsten Umgebung Salzburgs »oa Lack Mülli«, »oa Scherz Brout« zu erbetteln, sind lebenswichtig für vier hungrige, heranwachsende Mäuler.

So ist selbst der erste »Nachkriegsvorstoß« auf die Gipfel um die Sölk mit der so rüstigen Großmama, einer lieben Tante und einer weiteren Begleiterin aus dem Ausseerland in erster Linie von der Nahrungssuche bestimmt: Preiselbeeren. Kochhofen, »Traudl-Kuppe« und Spateck fallen gewissermaßen nur als »Nebenprodukte« an. Dieses Spateck übrigens erst auf Umwegen, wobei die Verseschmiede der jugendlichen Sturm- und Drangperiode eines Siebzehnjährigen Orgien feiert:

»Spateck! Du König der Berge.

Du wiesest mich ab von Dir.

»Ihr Menschen seid doch nur Zwerge!«,

So sagtest Du höhnisch zu mir.

Mein Dickschädel aber, er siegte,

Zwang meinen Willen Dir auf:

Wenn ich Dich von vorne nicht kriegte,

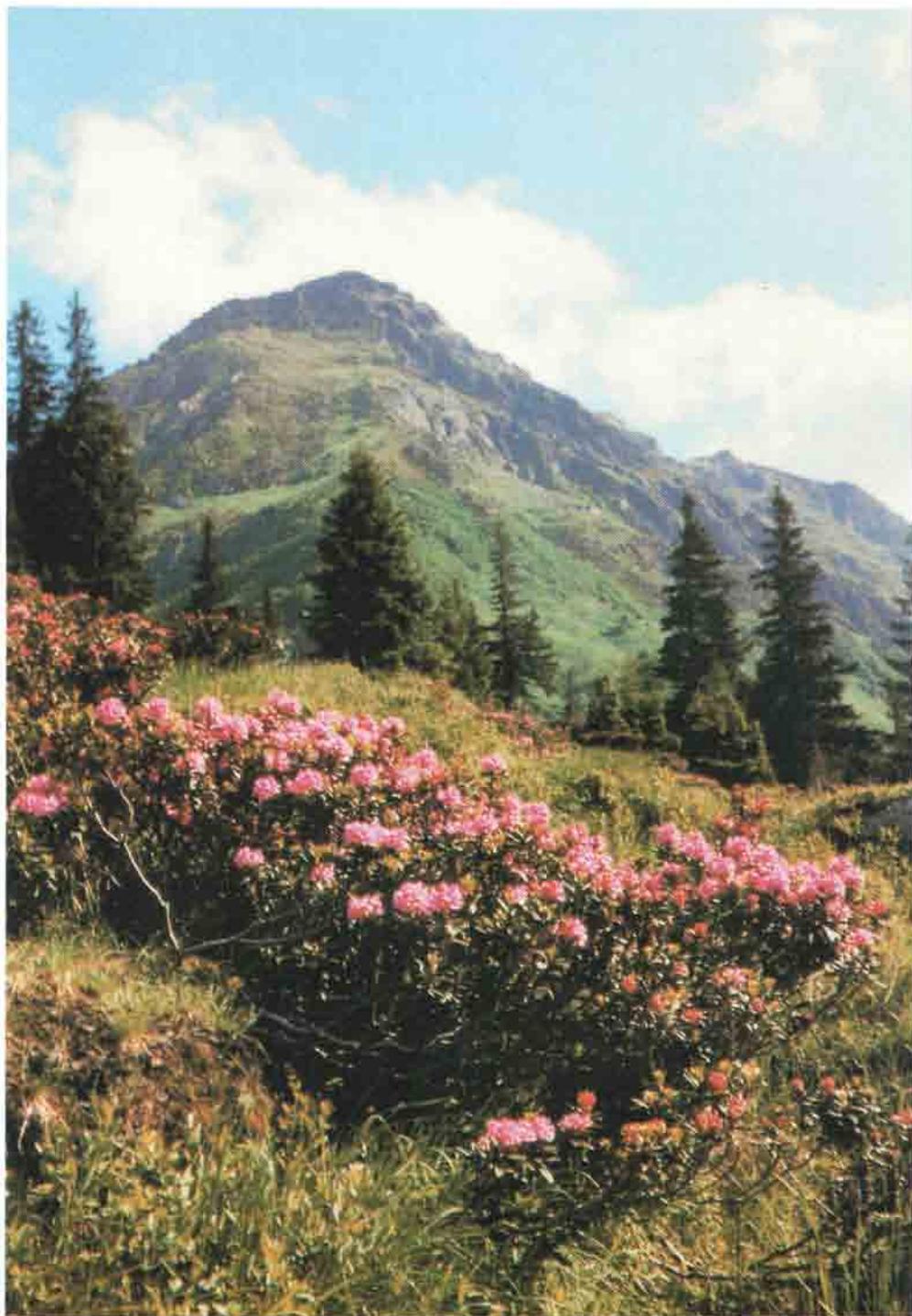
So kam ich von hinten hinauf.

Und muß ich einst wieder hatschen

Durch Sonne, Regen und Dreck –

Es leuchtet, umkränzt von Latschen,

Ein Name – Dein Name: Spateck!«



Almrosenwiese auf der Hochschwarze, mit Alker- und Idlereckscharte (rechts)

Foto: Franz Hamminger

In den Grazer Studienjahren liegen die Tauern zu abseits, als daß sie an Wochenenden erfahren, erwandert werden könnten. Nur auf Heimfahrten mit dem Radl »umrundet« – über den Triebener Tauern mit Abstecher auf Pölsenstein und Hengst; über den Radstädter Tauernpaß auf der anstrengendsten Tagesetappe meines Studentenlebens von Graz über Köflach – Gaberl – Murtal bis zur Paßhöhe. Wien wird wieder aktuell, wird neuerlich Heimat durch Beruf und Familie. Auf unserer Hochzeitsreise, die im Waldviertel beginnt und auf dem »sommerlich« verschneiten Hochkönig endet, wollen Luitgard und ich auch in die Tauern hineinschmecken. An einem glühend heißen Augusttag wandern wir mit viel zu schweren Rucksäcken vom Wirtshaus Sagschneider in der Kleinsölk durchs Untertal in ein Kar, wollen weglos den Knallstein zwingen und weiter zur Rudolf-Schober-Hütte wandern. Sehr bald zeigt uns die Nachmittagschwüle im weglosen Gelände unsere Grenzen. Vor einem elementaren Nachtgewitter erreichen wir eine verlassene Alm mit einem frisch gefüllten Heustadl. Es wird eine recht unruhige Nacht in dem noch nicht ganz trockenen Heu – voller Träume, kribbliger Elektrizität, einem geisternden Irrlicht auf dem fernen Grat des Predigtstuhls und mit einem siegreichen Rückzug am Morgen.

1961. Zur Ausheilung nach einer schweren Operation hat man mich nach Salzburg geschickt. Zwei Tage dieses Erholungsurlaubs reiße ich in den Lungau aus, wo Freund Wolfgang an der Landes-Landwirtschaftsschule als Lehrer tätig ist. Am ersten hole ich mir bei traumhaftem Wetter Roteck und Preber, stolze Zweitausendsiebenhunderter, setze ein Zeichen dafür, daß ich wieder voll »da« bin. Am zweiten, auf der Runde vom Rotgülden-Aufstieg über Rotgülden-Seen-Schrovinschartl in den Murwinkel geht es beinahe schief, denn am nächsten Tag steht im »Salzburger Volksblatt« und in anderen Blättern:

Hirsch fiel Bergsteiger an: Auf dem von Moritzen zum Rotgülden-See führenden Touristenweg ist Donnerstag nachmittags dem Dipl.-Dolmetsch Helmfried Knoll aus Wien beim sogenannten Moosangerl ein Zehrender in Kampfstellung entgegengetreten. Knoll packte den Hirsch beim Geweih und versuchte, dadurch den Angriff abzuwehren. Da der Hirsch aber stärker war, mußte der Angegriffene schließlich loslassen und wurde in hohem

Bogen in ein Gebüsch geschleudert. Knoll erlitt bei dem Angriff eine stichartige Wunde unter dem Knie und eine Verletzung der linken Ohrmuschel. (Das volle Geschehen des »Hirschkampfes« – durchaus kein Jägerlatein – steht in meinem Buch »Erwanderte Heimat – erlebte Fremde«.)

Drei Jahre später, in den Jahren der weitesten Wochenendfahrten von Wien aus, fällt der Predigtstuhl. Vom Murtal brechen Freund Erich und ich auf, im Ennstal enden wir die Überquerung:

»...Mit genauer Not erreichen wir bei den ersten Tropfen eines schweren Wolkenbruchs das schützende Hüttendach der Rudolf-Schober-Hütte. Wenn uns der oben auf dem Gipfel erwischt hätte!

In der Hütte haben sich inzwischen Einheimische breitgemacht, die zwar mit dem Alpenverein nichts zu tun haben, jedoch mit ihren »Notstandslimousinen« bis zum Hüttenzaun vorgefahren sind. So will ich mich über den Abend nicht weiter auslassen – er bringt mehr Wirtshausatmosphäre als Hüttenzauber und wirft wieder einmal das zweischneidige Problem der Schutzhütten auf, die heute schon im eigenen Fahrzeug erreicht werden können. Auch wenn es dem energischen Hüttenwirt gelingt, nach 22 Uhr allmählich Ruhe zu schaffen, sind unsere schwarzen Gedanken inzwischen nicht rosiger geworden: Draußen tost der Regen weiter. Wenn er das auch noch am anderen Morgen tut, dann ist jeder Ausweg besch...eiden: Talhatscher bis Murau oder Scharthatscher nach St. Nikolai im Sölketal – beides Regenmärsche von fünf oder mehr Stunden. Allzusehr haben wir auf Schönwetter gebaut ...

Da hat der Wettergott offenbar selber ein Einsehen: Als uns nach recht unruhiger Nacht um 4 Uhr 30 die ersten »Aufständischen« wecken, ist's zwar trüb draußen, aber der Regen hat aufgehört. Helle und dunkle Wolken raufen sich um die Bergspitzen. So stehen auch wir kurz vor 5 Uhr »g'schneuzt« und »kampelt« vor der Hütte und versuchen unser Glück. Vorderhand werden wir jedenfalls nur von unten naß, von Gräsern und Bächen – das allerdings ausgiebig. Bergab geht's zunächst, dann zweigt die blaue Markierung vom Talweg ab und quert den Hang gegen die Hubenbauernalm hin. Allmählich schälen sich die zackigen Grate und Vorgipfel des Predigtstuhls aus dem Nebel. Unser heutiges Ziel! Der Weg

steigt wieder kräftig an und überklettert bald die Waldgrenze. Immer schöner wird der Ausblick – und die Wolkendecke zerspringt, reißt auf!

Um 6 Uhr halten wir Frühstücksrast an einem murmelnden Bach. Vorüber an einer Halterhütte mit grasendem Jungvieh, ziehen sich die blauen Marken zum Hubenbauerntörl hinan. Der Halter ist der einzige Mensch, der uns bis zum Schwarzensee begegnet. Dafür gibt's ein steinernes Gedenkmal für einen k.u.k. Rittmeister, der hier vor rund sechzig Jahren »bei der Ausübung des Skisports« unter eine Lawine geraten ist. Dieser Übergang zwischen Mur und Enns hat also sogar Wintertradition. Auf der Scharte wechselt die Markierungsfarbe, fortan lichtetes Grün, in dem grasigen Gelände nicht gerade die glücklichste Lösung. An steilen Rasenhängen zieht sich der Steig gegen die Hinterkarscharte hin. Kleine, namenlose Seen zwischen Geröll säumen ihn, Blumen fehlen fast völlig. Die vergangenen heißen Juliwochen haben der Landschaft bereits so etwas wie eine vorzeitige Herbststimmung verliehen.

Die Hinterkarscharte müssen wir unbemerkt übersritten haben, denn nach etlichen saftigen Steilstücken stehen wir plötzlich auf dem Törl, auf dem der rote Weg über den Rantensee von dem grünen zum Predigtstuhl abzweigt. Verheißungsvoll zieht unsere grüne Marke weiter höhenwärts. Wir frohlocken schon über einen frühzeitigen Gipfelsieg – da stürzt sich der Steig nochmals gute hundert Höhenmeter in ein Trümmerkar mit zwei neuen namenlosen Seen hinab. Erst jenseits davon geht's endgültig ans »letzte Rennen«. Es wird allerdings eher ein letztes Schleichen, denn Erich macht hier »dank« meiner Kurzatmigkeit einiges mit. Noch heute vergesse ich's ihm nicht, daß er mich durch gutes Zureden wie bei einem kranken Roß dazu gebracht hat, doch weiterzugehen. Denn die Höhenluft bekommt mir diesmal auf dem Predigtstuhl besonders schlecht.

Zu guter Letzt können wir doch die Rucksäcke in die windige Scharte unter den glatten Gipfelplatten schmeißen und unbelastet die letzten Höhenmeter emporklimmen. Wir tun dies nach Möglichkeit ohne Zuhilfenahme der Drahtseile und Stahlstifte, denen man ihr ehrwürdiges Alter schon ohne Anfassen glaubt. Um 10 Uhr 30 schütteln wir uns ganz besonders herzlich die Hände. 2545 Meter

hoch, ist der Predigtstuhl einer der schönsten Aussichtsberge im Herzen der Niederen Tauern. Das Gipfelbuch, 1940 begonnen und 24 Jahre später noch nicht vollgeschrieben, legt Zeugnis von seiner Einsamkeit ab.

Wir halten uns nicht lang auf, denn der Weg ist noch gar weit, und der Gedanke, daß wir am späten Abend in Wien sein wollen, beschleunigt unseren Aufbruch. Der Abstieg wird übrigens ein richtiges »Gustostückerl«: die wackere AV-Sektion Murau hat die Markierungsflecken ziemlich in die Falllinie gelegt, anfangs über steile Grasschrofen, später gar in eine Schlucht hinein, auf deren Grund noch Wasser rinnt. Das Gestein ist äußerst brüchig, Griffe und Tritte sitzen locker, und so mancher Stein poltert in die Tiefe. Wohl uns, daß wir allein sind! Die fetten Marmeltiere bringen sich schon noch mit schrillen Pfiffen außer Gefahr. So gibt's weder Sach- noch Dachschaden. Und eigentlich »taugt« es uns ja ausgesprochen, wenn wir sehen, wie wir pfeilschnell auf dieser »Direkten« ins Hüttkar hinabgelangen. Die tiefblauen Hüttkarseen locken uns ja schon seit einer Stunde, denn von der Predigtstuhlscharte sieht's so aus, als könnte man direkt hineinspringen; so steil ist der Abstieg...«

Wenn diese Zeilen erscheinen, wird mein erster Enkel bald so alt sein wie ich am Anfang dieser 45 Jahre in der Ramsau und auf dem Brandriedel. Aber so viele Ziele locken noch, so große Namen: Knallstein, Hochwildstelle, Hochgolling, Süßleiteck, Hühstein. Und Dutzende weniger berühmter, aber nicht minder schöner. Nein, es wird nicht mehr ausreichen... Doch die Berge der Kindheit, die Berge der Jugend – sie sollen mir Berge und Ziele für immer sein und auch bleiben.

*Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Dolm. Helmfried Knoll
Bauernfeldgasse 10/1
1190 Wien*



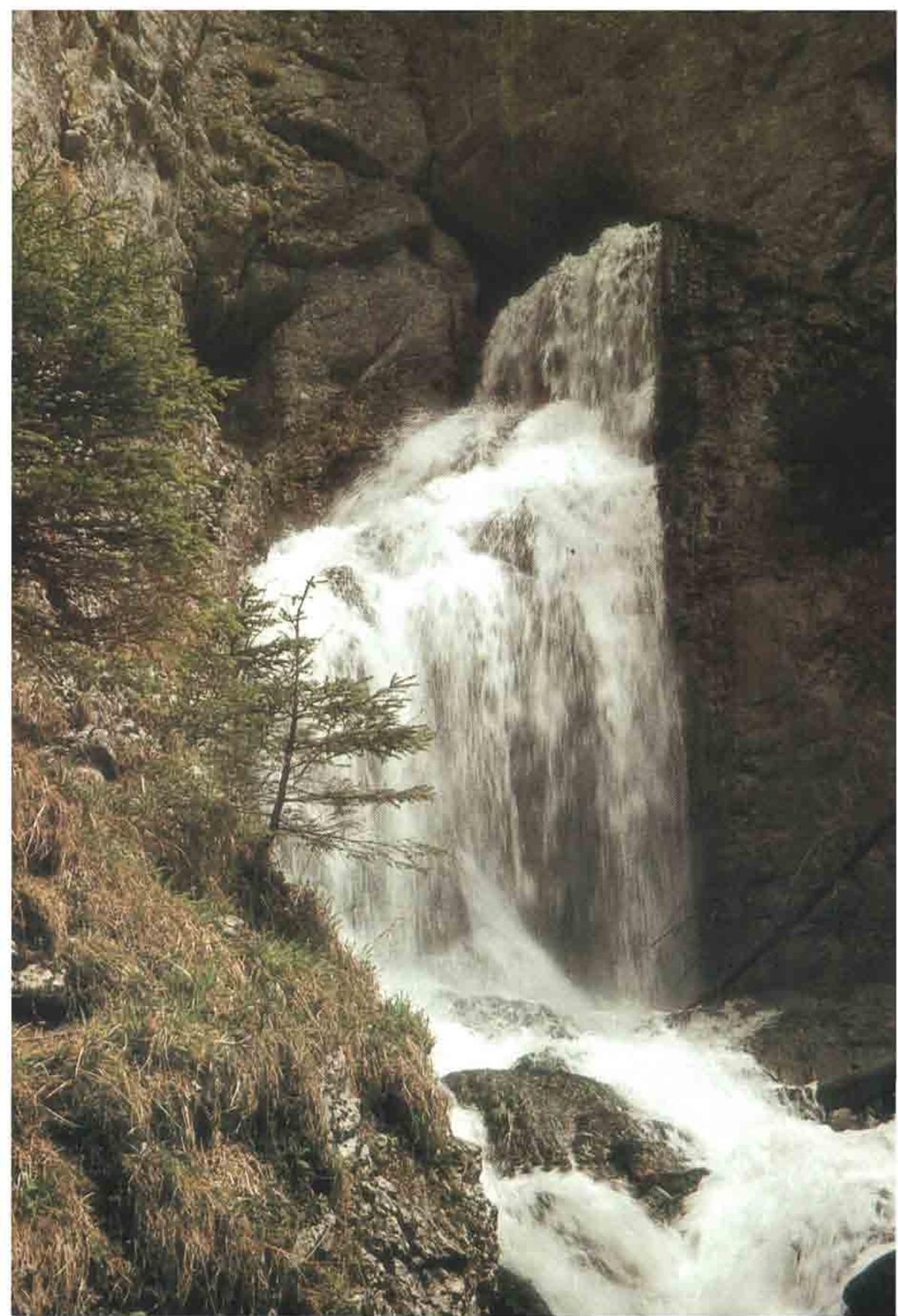
Dürriegel und Proles vom Buchalpenkreuz.



Der Brandhof Erzherzog Johanns im die Toniongruppe begrenzenden Aschbachtal

S. 69: Der Wasserfall im Toten Weib

Fotos und Graphiken: Bernhard Baumgartner



Berge zwischen Mürz und Salza

BERNHARD BAUMGARTNER

Ein Blick in das nunmehr bis 1968 vorliegende Register der Alpenvereins-Jahrbücher zeigt, daß in diesem umfassenden Werk eine nahezu lückenlose Monographie der Ostalpen vorliegt, die auch weniger bedeutende Gebirgsgruppen nicht vernachlässigt – wie der Voralpenbewohner erfreut feststellt. Dies erscheint mir auch berechtigt, besitzt doch jede Berglandschaft, auch wenn sie nicht durch besondere Höhe oder großartige Formen hervorsticht, ihre typische Eigenart, eine oft fesselnde Geschichte und Natur- und Kunstschätze, deren Kenntnis dem Wanderer ein vertieftes Erlebnis vermitteln kann.

Mit meinem Beitrag möchte ich gleichfalls ein Berggebiet vorstellen, dessen Gipfel »weder hoch noch bekannt oder irgendwie bedeutend sind«, wie Liselotte Buchenauer treffend schreibt trotzdem »aber Charakter zeigen mit merkwürdiger Form oder Felsabbrüchen« – die Toniongruppe im Mariazeller Bergland.

»Stoansteirisch«

Dieser Begriff, sonst nur in Liedern oder volkstümlichen Sprüchen zu finden, soll als Einstimmung in die Berglandschaft zwischen Salza und Mürz dienen. Nicht ohne Grund, denn zwischen Wienerwald und Voralpen ansässig, bindet meine Vorstellung das »Stoansteirische« eben an jenes Land »hinter« Mariazell. Dort entwickelt sich zu beachtlichen Formen, was bei der Fahrt durch die Voralpentäler an Steingebilden bloß die Phantasie reizt, Teufelskanzel und Turmzimmer an der Hohenberger Traisen etwa, wenn man nicht gleich die durch den Ötscher besonders reizvolle Anfahrt über Annaberg vorzieht. Dort durchbricht allenthalben Gefels hell das dichte Waldkleid, das die Talgründe bedrängt und hinaufbrandet an hohe Almen.

An der Schwelle dieses Bergreiches verehbt der Ausflugsverkehr, liegen doch schon 75 Straßenkilometer zwischen der Westautobahn bei St. Pölten und Mariazell. Die Bahn reicht nicht viel weiter, und auch die Postautokurse sind spärlich, zumal außerhalb der Hauptsaison. Wer aber diese weite Anreise auf sich nimmt, strebt natürlich gleich größeren Zielen zu – den Hochalpen, der Veitsch und der

Schneealpe und dem Hochschwab, die als gewaltige Kulisse das eben doch nur felsgesprenkelte Wald- und Alm- und übertragen. An diesem Hauptkamm der Kalkalpen bricht sich aber auch der Verkehr von Süden her, und wer von jener Seite den Seeberg überwindet, hat zumeist nur mehr Mariazell als Ausflugs- oder Wallfahrtsziel vor Augen.

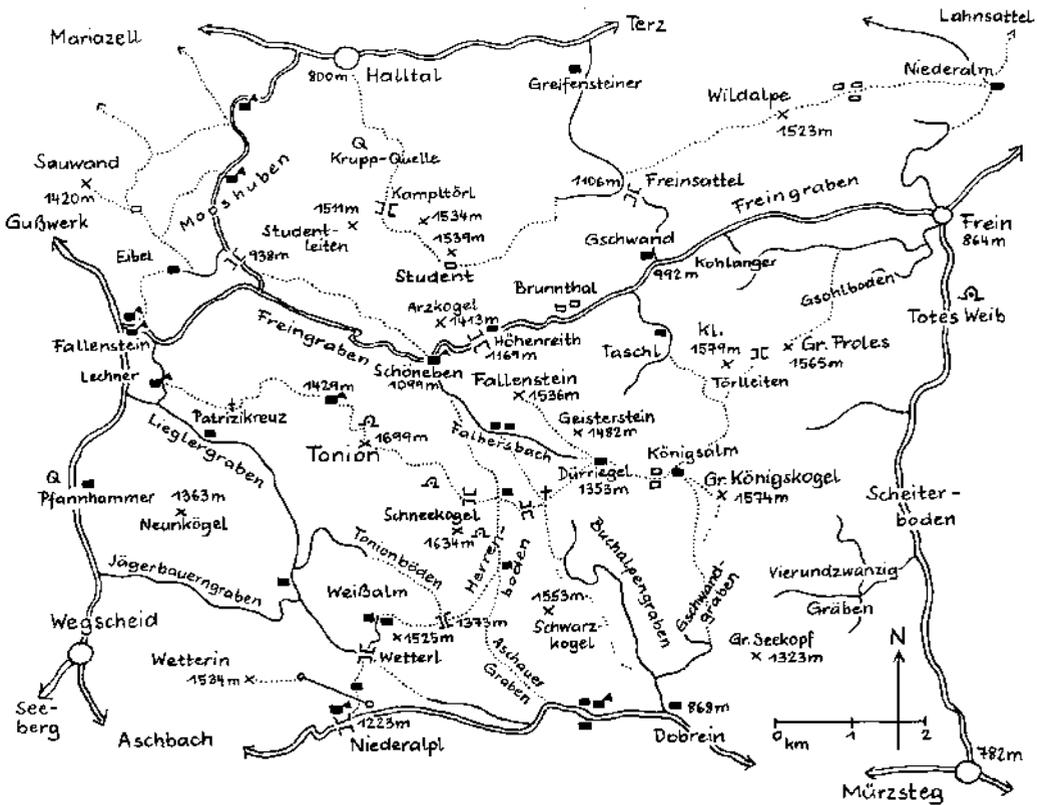
Da die beiden anderen Zufahrtsmöglichkeiten durch das Mürztal und die Salzaschlucht zwar landschaftlich besonders reizvoll, aber noch langwieriger sind, verblieb das Mariazeller Hinterland vom Standpunkt des Fremdenverkehrs aus unterentwickelt, sieht man von den wenigen Gemeindeorten ab. Jenen zur Freude, welche die »Erschließung«, das heißt den Massenrummel, auch einmal satt haben und in Einsamkeit und unverfälschte Natur ausweichen wollen!

Wenig besucht bedeutet bei vorhandenem landschaftlichen und touristischen Anreiz aber Abgeschiedenheit oft höchsten Grades, was für mich erst recht höchst »stoansteirisch« ist. Und aus der Intimität des Lebensraumes erwächst auch die Eigenart der Bewohner, die dem Städter oder dem stadtnah Wohnenden eben naturverbundener, urwüchsiger erscheint, herbgesellig, eben »stoansteirisch«. Die bodenständige Bevölkerung selbst fühlt sich – wie gewöhnlich in Randlagen – noch steirischer als die »Normalsteirer« von jenseits des Seebergs, was sich etwa in Mitterbach nahe Mariazell schon von einem Erlaufufer zum anderen bemerkbar macht. Diesseits des Grenzflüßchens noch Niederösterreicher, jenseits aber schon, und dies mit Nachdruck – Steirer!

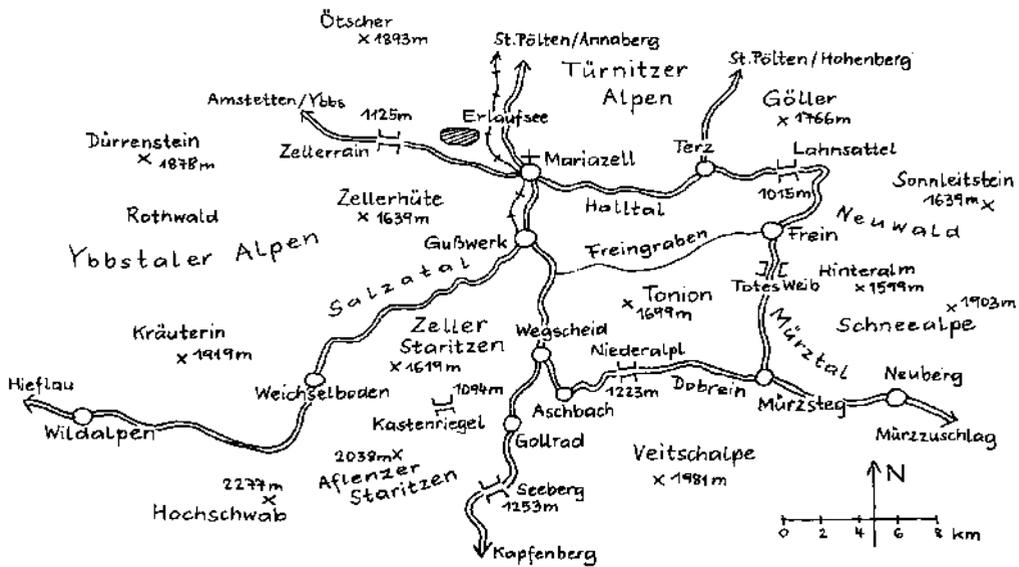
Nicht zu vergessen noch die Sprache! Auch unsere voralpine Mundart verändert sich tal- auf fast unmerklich um Klangfärbungen und Ausdrücke, wird aber zwischen Gscheid und Terz unversehens zum »Stoansteirischen«, dem obersteirischen Dialekt an Mürz und Salza, der sich sehr wohl von jenem an Enns und Mur unterscheidet.

Ein kalkalpines Zwischengebirge

Die Toniongruppe nimmt innerhalb der Nördlichen Kalkalpen eine für den Gebirgsbau entscheidende Lage ein, dient sie doch förmlich als »Scharnier«, an dem sich die Streichrichtung endgültig gegen Nordosten den Karpaten zuwendet. Die Voralpen zeigen schon von der Enns an diese Entwicklung, und an



Toniongruppe



Mariazeller Bergland

St. Wenzeslaus bill für uns.



Diese Kapelle ließ erbauen Wenz
Korab, Mitglied beim kath. Gesellenverein
Maria Zell. 1853.

ihrer Scheitel markieren Dürrenstein und Ötscher einen deutlich nordwärts schwenkenden Bogen, während der Götter südöstlich abgesetzt eine eigene Strukturlinie formt. Die Kalkstöcke der Hochalpen hingegen verlaufen über Hochschwab und Veitsch hinweg ziemlich geradlinig ostwärts, springen erst mit der Schneeanpe unermittelt gegen Norden vor und setzen sich in Form einer rechtwinkeligen Nische von den Voralpen ab.

So öffnet sich am Oberlauf von Salza und Mürz Raum für ein Bergland, das zwar die Merkmale der Hoch- und Voralpen in sich vereint, zugleich aber einen eigenen Landschaftstyp prägt, der diese vielfältige Gipfelwelt nicht nur ihrer Lage wegen als ein »Zwischengebirge« innerhalb der Kalkalpen erscheinen läßt.

Die Gipfelhöhen erreichen durchwegs nicht einmal jene der nördlich angrenzenden Voralpen, eine Depression im »Wellenschlag der Gipfelwelt«, die hier quer durch die Kalkalpen verläuft und mit den geologischen Erscheinungen der »Mariazeller Walmzone« zusammentritt (Auftreten von Untertriaschichten im obersten Erlaufstal und Übergreifen der paläozoischen Grauwackenzone über den Hauptkamm in das Innere der Kalkalpen).

Die Landschaft jedoch zeigt unverkennbar die Züge der südlich anschließenden Kalkhochalpen – ausgedehnte Hochflächen mit sanften, entwicklungsgeschichtlich der »Raxlandschaft« entsprechenden Kuppenformen und schroffen, felsdurchsetzten Randabbrüchen, welche sich in die tief eingeschnittenen, oft schluchtartigen Täler der umgebenden Flüsse hinabsenken. Kare zeigen die Spuren der Eiszeit, und Karsterscheinungen sind zahlreich, obgleich wegen der dichten Vegetation oberflächlich weniger hervortretend.

Geographisch gehört dieses »Zwischengebirge« den Ybbstaler Alpen, der Hochschwabgruppe und den Mürzsteiger Alpen an. Der touristische Sprachgebrauch jedoch faßt die Gipfel zwischen der Hauptkette des steirischen Kalkgebirges und den nördlich gegen die Donauniederungen allmählich absinkenden niederösterreichischen Voralpen treffender als »Mariazeller Bergland« zusammen, liegen sie doch sämtliche im Einzugsbereich Mariazells, das als Bergstadt auch Zentralort für den Binnenraum der Steirisch-niederösterreichischen Kalkalpen ist.

Dieser überraschend vielfältige Bergraum erstreckt sich von Wildalpen bis Neuwald und

S. 72: Marterltafel der ehemaligen Buchalpenkapelle

vom Seeberg bis Mariazell, umfaßt damit auch die Kräuterlinggruppe mit den Zellerhütten, die Zeller Staritzen und die Sonnleitsteingruppe; die Tonion aber steht im Mittelpunkt des »Zwischengebirges«. Ihre Gruppe nimmt eine annähernd rechteckige Fläche von 130 km² ein und wird durch geologisch vorgezeichnete Linien begrenzt.

Am Nordrand durchfließt die Salza das »Halltal«, wie ihr Oberlauf genannt wird, eine geräumige, von sonnigen Terrassen ausgeweitete Furche am Saum der Voralpen. Die Werfener Schichten dieses Längstales setzen sich ostwärts fort und begleiten als »Puchberg-Mariazeller-Linie« den Fuß der Hochalpen. Jenseits des Lahnsattels fließen die Wasser aber schon der Mürz zu, die gegen Süden über Frein ins »Tote Weib« vordringt. An einer Quereinmündung durchbricht sie die den Talgrund sperrenden Kalkmassen, und waldgrün durchströmt sie ihr Felsenbett am Grund einer wildromantischen Klamm, in die sich hoch aus der Steilwand ein Wasserfall ergießt.

Nach dem breiten Scheiterboden erreicht der Fluß schließlich Mürzsteg, wo von Westen her die Dobrein einmündet. Dieses Längstal ist ebenfalls in Werfener Schichten breit entwickelt und steht mit seinen Wiesenböden in hübschem Kontrast zu den darüber aufragenden Felsstürmen und Schrofenfluchten der Veitschalpe. Diese Dobrein-Antiklinale überquert auch das westlich folgende Niederalpl, in dem die Toniongruppe mit den Hochalpen verbunden ist, und tritt auch noch im Hochschwabgebiet als Aufwölbung in Erscheinung (Höll-Gschöderer-Antiklinale). Jenseits der Paßhöhe fließt der vom Hauptkamm kommende Aschbach über Wegscheid in eine von Brüchen begleitete Quereinmündung und erreicht nordwärts neben der dem Seeberg zureichenden Mariazeller Bundesstraße bei Gußwerk die Salza. Die Waldschlucht der Mariazeller Salzaklamm schließt den Kreis um die Toniongruppe, der als »Kleine Alpenfahrt« zu den beliebtesten Ausflügen Mariazells gehört.

Klar und geometrisch anmutend wie die Umgrenzung ist auch die interne Gliederung, teilt doch der Freingraben parallel zu den begleitenden Längstalfurchen die Toniongruppe in zwei ungleiche, etwa im Verhältnis 1:2 stehende langgestreckte Bergzüge – ein gewaltiger, tief ins Gebirgsmassiv geprägter Trog, in

dem die Wasserscheide von Falberzbach und Freinbach kaum hervortritt.

Der nördliche Längskamm setzt über dem Salzaknic nahe Mariazell mit der Sauwand an, einem felsgespickten Waldkegel, und endet mit der Wildalpe als massiger Rasenrücken im Quellgebiet der Mürz. Seine Hauptmasse bildet jedoch die Student, eine charaktervolle Berggestalt, durch die geräumige Senke der Mooshuben und den Freinsattel von ihren Nachbarn getrennt. Sie gleicht einer Burg mit dicht bewaldeten Abhängen, über deren steinernen Zinnen sich in der Kampfzone des Waldes ein weitläufiges Hochplateau mit unübersichtlichen Böden und Gipfelkuppen verbirgt.

Der Südteil der Gruppe wird von der Tonion beherrscht, die ihre Nachbargipfel an Höhe zwar nur wenig (Reliefunterschied 120 bis 170 m), dafür umso mehr durch ihre form-schöne Gestalt übertrifft. Gegen Mariazell weist sie einen hohen, schroff gesäumten First, die Längsseiten fallen gegen den Freingraben und besonders gegen den Lieglergraben teilweise in prallen Wänden ab, die von der Seeb-bergstraße aus recht eindrucksvoll wirken. Der langgestreckte Bergzug entwickelt sich über Fallenstein aus zwei parallelen, jäh ansteigenden Schneiden zu einer geräumigen Kammfläche, die nach der Tonionalm steil zum 1699 m hohen Gipfel ansteigt. Im Rücken der deutlich die Waldgrenze übersteigenden Kuppe, wohl dem schönsten Aussichtspunkt im unmittelbaren Mariazeller Bergkranz, zieht ein kleinräumig gegliedertes Plateau gegen Südosten und sinkt zerklüftet zu einem »blind« in die Abstürze ausmündenden Hochtal ab. Dieses schließt mit dem quer zur Streichrichtung stehenden Riegel des Schneekogels das Tonionmassiv ab, und unmittelbar anschließend liegt der Herrenboden eingebettet, die schönste Alm des Gebietes.

Nach einem weiteren Steilabfall, dem einst auch »Kaisersteig« genannten Gaisstieg, schwingen auffallend gerundete Wiesenrücken über den Dürriegel und die Königsalm nach Nordosten, wo unvermittelt ein Felskeil den Weiden aufsitzt – die beiden Prolesgipfel, deren pultartiger Wandabbruch den Scheiterboden überragt. Die vom Königskogel, dem zweithöchsten Gipfel, gegen Mürzsteg ziehenden waldüberwucherten Seeköpfe sind touristisch unbedeutend, die südwestliche Fortsetzung der Tonion hingegen zeigt mit Weißalpe

und Wetterin noch schöne Hochformen, die ungliedert ins Aschbachtal abstürzen.

Geologisch und tektonisch gehört diese Gipfelwelt trotz zahlreicher voralpiner Erscheinungsformen eindeutig zu den Hochalpen, verläuft doch der Südrand der höchsten tektonischen Einheit der Voralpen, der Gölleder-Decke, nördlich der Salza. Die Haselgebirge führenden Werfener Schichten des Halltals bilden bereits die Stirnschuppe der hochalpinen Mürzalpen-Decke. Diese umfaßt nicht nur die Toniongruppe, sondern auch die angrenzenden Hochalpen, zeigt aber gerade hier durch kleinräumigen Wechsel der Gesteinsschichten eine vielfältige Oberflächenentwicklung, wozu noch die Auflagerung tektonisch höherer Deckschollen der Schneeberg-Decke kommt, die von der Schneecalpe an ostwärts verbreitet ist.

Dem »Grundgebirge« gehören die Dachsteinkalke der Sauwand und der südbewegten Tonionschuppe an, die das Rückgrat der Gruppe bilden, obwohl sie beim Fallenstein durch den klammartigen Austritt des Falberzbaches durchbrochen werden. Östlich davon schließen über den Königskogel hinweg Mürz-taler Mergel an, eine für dieses Gebiet typische Entwicklung der Obertrias, die Felskappe der Proles besteht aus Hallstätter Kalk. Überwiegende Dolomitisierung kennzeichnet den Nord- und Südosten der Gruppe, wo eine Kalkkappe die Masse der Wildalpe vor weiterer Abtragung und Zuschärfung schützte und die »Vierundzwanzig Gräben« von zahllosen Runsen zerfurcht sind.

Der die Bergzüge trennende Freingraben ist wie die anderen Längsfurchen in Werfener Schichten angelegt, die aber in höherer tektonischer Stellung die Basis der Student-Deckscholle bilden und östlich zur Schneecalpe weiterlaufen. Begleitet von paläozoischen Schürflingen und Jurasplittern ist der Wettersteinkalkstock der Student schon als »einer der kompliziertesten Berge der Kalkalpen« bezeichnet worden! Zum »Deckgebirge« zählen ferner die Gutensteiner Kalke der Weißalpe.

Als besondere Merkwürdigkeit liegt der Kalkalpen-Südrand zwischen Hochschwab und Veitsch nicht am Hauptkamm, der hier in der »Gollrader Bucht« aus paläozoischen Schichten der Grauwackenzone besteht, sondern am Südrand der Toniongruppe. Die rings um das Niederaltal freiliegende Kalkalpenbasis

hatte einst wegen der Eisenerzvorkommen wie das Salzlager des Halltals große Bedeutung für die Besiedlung des Waldgebirges zwischen Salza und Mürz.

Almen am Waldsaum

Hochwälder an den Bergflanken, almbedeckte Kammrücken und Plateauflächen, Felskankeln und Wandstufen. Ein Zusammenklang, der mit dem parkartigen Pflanzenwuchs der Hochregion den besonderen Reiz der Tonionberge ausmacht! Dieses Überschneiden von Gipfelpunkten und Waldgrenze ist aber auch charakteristisch für die Übergangszone zwischen Vor- und Hochalpen, die sich auch in Klimabedingungen und Waldstruktur zeigt.

Während Mariazell noch im Lee des voralpinen Ötscherzuges nur 1200 mm durchschnittlichen Jahresniederschlag aufweist, steigen die Niederschlagsmengen gegen Süden zwar an, erreichen aber selbst in Gollrad infolge der geringen Stauwirkung des niedrigen Hauptkammes nur 1397 mm. Die Werte von Mürzsteg, im Regenschatten der Tonion und vor dem Mürzdurchbruch, entsprechen mit 1062 mm sogar schon der Schneecalpen-Südseite. Die Jahresmittel der Temperatur liegen zwischen 5,8 Grad auf 865 m Seehöhe in Mariazell und 6,2 Grad in Mürzsteg auf 780 m. Im Jännermittel ist der »Sonnenbalken über dem Salzatal« jedoch mit -3,2 gegenüber -3,9 Grad deutlich bevorzugt.

Unterschiedlich ist auch die Zusammensetzung der Wälder. An der Nordseite der Gruppe noch etwa 80% Nadel- und Mischbestände gegenüber 10 bis 20% Laubwald (Gußwerk - Frein), am Südrand aber nur mehr ein Laubholzanteil von 3 bis 6% (Wegscheid - Mürzsteg), bedingt durch die Abnahme des ozeanischen Einflusses und das autochthone Vorherrschen der Fichte in der Gollrader Bucht. Unter den Laubbäumen überwiegt eindeutig die Rotbuche, Erlenau bedeckt die Sumpfflächen des Freingrabens. Bei den Nadelhölzern herrscht neben einem hohen Lärchenanteil die Fichte vor. Kiefern sind gering verbreitet, wie sich auch die Logföhre auf einzelne verkarstete Flächen beschränkt (Tonion, Student).

Die Almen der Gruppe sind durchwegs auf Rodungsgrund angelegt und verwachsen, wo sie nicht mehr befahren werden. Gerade um die Tonion herrscht aber noch reiches Almleben! So wurden auf den von mir in den Jah-

ren 1975/76 besuchten sämtlichen Almen der Gruppe mehr als 1100 Rinder aufgetrieben, womit der Tiefstand von 1968/69 (700 Stück) deutlich überwunden ist und wieder die Werte von 1950/52 annähernd erreicht werden. Diese scheinbar eindrucksvolle Zahl darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich auch hier in der Almwirtschaft ein entscheidender Wandel vollzogen hat. Weniger im zahlenmäßigen Rückgang (25% gegenüber 1926), als in der Art der Bewirtschaftung. Während bis in die fünfziger Jahre von mehreren Personen bewirtschaftete Sennereien mit Milchvieh und Schweinezucht üblich waren, betreut nun ein einziger Halter bis zu 200 Rinder! Das aufgetriebene Vieh stammt überwiegend aus dem Niederösterreichischen (Bezirk Scheibbs), die Halter werden von den Bundesforsten gestellt.

Im Gegensatz zur Almwirtschaft ist die Jagd eindeutig im Vormarsch. Während die Student- und Prolesalm aufgelassen sind und die Unterstände auf der Wild- und Königsalm verfallen, einzelne Hütten auf der Wetterin und am Falbersbach nur als Privatunterkünfte erhalten werden, thront im Taschl der mehrgeschoßige Neubau des Jagdpächters, eines deutschen Kaufhausmillionärs, und schlingen sich Forststraßen selbst in die entlegensten Bergwinkel.

Wald, Almen und Jagd, diese Bedeutung hat die Toniongruppe heute - für die umgebenden Täler, da der Innenraum dieses Berggebietes keine Dauersiedlungen mehr aufweist. Daß dies nicht immer so war und daß die Wurzeln menschlicher Anwesenheit auf ganz andere Voraussetzungen zurückgehen, mag ein Blick in die Geschichte zeigen.

Bergleute, Wallfahrer und Almgeher

Wie in anderen unwegsamen Gebieten der Alpen waren es Bodenschätze, die den Menschen in das Gebirge zwischen Salza und Mürz lockten, denn schon 1025 und 1103 wird in den ältesten diese Gegend betreffenden Urkunden auch die Salzquelle des Halltals genannt. Die Anwesenheit von Menschen in der Umgebung Mariazells reicht aber noch viel weiter, bis in die Vorgeschichte zurück. Die Nutzung der Salzquelle wird den Kelten zugeschrieben, und auch an den Eisenvorkommen des Aschbachtals weisen Funde von uralten, mit Feuer und Schlägel bearbeiteten Schurfstellen, von Schlackenhalde und Pingen in die Zeit vor

dem nachweislichen Bergbau des 11. Jh. Während der Römerherrschaft führten Saumpfade zur Beförderung von Salz und Eisen hierher in den Grenzraum von Ufer- und Binnennorikum. Auch die 488 aus dem Donauraum nach Italien zurückziehenden Romanen benützten die Route über das Gebirge, die höchstwahrscheinlich der Hohenberger Traisen folgte.

Eine allerdings spärliche Anwesenheit von Slawen ist durch Ortsnamen gesichert (Dobrein, Frein, Proles). Auch die Student stammt aus dem Altslawischen, »studena« bedeutet »die Kalte«, was bisher durch »Alm« ergänzt wurde. Besonders naheliegend erscheint mir jedoch eine andere Deutung, welche auf eine »kalte Quelle« weist. Tatsächlich entspringt am Nordfuß der Student über dem Halltal eine mächtige Karstquelle, die ganz Mariazell mit Wasser versorgt, während an der gegenüberliegenden Talseite im Fölzgraben eine relativ warme schwefelhaltige Quelle austritt!

Der strategisch nicht unbedeutende Grenzraum belebte sich im Mittelalter rasch, hörige Bauern des Stiftes St. Lambrecht siedelten von Süden her, und 1243 sind »Vitscha et Dobryn« als Jagdgebiet des letzten Babenbergers genannt. In Grenzbeschreibungen des Klosters Neuberg aus dem 14. Jh. finden sich weitere Ortsnamen (Königsalm, Proles). Die Dobrein kommt 1342 an Neuberg, wobei die Almweiden bis zur Waldgrenze und einen halben Bogenschuß darunter bei St. Lambrecht verbleiben und diesem Stift als Ersatz für das verlorene Gebiet das Recht einer Marktgründung gewährt wird – im der Sage nach schon 1157 gegründeten Mariazell oder in Terz! Die Grenzlinie zwischen Neuberg und der Herrschaft Hohenberg verlief übrigens ursprünglich über die Kämme von Proles und Schnealpe und wurde erst 1509 durch Kauf in den Talgrund der Kalten Mürz verlegt, die auch heute noch die Landesgrenze bildet.

Die Salzquelle beim ehemaligen Hallhof, neben dem einst »Salzmeister« genannten Praschl, wurde nur bis ins 16. Jh. ausgebeutet, die Erzverarbeitung erhielt sich hingegen bis Ende des 19. Jh. Aus bäuerlichen Schmelzwerken hervorgegangen und durch das Stift St. Lambrecht ausgebaut, entwickelte sich das »Eisengußwerk nächst Mariazell«, ab 1801 im Staatsbesitz, zur »Waffenschmiede Österreichs«, deren Jahreserzeugung nach 1850 bei 800 Beschäftigten 4530 t betrug. Die Einstel-

lung des Geschützgusses und der Verkauf an eine private Gesellschaft brachten den raschen Niedergang des Werkes, dessen Anlagen noch »das Ansehen eines ganzen Dorfes« hatten, und 1899 wurde der Betrieb von der Alpine-Montan eingestellt: »Damit war das eiserne Lied verklungen«. Erhalten haben sich aus der »Eisenzeit« des Tales nur mehr oft kunstvolle Gußzeugnisse, worüber das 1977 eröffnete Mariazeller Heimatmuseum einen ausgezeichneten Überblick gibt. Die Bevölkerung ist heute neben dem Fremdenverkehr, der wirtschaftlichen Hoffnung des Gebirgslandes, wieder auf den Rohstoff Holz angewiesen. So arbeiten in Gußwerk zwei Drittel der Berufstätigen bei den Bundesforsten. Bevölkerungsschwund macht sich wie in Mürzsteg bemerkbar.

Alle diese Ereignisse berührten die Toniongruppe selbst nur am Rande, denn ihre Gipfel blieben der Almwirtschaft und Jagd vorbehalten. In den Talgründen aber qualmten Kohlenmeiler und hausten Holzknechtfamilien in winzigen Keuschen. Die im Freingraben aufgewachsene Dichterin Martha Wölger schildert das schwere Leben in dieser Einsicht, und sie sah auch noch selbst die über die Berge kommenden Wallfahrer vorüberziehen. Durch den Graben führte schon nach 1800 ein Fahrweg, auf dem die Kohle- und Eisenfuhrn zum Hammerwerk in der Frein knarrten. Der Postverkehr aus dem Mürztal benützte aber stets die Straßen am Außenrand der Gruppe, da die bis 1883 nur auf Stegen begehbare Schlucht im Toten Weib den Zugang in den weitaus leichter als das Niederalp durchgängigen Tallauf sperrte.

Wallfahrer dürften wohl auch, neben Almlcuten und Jägern, die ersten Begeher der Toniongruppe gewesen sein, verläuft doch einer der alten »Mariazeller Steige« über ihre Berghöhen. Er erklimmt aus der Dobrein durch stellenweise steilstes Waldgelände, von der Großen und Kleinen Lahn bedroht, den Scheitel der Buchalpe. Wer heute entlang der seit 1975 umgelegten Markierung großteils auf einer Forststraße die 540 Höhenmeter hinter sich bringt, wird sich kaum vorstellen können, was diese zumeist bergungewohnten Pilger hier erdulden mußten. Doch war diese Mühe sicher mit ein Beweggrund, den Weg nach Mariazell lieber unmittelbar über das Gebirge zu nehmen.

Auf dem Bergkamm empfing die Buchalpcn-

kapelle die Waller. Vertretene Steinstufen und einige eigentümlich verzierte Blöcke in einem überwucherten Steinkranz bezeichnen die Stelle, unweit der heute ein schlichtes Kreuz des Alpenvereins steht. Die Marterltafel der 1858 durch einen Mariazeller Handwerksge- sellen gestifteten Pilgerstation befand sich noch vor kurzem in der nahen Dürriegel- hütte.

Auch von Wallfahrern, vornehmlich Ungarn, begangen war der Freingraben selbst. Ein Marterl auf dem Höhenreithsattel erinnert an das tragische Geschick einer Frau aus Stein- amanger, die hier 1901 vom Herztod ereilt wurde. Zu groß waren die Strapazen des oft wochenlangen Marsches, und selbst für Rüs- tige mag sich der Weg noch endlos »gezogen« haben bis zum »Luckerten Kreuz« am Eingang Mariazells, an das wie beim »Heiratsstein« nahe dem Brandhof ein Bittbrauch um Mann oder Kindersegen geknüpft war.

Die Wallfahrersteige wurden erst einsam mit dem Aufkommen der Massenverkehrsmittel, doch brachte die 1907 eröffnete Mariazeller- bahn auch den ersten Touristenstrom in unser Gebiet. Zu der Zeit, als der Lilienfelder Ski- pionier Mathias Zdarsky seine Mariazeller Kurse abhielt (1909/11) war die Tonion je- denfalls schon sicher ein beliebtes Tourenziel, denn 1911 wurde durch die Wiener alpine Gesellschaft »Alpenrose« auf ihrem Gipfel ein Schutzhaus errichtet, das in den Wirren des Krieges 1918/19 abbrannte.

So versank die Tonion wieder in einen Dorn- röschenschlaf. Noch 1946 vermerkte Dr. L. Hauser in der ersten umfassenden Darstel- lung der Mariazeller Berge, daß diese Berg- höhen zwar bei Touristen weniger bekannt seien, dafür aber von den einheimischen »Almgehern« umso lieber aufgesucht würden. Auch heute spielt sich auf manchen Hütten zum Nutzen der Halter ein regelrechter Schankbetrieb ab. Die Zeiten, wo auf der Studentalm mit der »Steirischen« – der Knop- ferlharmonika – zum Tanz aufgespielt wurde, sind vorbei, das »Almgehen« aber hat sich aus Tradition erhalten – erst 1976 errichteten die Halltaler auf der Student »ihr« Gipfelkreuz. Eine Tonionfahrt ist aber längst auch für Wiener und Grazer zu einer Tagestour gewor- den!

Ganzjähriges Bergglück

Gilt es, die Toniongruppe als Tourengebiet zu bewerten, trifft die Feststellung »maßvoll

erschlossen« wohl am besten zu! Zwar gibt es einen Spezialführer und die von der Alpen- vereinssektion Mariazell vorbildlichst mit Nummern markierten Steige. Der große Nord-Süd-Weitwanderweg zieht an der Tonion vorbei von Mariazell zur Veitsch, und auf dem Erzherzog Johann-Weg, wie der Mariazeller Steig umbenannt wurde, findet im Spätwinter ein Skilanglauf statt. Die techni- sche Erschließung ist aber, abgesehen von einem Schlepplift vom Niederalp zum Wette- ringrat, ausgeblieben, zumindest solange die Studentseilbahn weiter nur ein Traum der Halltaler Gemeindeväter bleibt.

Einsamkeit und Stille umfängen immer noch diese Berge, die für den Sommer- und Winter- wanderer reichlichste Möglichkeiten bereit- halten, seien es nun einzelne Bergziele oder großzügige Überschreitungen: Die Student kann jeder für sich entdecken, ihre geheimnis- vollen Böden, wo im frühsummerlichen Firn- sumpf zu Hunderten die Bergunken laichen, wo die steinigen Kammriegel förmlich erglü- hen im Rot der Erika zuerst und später in der Almrauschblüte. Die Sauwand bietet von ihrem scharfen Gipfelgrat eine Vogelschau über die Gußwerker Talgabelung, wie sie sonst nur die Mariazeller Segelflieger erleben kön- nen. Und die Tonion lockt nicht nur durch ihre wohl unübertroffene Rundschau über die Ma- riazeller Berge und mit ihrer Blütenpracht, sie bietet auch spezielle klettertechnische Pro- bleme – aber nicht in den zum Lieglergraben abbrechenden Südwänden oder im Jodelloch etwa, sondern »inwendig«! Die Tonion ist nämlich mit 21 Höhlen der in dieser Hinsicht einzig gründlich erforschte Berg der Gruppe. Ihre bis zu 446 m Tiefe expeditionsmäßig durchkletterten Schächte – der »Fledermaus- schacht« zählte um 1950 zu den tiefsten Höh- len der Welt – »sind aber nur sehr erfahrenen und gewiegtten Forschern mit guten Nerven zu empfehlen«.

Soweit die bekannten Gipfel! Bei einer touri- stischen Beschreibung der »stoansteirischen« Landschaft kann aber auch auf Bergziele nicht verzichtet werden, die tatsächlich nur den »Almgehern« vertraut sind. Damit unbedacht Geheimtips preiszugeben, fürchte ich nicht, denn solche nur für Einsamkeitsfanatiker und geübte Pfadsucher geeigneten »Wege« werden stets nur eine Minderheit anziehen!

Das geheime Reich der Tonion beginnt über dem Wiesenkeßel des obersten Falbersba-

ches, der allmählich verwachsenden »Buchalpe«. Rasenrücken sammeln sich, mit Wetterfichten und den malerischen Kastenstämmen der Bergahorne malerisch überstreut, um den Dürriegel, und unweit der Hütte, von der man des Winters meinen kann, sie sei längst aufgelassen und würde vom nächsten Sturm ins Taschl hinab verweht, setzt der Grat des »Gansterstoans«, des Geistersteins an. An seiner Seite erreicht ein Treibsteig heimelige Böden, zuletzt zieht eine ausgeprägte Schneide zum Gipfel des Fallensteins (1536 m), der als »Erlenstein« in alten Karten aufscheint. Die schroffige, im Winter verwegen überwächtete Spitze aus Hallstätter Kalk stellt sich mitten in den Freingraben und bietet die beste Gruppenrundschau. Östlich schießt in den Schwaboden, »einen der landschaftlich schönsten Plätze der Müürztaler Kalkalpen« an der Stelle eines eiszeitlichen Gletschersees, die felsgesäumte »Ribisellahn« hinab, an der ein Holzknecht vor Jahren auf einen durch Steinwürfe kaum auszulotenden, aber seither nicht wiedergefundenen Schacht stieß. Westlich ziehen die Weidhänge der »Ochsenhalt« in den Hochwald, den gegen Höhenreith zu ein sehr spärliches Steiglein durchquert. In einem nicht kahl zu schmausenden Erdbeerschlag klingt die genußvolle Fahrt aus!

Die Kämme des Dürriegels aber setzen sich, vom Schnee beizeiten freigeblasen, wie ein Rasenteppich zu den gemütlichen Königskögeln fort, wo zermorschte Hütten an das längst verlassene Almdorf erinnern. Die Veitsch zeigt sich hier in Idealansicht, und wer von der Dobrein über den Zellersteig oder den Herrenboden aufgestiegen ist, findet südwärts einen günstigen Abstieg durch den Gschwandgraben.

Die Markierung der großartig zusammengestellten Route 428 (Halltal – Tonion) folgt dem Rasenkamm weiter bis zu den »Krautgärten« – bauchtiefes Gras auf feuchtem Mergelgrund und fern im Nordwesten der Ötscher – und steigt an der zerfallenen Buchhütte vorbei ins Taschl ab. Über die Törlleiten locken jedoch die Schrofen- und Wandbauten der Proles! Noch vor kaum zwei Jahrzehnten trieben die Halltaler Bauern über diese Steillehne, an der so manches Stück »abwalchte«, und durch das felsige Törl ihr Vieh zur Prolesalm. Der Tiefblick über die senkrecht abstürzende Südwand, die völlige Abgeschlossenheit und ein zuverlässig sich einstellendes Gemsrudel

zeichnen die Große Proles (1565 m) aus, doch auch den Abstecher zur um 14 m höheren Kleinen Proles sollte man keinesfalls versäumen!

Das einsame und den Naturgewalten ausgesetzte Leben auf diesen Hochweiden regte seit jeher die Almleute zum »Spintisieren« an: So soll auf der Königsalm in den Rauhnächten der Höllenhund umgehen, wie im Halltal noch heute glaubhaft erzählt wird! Sagenumwoben ist auch die Proleswand, deren Name aus dem Slawischen stammt und »Durchgang oder enge tiefe Wegstelle« bedeutet, was sich auf die unterhalb klaffende Müürzschlucht bezieht. Von Schlüffen und Gängen durchzogen, mit Schätzen, die sich nur durch den Zauber einer »Totenschale« öffnen lassen. Das »Windloch« liegt, nur Einheimischen bekannt, im Rasengrund des Ostkammes verborgen, und wer weiß, ob nicht das Unterirdische sich fortsetzt bis zum Talboden, wo am Zugang zum Kohlanger die Stollen eines längst vergessenen Silberbergbaues zu finden sein sollen.

Zurück in den Sonnenglanz, womöglich in stäubenden Pulverschnee oder Firnenglast, denn gerade an der Proles kann es zur Gewißheit werden – das Skiglück ist in der Toniongruppe zu Hause! Allerdings nur für gehfreudige Skitouristen! Rassige Abfahrten, gemütliche Bummelrunden, Waldslaloms und wächtengesäumte Traummulden, all diese Genüsse sind zwar nicht ohne Einsatz zu erreichen, aber doch ungetrübt auszukosten, da den Tonionbergen der Ernst und die Strenge des Hochgebirges fehlen.

Zu einem »Skiwanderzirkus« im Sinne der Vielfalt an Tourenmöglichkeiten fehlt der Toniongruppe nur ein zentraler Stützpunkt, seit der Schöneben-Gasthof im Winter gesperrt ist. Es wäre schön, hier wieder ein ganzjährig geöffnetes Haus vorzufinden, wie auch der Nord-Süd-Weg nahe seiner Mittelstation und auf der langen Etappe zwischen Mariazell und dem auch nicht immer geöffneten Graf-Meran-Haus auf der Hochveitsch ein eigenes und echtes Bergsteigerheim verdienen würde. Vielleicht vermag mein Beitrag eine Anregung hierfür zu geben!

Literaturhinweise und Tourenbeschreibungen in: W. Tippelt/B. Baumgartner, Mariazeller Bergland, NÖ. Pressehaus 1977, herausgegeben unter Patronanz der AV-Sektion St. Pölten.

Anschrift des Verfassers:
Bernhard Baumgartner
3161 St. Veit/Gölsen

Streifzug durchs Villgratental

WILFRIED NEUMANN

Osttirol wird zu einem großen Teil von den Deferegger Alpen eingenommen, welche das gleichnamige Tal in zwei Gruppen spaltet – die Villgrater Berge im Süden und die Lasöringgruppe im Norden. Den Verkehr vermittelt die breite Furche des Drautaales, in dessen Treffpunkt mit dem Iseltal die Hauptstadt Lienz liegt. Das Gebirge ist im allgemeinen durch Wege und Bezeichnungen – die im Sommer überwiegend gut auffindbar sind – und Unterkünfte recht zugänglich. Die Grenze zu Italien ist für den Touristen überall frei. Dem von Norden kommenden Besucher öffnet sich das Land durch die Felbertauernstraße; weitere Zugänge bieten das Pustertal über die Brennerstrecke bzw. der Tauern tunnel der Eisenbahn mit Anschluß ab Spittal.

Sillian

Im Dunst eines Schönwettertages bringt uns der Zug durch das sommerliche, breite kärntnerische Oberdrautal nach Lienz. An der Enge des Tiroler Tores, wo sich von links die Unholde ins Blickfeld schieben, wird die Landesgrenze überquert. Kurz darauf stehen überm rechtsseitig ausmündenden Debanttal die Firne am Hochsober und Glödis im Himmel. Iselaufwärts weht der Dunst einen Schleier vors Hochgebirge.

Die Hauptstadt Osttirols besticht durch ihren reizvollen Ortskern, der von der zweitürmigen roten Liebburg beherrscht wird und seit einiger Zeit für Kraftwagen gesperrt ist. Das Wahrzeichen von Lienz sind die stolzen Felsmauern und Zinnen des Lasers. Bald geht es weiter durchs Pustertal, das man heutzutage diesseits der Grenze Oberland nennt.

Nach kurzer Zeit treten die Kalkgipfel im Süden hinter den steilen Forsten zurück, die als lichte Lärchenbestände bis ins schmale Tal hinausgreifen, während sich gegenüber weite Berglehnen erstrecken. Bei Sillian öffnen sich sanftere Wiesenbreiten, die schon von den auslaufenden Karnischen Alpen überragt werden. Diese bilden hier einen hohen grünen Kamm aus, an dem die Zollhütte auf dem Helm sichtbar ist und auf die von Westen das Licht Südtirols hereinflutet.

Sillian, 1103 m hoch gelegener Hauptort des

Oberlandes und Südpforte zum Deferegger Gebirge, ist eine kleine Siedlung mit einem neuen Hallenbad, behäbigen, schmucken Tiroler Bauernhäusern und dem gutgeführten Gasthof »Schwarzer Adler«. Bei meiner Ankunft am Sonntagmittag erlebe ich gerade einen Umzug der Kapelle des 150jährigen Sängervereins. Die Musikanten tragen die Tiroler Tracht – schwarze Spitzhüte und Kniebundhosen, ein rotes Wams, weiße Hemden und Kniestrümpfe. Das ist ein schöner Auftakt zu meiner Bergfahrt.

Nach einem kräftigen Mittagessen schultere ich meinen Tourenrucksack und steige bei der schönen großen Kirche auf dem Weg Nr. 9 zu den nordsüds gelegenen Höfen von Schlittenhaus. Der Blick geht ins sonnendurchglänzte Tal auf das zerfallene graue Gemäuer des Schlosses Heimfels bei Panzendorf und die Spitzen der Unholde weiter draußen. Schräg gegenüber zieht die schmale Furche des Tiroler Gailtales hinauf zum Kartitscher Sattel, dem Übergang ins Lesachtal. Von hier aus erblickt man auch bereits die ersten Dolomitenzacken. Es ist für mich ein letzter Gruß, denn die am Himmel aufziehenden Wolken deuten nicht auf Schönwetter.¹

Außervillgraten

Bei den Berghöfen wird das neue Sträßchen verlassen, und bald schreitet man auf einem Wiesenpfad hinein ins äußere Villgratental, an dessen Westhang verstreut die einsamen, holzgefühten Bauernhöfe von Unterwalden liegen. Steil sind die Mähdler, in die einzelne kleine Felder eingewürfelt sind; überall zeugen die alttümlichen Heuharpen und Kornhisten und die einfachen Seilaufzüge von der Regsamkeit der Bewohner. Nachmittags 4 Uhr taucht zu dieser Jahreszeit – es ist August – schon die Sonne hinter dem Hochwald unter. Die jenseitigen jähcn Hänge bieten nur dem von Runsen durchrissenen Wildforst Raum. Die vielen kleinen Wassermühlen, deren Hüttchen an den Waldbächen stehen, sind größtenteils außer Betrieb und verfallen. Bevor man in ein solches Tälchen kommt, verzweigt sich der

¹ Die nach Südosten geöffnete Lage Osttirols im Süden der Tauern setzt es adriatischen Einflüssen aus, die das Wetter im wesentlichen bestimmen. Die abgeschlossenen Bergtäler prägen jedoch vielfach örtliche Witterungen aus. Im allgemeinen gilt auch hier, daß in der Regel anderes Wetter als auf der Alpennordseite vorherrscht.



Oberstaller Alm gegen Heimwald und Riepenspitze, rechts Gsieser Lenkel

Weg. Man muß hier an der letzten Markierung über die Wiese zu dem verwachsenen Pfad finden, der eben hinaus unter einem Kornfeld durchführt. Schließlich gelangt man bei einer Kapelle auf einen herabkommenden Fahrweg, der bei der Gabelung des engen Waldtales auf die erhöht stehende Kirche von Außervillgraten (1286 m) stößt.

Die durch den Grund hereinführende Straße ist wohl ausgebaut, doch immer noch schmal genug. Hier im Talwinkel sammeln sich die paar Häuser des Dörfchens mit der Pension Niederbruggerhof bei der Kirche, einer neuen großen Schule, dem Gasthof Perfler und einem Kaufhaus jenseits der Holzbrücke ins einsame Winkeltal, in das von ferne die Gipfel des Regensteins und des Rappers hereinschauen, und einem weiteren Gasthof am Ortsrand – der Rest verstreut sich an den Wiesenlehnen des Gabesittenhangs, von dem allmählich die Nebelwolken herabziehen. Am Abend künden einzelne Lichter von den Höhen von genügendem Bergbauerntum.

Auf den Weißlachberg

Trotz nächtlichen Regens klärt sich das Wetter nicht, aber es ist trocken, und so steige ich beim

Steg über den Winkeltalbach zu einer Erkundung Richtung Tessenberger Alm auf. Die Markierung 5 bringt auf einem ausgebauten Weg durch den feuchtfrischen Wald, in dem Gras und Kräuter in zaghafter Sonne glänzen, in mehreren Kehren hoch hinauf. Sie leitet oberhalb des Ausflugszieles Hubertushütte – genau am oberen Wegknick beginnt ein kaum erkennbarer Pfad dort hinab – in den oberen Glinzbach, wo sie das Sträblein bei einer offenen Jagdhütte verläßt, um auf einem aufwärts führenden Steig die Waldgrenze zu erreichen. Ich trete ins Freie, doch verwehrt das trübnebelige Wetter weitere Ausblicke. Noch diesseits des Quelleinschnitts des Tiefenbaches geht es über die Graspolster der Hochweiden zum 2126 m hoch liegenden Tessenberger Seelein. Hier endet die Bezeichnung, aber südlich unter den Wiesenbuckeln der Stulperast und Taugrube führen Spuren weiter der Höhe entlang. Der nach einem kreuzgeschmückten Rücken beginnende Weg zur neuen Hütte der Fronstaldalm weiter unten auf dem Morgenrastl bleibt rechts.

Hinter der Steinrast – die auch den Namen Küheck zu Recht trägt – kommt man auf einen Sattel hinaus, von wo ab es nun fortwährend

über leichte Anhöhen aufwärts geht, bis man auf dem 2594 m hohen Gipfel des Rauchecks anlangt. Da dieses sich in zwei Kämme teilt, zwischen denen sich unterhalb felsige Abbrüche ausbilden, habe ich im Nebel etwas Schwierigkeiten, die Richtung zum harmlosen Weißlachberg (2676 m) zu finden. Von hier aus hatte ich mir eine großartige Aussicht versprochen, die vor allem die gegenüberliegenden Gältaler und Karnischen Alpen und die Bergwelt Villgratens umfassen dürfte – aber damit wird es nun nichts.

An der Kropfkarscharte leiten rote Zeichen durch leichte Schrofen und Geröll empor, doch verfehle ich jene von der runden Kuppe aus beim Abstieg und gerate in die felsdurchsetzten Steilhänge der Westseite. Schließlich wiegt mich ein abwärts führender Zickzackpfad in Sicherheit, doch bald merke ich, daß ich auf die anfangs schutterfüllten, später stark bewachsenen und nassen Hangweiden der Kropfkarsalm hinaus komme.

Der freundliche Hirt in der kleinen Hütte weist mich an Tritts Spuren hinab zum Zusammenfluß der Bäche, wo ich schließlich, bereits im Wald, auf die Markierung von der Tilliachalm her stoße. Bald bin ich auf einem ordentlichen Weg, der mich ins Winkeltal hinaus leitet. Dieses, das bei dem Wetter recht versponnen wirkt, zieht sich an den vielen Alm- und Bauernhütten gleichen Namens entlang noch ziemlich weit. Ab St. Katharina ist die Straße geteert und nur kurz vor dem Ort ein Stückchen geschottert.

Über den Grenzkamm

Da man nach Innervillgraten nur auf der Talstraße gelangen kann, bringt mich am nächsten Morgen der Omnibus dorthin. Ich nehme im Gasthof Raiffeisen bei der Kirche das Frühstück ein und verlasse das auf 1402 m gelegene, kleine, freundliche Dorf um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr bei durchbrechender Sonne in Richtung Thurntaler. Dieser breit ausladende Berg ist von Außervillgraten durch eine Straße und einen Gasthof in etwa 2000 m Höhe für den Wintersport erschlossen.

Am Sägewerk vorbei gewinne ich den Eingang ins bewaldete Tafental, aus dem der Bach mit einer scharfen Krümmung zwischen zwei Felsen hindurch austritt. Der bezeichnete Weg wendet sich an der Gabelung unter den beiden Häusern des Oberhofs links und durch das

feuchte Kraut – es hat nachts wieder geregnet – dem Wasser entlang aufwärts. Die Höhen sind von grauen Nebeln verhüllt, die keine Anstalten machen, sich aufzulösen.

Die erste Rast an der verschlossenen Tafenhütte (1906 m) zeigt mir, daß ich mich beim weiteren Aufstieg in die baumlosen Hänge des Talschlusses in die Ungewißheit des lastenden Wetters begeben. Der vorgesehene Weg ist lang und wenig begangen, teilweise vielleicht schwer auffindbar, und eine Rastmöglichkeit gibt es bei Schlechtwetter nicht. Nun, man kann halbwegs immer noch absteigen!

Oberhalb des Gebüsches treffe ich auf eine verschlossene Hirtenhütte, und zunächst geht es den roten Zeichen nach weiter, die zum Thurntaler und seinem See weisen. Rechts oben sind die Gipfelfelsen an der Hochrast (2436 m) zu sehen, zu der Wegspuren hinüberqueren. Bei sichtbarem Wetter kann man hier sicher einen kürzeren Anstieg – in Richtung auf die unterhalb der Höhe stehende Zöllhütte – einschlagen. Der Weg hält entlang dem Bach und später auf die Senke zu, von der aus man rechts ab dem Hang entlang zu der schweigenden Wasserfläche inmitten verlassener Almweiden kommt. Zu dieser Jahreszeit trifft man in den Wiesen überall in den Hochlagen die Fruchtstände der »Bartmandln«, die braunen Struwelköpfen gleichen.

Überm See zieht ein Schafsteig schräg aufwärts zum Sattel, wo sich der Blick nach Südtirol öffnet. Der hier beginnende Höhengang über den Grenzkamm im Südwesten Osttirols ist ein Panoramaweg gegenüber den jenseits des Pustertals ragenden Sextener Dolomiten. Heute kann man sie leider nur ahnen. Hingegen macht sich die italienische Grenze, an der sich nie ein Krieg abgespielt hat – Ost- und Südtirol gehörten ja früher zusammen –, nicht nur durch Marksteine kenntlich.

Auf einem Hügel sitzt, aus dem Nebel drohend, das verfallende Gemäuer einer befestigten Stellung; nach Umgehung eines Felskamms steigt man über Stacheldrahtrollen, in denen die Überreste eines Kalbes hängen, und trifft auf der Kuppe ein unüberschaubares Schild »Achtung! Staatsgrenze«. Auch der sich hier auf der italienischen Seite fortsetzende, als Kriegsweg entlang der Staatsscheide ausgebaute Pfad sowie die betonierten Militärunterkünfte auf der Südseite künden von feindseligeren Zeiten. Jetzt freilich herrscht nicht nur durch den still lastenden Nebel Ruhe über den

Höhen, und die Unterkünfte sind verlassen und verschlossen.

Am Sattel sollte man den breiten gemauerten Weg verlassen, um über den zunächst grasigen Kamm, der eine flache Erhebung trägt, den Gipfel des 2524 m hohen (Winnbacher) Gumriauls zu ersteigen. Die ihm vorgelagerten Felszacken werden rechts auf einem Pfad über den Nordabstürzen umgangen, dann gelangt man steil hinauf. – Plötzlich öffnet der Nebelvorhang den Ausblick auf einen dreigipfligen, hohen grünen Bergzug – das ist der nach Süden abzweigende Kamm des Strickberges. Um nicht von der Richtung abzukommen, folge ich vom Sattel weg nicht den Wegspuren leicht abwärts, sondern steige dem schroffendurchsetzten Hang zum Markinkele entlang an. Durch die ziehenden Schwaden sehe ich zwei Männer unterm Joch auf der Wiese arbeiten. Ihre Antwort auf meinen Zuruf ist leider unverständlich, und so suche ich mir den Ausstieg zum Gipfelzeichen (2546 m) selbst.

Nun ist der Weitergang nicht schwer, zumal hier ein mit Nr. 1 bezeichneter Kriegsweg beginnt, der eine Mulde durchquert, unter der Grasspitze des Blankensteins eine kurze Höhe überschreitet und jenseits im Geröll absteigt. Er umläuft ein Eck und führt auf die oberen Böden der Silvesteralm hinaus, wo eben letzte Schafe im milchigen Nichts der Nordseite verschwinden. Vor mir wuchtet das Spitzkinkele aus dem Nebel, der 2563 m hohe Vorläufer des Toblacher Pfannhorns, des letzten und höchsten Zieles der heutigen Wanderung.

Mich graut vor diesem ungewissen, mühsamen Aufstieg über die Schneide, und so bin ich froh, auf eine markierte Spur zu stoßen, die gerade zum Hauptgipfel zu streben scheint. Nach kurzem Anstieg zieht der gute Weg jedoch dem Hang entlang zum Südkamm, und über mir höhnt das Kreuz aus den trüben Schleiern. Für kurze Zeit reißen die Wolken auf und öffnen den Tiefblick nach Südtirol auf die von gewaltigen Ausbrüchen zerfurchten Bergflanken überm Pfannbach, in das Silvestertal und zwischen den Waldhöhen Scheibeneck und Stadlhorn auf die von der Abendsonne beschienenen Dörfer Wahlen und Toblach. Aus dem Häuschen auf dem Willmersboden kräuselt der Rauch.

Der schwere Rucksack drückt, und die Beine tragen kaum noch über den rotbraunen Schutt hinauf, doch das Pfannhorn muß noch erzwungen werden! Der Südtiroler Alpenverein hat

ein vielfältiges Gipfelpanorama auf einer runden Kalkplatte eingeritzt, aber sie liegt zerbrochen am Boden. Man steht hier 2663 m hoch auf dem aussichtsreichen Eckpunkt über dem Puster- und Gsieser Tal unmittelbar vor den Dolomiten und schaut bei freier Sicht über den italienischen Teil des Deferegger Gebirges zur Rieserfernergruppe hinüber.

Die Kühle treibt mich bald auf; ich will nicht die mit Nummern versehenen Abstiege in das Grau hinaus versuchen, sondern kehre auf den Kriegsweg zurück. Er umrundet, nunmehr mit Nr. 25 gekennzeichnet, den Gipfel und kommt wie erwartet beim Pfannhörl hinaus. Das ist nur eine Lücke im Nordgrat, und, gingen hier nicht Wege und Markierungen auseinander, ich hätte es fast übersehen. Nummer 44 kommt durch die Felsen von der Spitze – wäre das nicht ein schöner Abstieg gewesen! – und folgt jenseits auf dem aus groben Blöcken gebauten, stellenweise verschütteten Militärweg dem Grat nach Norden. Hier setzt sich der alte Bonner Weg entlang der Grenzscheide fort, der freilich teilweise verfallen bzw. nicht mehr kenntlich ist.²

Auf der Ostseite beginnt eine gute Kreismarkierung, und die habe ich bei dem dichten, nässenden Nebel auf dem unübersichtlichen Almgelände nötig! Rasch fällt der glitschige Zickzackpfad durch feuchtes Gebüsch an drei zerfallenen Heuhütten vorbei bergab, bis bei der Talgabelung ein fester Weg erreicht ist. Bei beginnendem Regen wird an der Alfter Alm vorbei zwischen Kiefern und Lärchen die kleine Siedlung Kalkstein mit ihrem schmucken Kirchlein erreicht, die hinterste in Villgraten, 1641 m hoch gelegen und Endpunkt der Villgrater Omnibusstrecke – dann geht es rechts des Baches zum Alpengasthof Bad Kalkstein, wo die ausgebaute Straße von den Höfen herabkommt.

Um ½ 7 Uhr abends³ trete ich, müde, naß und hungrig, ins Haus. Den Gasträum füllt gerade eine speisende Jugendgruppe, und auf meine Frage heißt es natürlich, es sei belegt, doch ich erkläre, nach elfstündiger Wanderung übers

² Nach Angaben des Fremdenverkehrsamtes Toblach ist Nr. 44 der Anstieg von Gsies, Nr. 25 von Toblach und Nr. 1 aus dem Blankental aufs Pfannhorn. Die in den Karten ausgewiesene frühere Bonner Hütte (italienisch Rifugio Corno Fana) ist nicht mehr benutzbar.

³ Die angegebenen Zeiten sind durch die verschiedensten Umstände beeinflusst und sollen nur als Anhaltspunkt dienen.

Gebirge nicht mehr ins Haupttal gehen zu können, und so macht man doch ein Zimmer für mich frei. Die Gruppe hat allerdings ihr Quartier draußen in Innervillgraten, was sie freilich nicht hindert, noch lange vergnügt zu sein – doch ich schlafe, nach gutem Mahl mit Hausgästen, den Schlaf des Gerechten.

Im Arntal

Das Wetter lädt zu einem Rasttag ein. Unter dem alten Schwefelbad donnert der Kalksteiner Bach durch eine Kluft, und während meine Socken trocknen, schreibe ich meine Erlebnisse in der warmen Gaststube nieder. Ein scheußliches Bild an der Wand erinnert mich ans Höhlensteintal in den nahen Dolomiten. Als einige Hausgäste von kleinen Ausflügen zurückkehren, hält es mich nicht länger. Nach dem Mittagessen packe ich zusammen und ziehe weiter.

Von hier aus wird die leichte, 2624 m hohe (Kalksteiner) Kreuzspitze, die das innere Villgraten beherrscht, durch das im Ort ausmündende Roßtal viel bestiegen. Doch noch verhängen die Nebel die Berghänge, während ich hinauswandere zum Villgratenbach und ihm entlang an den letzten Höfen vorbei auf dem Sträßchen aufwärts. Hier ist noch eine kleine Kornmühle in Betrieb, und der Alte erzählt mir, daß durch Hochwasser 1965/66 viele dieser Holzhäuschen bzw. ihre Wasserfuhr beschädigt wurden.

Etwas oberhalb schließt eine waldige Felsecke das Tal ab, das sich von nun an Arntal nennt. Zwischen den vom Wildwasser überspülten Steinblöcken in der Tiefe liegt ein zerbeulter Kraftwagen, der offenbar hier über den Straßenrand hinausgetragen worden ist. Bald öffnet sich der vom Staller Bach durchrauschte ebene Wiesenboden. Wie zum Gruß ziehen die Nebelvorhänge etwas auseinander und geben die feuchtdunklen Grasflanken des Pfann- und Traulattenspitz (auf der Karte⁴ P. 2690) frei, unter denen in blassen Sonnenstrahlen die Häuschen der waldumrahmten Unterstaller Alm in 1620 m Höhe liegen.

Hier ist gut sein, und eine »Jausenstation« mit 3–4 Zimmern sorgt für das leibliche Wohl. Zur Not kann man auch in einem der anderen Kaser^{4a} Unterkunft finden, doch das Sträßchen führt viele Tagesbesucher und Feriengä-

ste noch bis zur Oberstaller Alm weiter.

Gegen Abend wird es freundlicher, und umrundet von den weitgehend harmlosen, doch steilen Bergen zwischen Rotlahner und Roter Spitze fühlt man sich so richtig geborgen, zumal wenn man in der dämmrigen großen Stube bei knisterndem Herdfeuer – das Holz wird aus dem nahen Gemeindewald geholt – die Beine unter den Tisch strecken kann. Man plauscht mit den Almbauern – wenn sie untereinander reden, glaubt man, sie hätten einen Sprachfehler, so zermahlen sie die Worte zwischen den Zähnen – und nimmt schließlich beim Schein der Petroleumlampe das einfache Abendmahl ein – Gerstensuppe und Brotfladen mit Milch. Ja, hier kann man noch die Bedürfnislosigkeit lernen, wenn man von der Stadt zu sehr verwöhnt ist! Dabei wird nicht vergessen, bei jedem Essen dem Herrgott zu danken. Man weiß wofür, denn hier ringt man den Lebensunterhalt noch unmittelbar der Natur ab. –

Die Tagesarbeit auf der Viehweide läßt mitnichten ein beschauliches Dasein zu, insbesondere bei schlechtem Wetter! Auf den jähen Hängen bis zu den Jöchern sind die Fleuer im feuchten Gras bei der Arbeit, denn der Winter ist lang, und eine Kuh frißt vergleichsweise sommersüber auf der Alm im Durchschnitt mehr als einen Zentner Grünfutter täglich. Man findet hier rotbuntes (das bekannte braungefleckte) und Braunvieh (graubraun). Die Tiere erreichen ein natürliches Alter von etwa 15, höchstens 20 Jahren.

Nahe bei den Hütten sehe ich einem jungen Burschen bei der Holzarbeit zu. Manche Stämme werden gleich in kurze Stücke zerlegt. Es handelt sich um »gekickte« Bäume, die durch Steinschlag oder beim Holzfällen an der Rinde beschädigt und dadurch kernfaul wurden und nun größtenteils als Brennholz verwendet werden, während das Langholz in die Sägewerke geht und zu Balken und Brettern verarbeitet wird.

Der größte Teil der Holzhütten der Unterstaller Alm ist in dem schneereichen Winter 1951 den Lawinen zum Opfer gefallen, die teilweise den Talboden bis zum Gegenhang überschütteten. Von meinen Gastgebern kann ein alter Mann nicht mehr bei der Arbeit helfen. Er hat als junger Bursch mit den Dorfbewohnern versucht, das Hochwasser des Villgrater Baches abzuleiten, das die Heimwesen bedrohte,

⁴ des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen.

^{4a} von lat. casa – Haus

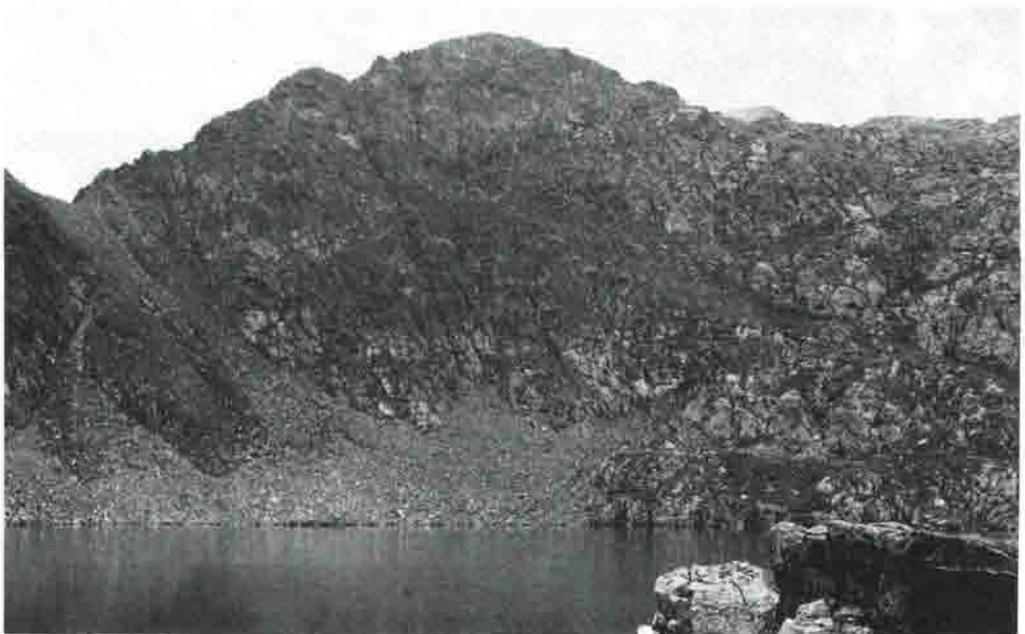
und war dabei in die eisigen Fluten gestürzt. Die folgende Auskühlung in der Winterluft – es war keine Zeit, die Kleider zu wechseln – hätte ihn beinahe das Augenlicht gekostet. Der Bauer, dessen Verwandte den Sommer über hier schaffen, wohnt in Innervillgraten. Das Tal hat früher Valgrata geheißen. Das klingt rätoromanisch und würde etwa »freundliches Tal« heißen. Wenn man allerdings an Prägraten im benachbarten Deferegggen denkt, könnte es auch slawischen Ursprungs sein und sich auf eine Burg beziehen – vielleicht auf einen heidnischen Vorläufer des Schlosses Heimgfels draußen am Taleingang? Die heutigen Bewohner stammen von bajuwarischen Einwanderern ab.

Besteigung der Riepenspitze

Der nächste Tag gilt der Riepenspitze, einem 2775 m hohen, weglosen und wenig bekannten Gipfel im westlichen Grenzkamm, dessen Aufbau und Lage mir eine leicht erreichbare Aussicht versprach. Man geht von der Kapelle aus über das Talwasser zwischen zwei Almhütten links des Klapfbaches durch lichten Lärchenwald auf einem Wege aufwärts, der bis zu dem bekannteren Schwarzsee bezeichnet ist. Drüben liegt noch ein kleines Feld – das oberste findet man hinter der Oberstaller Alm in fast 1900 m Höhe. Man baut hauptsächlich

Hafer, Gerste und Roggen an; es ist klar, daß in manchen Jahren das Getreide nicht ausreift. Rechts breiten sich die Mäher unter der Pfannspitze mit ihrem nach Süden ausgreifenden Graskamm, über den Pfadspuren laufen. Dahinter klimmt der Anstieg zur Senke des Villgrater Törls, auch Wegelettenke geheißen, des 2502 m hohen Übergangs ins Deferegggen, an Heuhütten vorbei aufwärts. Den scheinbaren Talabschluß bildet die riesige rotbraune Schuttreiße, die den Absturz der Roten Spitze (2956 m) durchzieht. Dahinter schaut die etwas höhere Weiße Spitze herein. Das Wetter hat sich gehalten, ist aber doch nicht ganz sicher.

Bald kommt man in Heidelbeerkraut und Erlengebüsch; der Weg hält erst links auf den Schrofenvorbau des Knopfs zu und wendet sich weiter oben über Blöcke, ein verfallenes Schäferhüttchen berührend, wieder rechts und durch eine kleine Felsenge, dem sprudelnden Bach entlang, an das Ufer des einsamverträumten, dunkelgrünen Schwarzsees (2455 m). Der Wasserspiegel ist im Osten und Süden von düsteren, teilweise jähem Schuttgipfeln umstanden; sein Nordufer gewinnt man auf einem schrofigen Rücken. Es ist 1/2 11 Uhr – drei Stunden bin ich seit meinem Abgang im Tal unterwegs. Der Himmel hat sich inzwischen eingetrübt.



Alpenspitze über dem Schwarzsee

Fotos: Wilfried Neumann

Zwei Zöllner, die hier die Runde machen, um nach dem Rechten zu sehen⁵, weisen mir den weiteren Aufstieg entlang dem bezeichneten Pfad zum Vorderen Gsieser Lenkel und dann dem Grat nach. Die Spitze versteckt sich im Süden hinter verschiedenen Grasbuckeln und gestuften Bänken, und die scheinen mir doch wegsamer als die Überquerung der Felskronen des Kammes. Von nahe besehen sind deren Hänge jedoch von breiten Grasbändern durchzogen, die leicht zu durchsteigen sind, und die Felsen erweisen sich als grobe Platten und Schrofen, über die ich schließlich weiter hinten den Grat erreiche.

Er begrenzt die schuttbedeckte Nordflanke, die von unten aus unnahbar in den Himmel zu steilen scheint, während auch sie sich dem ihr unerschrocken Nahenden leicht ergibt. Um 12 Uhr stehe ich oben. Die Gipfelaussicht soll mir jedoch durch das plötzlich einen feuchten Nebelvorhang zuziehende Wetter verborgen bleiben. Nur ein Blick in das oberste Gsieser Tal auf Südtiroler Seite öffnet sich für kurze Zeit, und weiter unten gestattet mir die zunehmende Wetterbesserung noch die Besteigung des Älpelespitzes über dem See. Das körnige Gestein wirkt in dem trüben Licht dunkel, die oft von grünlichen Flechten überzogenen Blöcke und Platten scheinen jedoch im Sonnenstrahl in hellem Grau. Am Waldrand drüben unterm Grumauer Berg steigt Rauch aus den Hütten der Kamelisenalm.

Beim Abstieg sehe ich einen Raubvogel zum Grat streichen. Hier in den Villgrater Bergen kommen noch Geier vor. Selbst Edelweiß sind noch zu finden. Zum Glück kann ich die Fundstellen nicht verraten. Zwar behaupten die Naturschutzplakate, daß ein Handstrauß davon zu pflücken erlaubt sei, aber sie sind nicht auf dem neuesten Stand. – Noch bis ins Tal hinaus, das ich um 1/2 3 Uhr wieder erreiche, grüßt der hohe Gipfelkopf der Riepen Spitze über den graugrünen Bergflanken des abgeschiedenen Arntales.

Übergang ins Winkeltal

Bei sonnigem Wetter geht es früh um 1/2 8 Uhr aufwärts zur nahen Oberstaller Alm (1883 m), einem hübschen Hüttendörfchen im obersten Talwald unterhalb der zerschluchteten Steilabstürze der Roten Spitze. Deren brauner Zakengrat zieht hinüber zur Weißen Spitze, dem höchsten Gipfel Villgratens (2963 m), der von senkrechten hellen Felspartien durchzogen ist.

Auf beide Höhen führt von hier aus ein bezeichneter, steiler Anstieg hinauf. Es handelt sich allerdings um freie Südhänge.

Zunächst läuft der noch ein Stück weit gebahnte Alpweg unter den letzten Lärchen fast eben weiter, flankiert zur Linken von einer unten mit Matten bedeckten Bergmauer. Zur Rechten entwickeln sich die mit schütterem Wald bestockten Schrofenhänge der Steinteralpe zu der fast schwarz in der Sonne glänzenden, zergliederten Kaschaswand, die entlang einem Hochtälichen einwärts zieht. An ihre Stelle treten bald bis zum Kamm reichende Geröllhänge, welche die hier drinnen nistende Einsamkeit verstärken. Der Pfad endet an der Schäferhütte »Beim Garten«; die im Talhintergrund sich ausdehnenden Schafweiden lassen neben den Wegspuren auch die Markierung verschwinden. Da und dort pfeift ein Murmeltier.

Erst an der 2658 m hohen Arntaler Lenke, dem Übergang ins Winkeltal, treten in der Trojer Spitze wieder Felsbänke zum Vorschein, während das vielbesuchte Degenhorn⁶ nach dieser Seite eher einen hohen Grasgipfel zeigt. Die Wurzeln beider Villgrater Täler treffen hier in einer großen Umfassungsbewegung aufeinander. Den Kessel des Volkzeins schließt eine graugüne Bergmauer mit wenig hervorragenden Gipfeln ab, von denen Degenhorn (2946 m) und Wagensteinspitze (2849 m) besonders beeindruckend, und als höchste Aufragung dieses Gebietes lagert südwärts im Hintergrund die breite hier flach ansteigende Hochgrabe mit ihrem Kreuz, 2951 m hoch.

Zur Hochgrabe

Das aus dem Dunst aufziehende Gewölk vertreibt die Mittagshitze und bildet stellenweise Nebel. Der Abstieg vom Sattel zu einer querliegenden Bachmulde vollzieht sich rasch; die fast pfadlose Markierung ist etwas ungeschickt entlang dem steilen Hang angelegt. Ein junger Hirte, der hier nach seinen Rindern Ausschau hält, bietet mir an, meinen großen Rucksack hinab zur Hütte zu tragen.

Obwohl der Anstieg zur Hochgrabe durch das flache Block- und Trümmergewirr der Wilden

⁵ Sie halten Ausschau nach verendetem Wild, verstiegenem Vieh, verirrtten Wanderern – auch nach Wilderern und flüchtigen Straffälligen.

⁶ Sprich Degenhorn.

Platte reichlich bezeichnet ist, gelangt man bei halbwegs sichtigem Wetter ebensogut auch an beliebig anderen Stellen von Norden her hinauf, so daß man, vom Arntal kommend, statt erst zu den roten Marken abzusteigen, gleich dem angenehm moosigen Hochtälchen folgen kann. Weiter oben wechselt das Gestein zwischen rotbraunen Bänken, blaugrauen Schollen und weißen Rippen, und überall suchen sich die Wasserlein ihren Weg über die steinernen Böden.

Zum Schluß empfiehlt sich der Übergang nach links gegen den sanften Nordgrat, auf dem der bezeichnete Weg, die steile nördliche Geröllhalde unterm Gipfel meidend, zum Kreuz führt. Es ist von der Lenke aus in 1¾ Stunden zu erreichen. Natürlich hat sich inzwischen der Vorhang wieder zugezogen, so daß man nur nach Süden auf die Trümmerspitze des Wildecks und das darunter sich breitende grüne Ainathal mit seinen Almhütten und den im Hohen Haus (P. 2784 der Karte) gipfelnden Wiesenkamm des Kessebergs blicken kann. Das Hinabspringen über die Platten bis zum Schrentebach und der Wiesenweg unter den jenseitigen Abstürzen der Wagensteinspitze bis zur Aussichtskanzel ins Volkzein, bei der jener einen letzten Fall in sein junges Tal tut, ist ein Vergnügen. Draußen liegt, weit unten, die Sillianer Hütte auf 1886 m, das heutige Ziel. Im Hintergrund, an der Biegung des Winkeltals, ragen Regenstein (2891 m) und Arnsitzen.

Der Weg zieht noch weit dem kraut- und buschbewachsenen Hang entlang; man kann aber auch auf der linken Seite des Baches über die neue Hainkaralm auf bezeichnetem Wege hinabgelangen. Noch vor 5 Uhr treffe ich am Schutzhaus ein. Es ist einfach eingerichtet, wird aber auf dem bis zur Volkzeinalm führenden Sträßchen aus dem Tal herein viel besucht. Im Blickpunkt steht hier der über einem Seitentälchen aufragende breite Grabenstein (2458 m).

Übers Villgrater Joch

Nach der Morgenwäsche am Brunnen gehe ich um 8 Uhr los. Der bezeichnete Weg übers Villgrater Joch ins Defereggental beginnt unmittelbar hinter dem Haus. Nach kurzer Zeit zweigt er auf einem Schuttstrom von dem übers Walder Törl nach rechts ab und windet sich durch Buschwerk, stetig stark steigend, rasch aufwärts zu den Weideböden, wo er

anfangs auf Tritten, später weglos gerade empor bis unter schrofige Buckel führt. Hier wendet er sich zu einer Bachfurche, überschreitet sie und gewinnt dann den Hang der neuen Mosenzer Alm, die 2334 m hoch auf einer weitgespannten Geländeverflachung unter den felsigen Häuptern des Grenzkammes zum Deferegger Tal liegt.⁷

Von hier oben weitet sich der Blick vor allem gegen die inneren Villgrater Berge und hinaus übers Winkeltal bis zu den dunstverschwommenen Karnischen Alpen im Hintergrund. Näher aber stoßen einige kühne Zacken in den inzwischen wieder eingetrübten Himmel: die Arnhörner (2800 m), der Rappler (2812 m) und darüber der Gölbner, einer der Herrscher im Gebiet.

Unter dem breiten Marcheckenspitze (2684 m) ersteigt der Weg einen Rücken, dann gelangt man in die weite Mulde der Hofer Alpe. Hier muß man sich die Abzweigung und den Anstieg zur Einsenkung des Joches über Gras und Schutt, zuletzt links ausholend durch leichte Schrofen, selbst suchen. Es ist ½ 11 Uhr. Der Blick vom Kreuz – wir sind hier 2585 m hoch – lehrt, daß der jenseitige Abstieg keineswegs, wie aus der Karte zu befürchten ist, durch hohe Wandabstürze führt, sondern die ausgedehnten Rasenleisten zwischen niedrigen Felsbänken, links haltend gefahrlos quert.

Unter den schwarzbraunen Halden der 2796 m hohen Kugelspitze zur Rechten nehmen wir Abschied von der menschenfernen Villgratener Bergwelt, wenden uns steil über die obersten Wiesen ins Gagenalpental hinaus und damit dem belebteren Defereggental mit seinen dennoch weitgehend ursprünglichen Höhen und stillen Gründen zu.

⁷ Dieses letzte Stück ist in der Karte falsch eingezeichnet. Führer: Mair, Osttiroler Wanderbuch, Mai 1978, Tyrolia Verlag Innsbruck. An guten Karten stehen neben den mehr zur Übersicht geeigneten Freytag & Berndt-Wanderkarten 1:100000 – diese kommen jetzt allerdings auch schon im Maßstab 1:50000 heraus – die Blätter des Österreichischen Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen in Wien 1:50000 mit rot eingedruckten Wanderwegen und Unterkünften zur Verfügung. Die italienischen Grenzgebiete sind hier allerdings nicht nachgeführt. Über Villgratens Bergwelt sind verstreute Aufsätze in den alpinen Zeitschriften erschienen.

Anschrift des Verfassers:
Wilfried Neumann
Am Birkenstrauch 10
D-5928 Lausphe (Deutschland)

Die Griedlkopf-Kette in der Kreuzeckgruppe

RUDOLF GRITSCH

Ein erlebnisreicher Alleingang

Mehr als zehn Jahre blickte ich von Winklern im Mölltal nach Osten zum Großen Griedlkopf und seinen Vasallen, ebenso bei jeder Dienstfahrt und jedem Dienstgang in diesem Gebiet. Ein leiser Wunsch, von einem Jahr ins andere getragen, wurde schließlich zur Sehnsucht und seit drei Jahren wußte ich auch, von wo ich den Aufstieg ins Werk setzen würde, nämlich von der Treßdorfer Wölla aus. Das war, als ich von einer Besteigung des Hochkreuz im Alleingang den Abstieg durch die Treßdorfer Wölla nahm, dort hoch oben ein verlassenes, winziges

Hirten-Hütterl sah und mir vornahm, nach einer Nächtigung die Griedlkopf-Kette von dort aus zu besteigen.

Also fuhr ich mit der Maschine an einem schönen 19. Juli 1967 wieder ins Wöllatal, in Pußtratten bei Stall i. M. abzweigend ca. drei km weit. Jetzt führt dieser Weg noch 2–3 km weiter. So schulterte ich den Rucksack und stapfte den stellenweise gar nicht mehr vorhandenen Steig mühsam talein. Hinter der Unteren Gößnitzalm wurde es besser und über die Obere Gößnitzalm stieg ich weglos und steil zur Bäreneben (1956 m), weiter über eine Steilstufe in die Treßdorfer Wölla zur Schafhalterhütte (2021 m), die ich drei Jahre zuvor zum primitiven Nächtigen geeignet fand.

Ein Hüttenabend solo!

Das Hüttlein, 2 mal 2,5 m im Geviert, seit 15 Jahren oder länger nicht mehr bewohnt, ist



Der Große Griedlkopf, 2659 m

Foto: Rudolf Gritsch

nicht besser geworden: die offene Herdstelle im Zerbröckeln, das Rauchrohr verrostet und gebrochen. Ich bringe ein wenig Ordnung in die Hütte und gehe noch in die Sonnenseite hinüber, um den Schafen und Gamsrudeln in den Hängen und Wänden mit dem Fernglas zuzusehen. Es dunkelt, ich gehe in mein Hotel: »Platz ist in der kleinsten Hütte...« philosophiere ich und entfache ein vorsichtiges Feuerlein; dann verzehre ich mein Bergsteigeressen, greife zur Mundharmonika, die ich im Tal kaum anrühre und blase mir einiges. Ich bin ja allein, wieder weiß kein Mensch, wo ich weile. Ein klarer Sternenhimmel ist aufgezo-gen; ich habe es erhofft und erwartet, denn morgen soll es schön sein. Noch blase ich mir eine Melodie – auch in der Welt kann mich manches »blasen«! – und lege mich gut eingewickelt auf die harte Pritsche. Schlafe bald ein, doch in der Nacht weckt mich kalte Luft, die durch die Ritzen der Blockwand zieht. Noch finster, stehe ich auf, mache mich gehfertig, trete vor die Hütte und platsch ins Wasser, denn rund ums Hütterl ist es moosig. Also warte ich noch eine Viertelstunde, und im Morgengrauen steige ich bergan.

Über acht Gipfel

Es tagt. An einer starken Quelle fülle ich die Wasserflasche, ziehe dann, – hier herum gibt es weder Steig noch Markierung – zu jener Scharte empor, von welcher ich vor drei Jahren vom Hochkreuz über mehrere Gipfel kommend, abgestiegen bin. Es ist kalt, leichter Reif bedeckt den Boden, das Steigen macht aber warm. Im Osten wird der Himmel golden, zuerst nur ein Streif, dann über die ganze Breite, jetzt kupferrot – goldrot strahlend, eine stille Herrlichkeit! Das Rauschen der Wasser ist nicht mehr zu hören, nur ein leises Säuseln der Luft. Ich bin am Grat, da hebt sich die Sonnenscheibe glutrot und groß hinter dem Polinik hervor, wird zu leuchtendem Gold und jetzt kann ich nicht mehr zu ihr hinblicken; strahlend hellgolden beginnt sie ihre königliche Bahn zu ziehen. Das gibt wieder prächtige Farbdias! Steige nun auf die Cote (2561 m), schaue die Herrlichkeit der Welt, was mich aber nicht hindert, in der wärmenden Sonne sitzend, kräftig zu frühstücken. Schaue lange mit dem Glas in die Steilwände der Hohen Nase, versuche den Aufstieg von Süden, aber es ist mir zu riskant; umgehe im Osten die steilsten Stellen und von Norden

geht es mit Vorsicht auf dem schmalen Grat ganz gut. 2629 m verzeichnet die Spezialkarte 1:25000. Auf drei Seiten schwindelnde Abbrüche, herrliche Aussicht. Steige ab in die nächste Scharte (2547 m), turne bald links, bald rechts, bald über den Grat recht vorsichtig, denn auf beiden Seiten sind steile Felsabbrüche. Bei Alleingängen muß man besonders bedächtig und aufmerksam steigen und klettern. Gegen Mittag stehe ich auf dem

Großen Griedlkopf, 2659 m

Das glückliche Auge sieht: Die Glockner-, Sonnberg/Goldberg-, Ankogel- und Reiß- eckgruppen, die Julischen Alpen, die Karnische Grenzkette, Lienzner Dolomiten und die Schobergruppe. Ein herrlicher Kranz grüner, grauer und schneeiger Gipfel! Im engen Rund die vielen Gipfel der Kreuzeckgruppe. Mit dem Fernglas gewahre ich weit voraus beim Träger Törl 18 weidende Pferde. Mittagsrast, dann steige ich ab in die Scharte (2514 m) und hinauf auf den Kleinen Griedlkopf (2567 m). Tief unter der Wand der Griedlsee und noch ein kleinerer, unbenannter. In den Felsen das goldgelb leuchtende Fingerkraut, die reinweiße Alpenwucherblume Alpenmargerite, und das violette Alpenleinkraut. Das Edelweiß blüht in diesem Jahr noch nicht.

In der Hitze des Mittags stecken die klugen Schafe ihre Köpfe unter schattenden Fels, das Hinterteil der Sonne zukehrend, ein drolliger Anblick. Leichter geht es nun zum Rennbichl (2472 m), hinab zum Trögertörl (2368 m), wo ich die lieben Rösser heranlocke, tätschle und photographiere. Sie folgen mir auf den Törlkopf (2440 m); ich aber beginne den Abstieg über die Cote (2368 m) und den Großstein (2205 m), über die Viehkaser und weglos steil durch Wald zur Firstalm (1639 m), wo mir die Sennerin mit guter Almmilch den Durst stillt. Vom Süden ziehen über die Berge dunkle Wolken heran, Donner brummelt in der Ferne. Daher eile ich hinab ins Wöllatal, setze mich auf die Maschine und es gelingt mir, vor Einbruch der Nacht ins Mölltal hinaus und mit nur einigen Regentropfen vor Ausbruch des Gewitters heim zu kommen.

Anschrift des Verfassers:

*Rudolf Gritsch
9782 Nikolsdorf
Osttirol*

Höhlenforschung

WOLFGANG LADENBAUER

Vielfältig ist das Bergerleben: **auf die** Berge steigen, klettern, **auf den** Bergen Ski fahren, **über den** Bergen Drachenfliegen, **zwischen den** Bergen Wildwasser fahren, **in die** Berge hinein gehen: eben Höhlenforschen, Höhlenbergsteigen, Höhlen befahren, Höhlen besichtigen. Schon in der Vielfalt der Ausdrücke zeigt sich das Spektrum des Höhlenbergsteigens: vom Geführtwerden auf Betonwegen durch Schauhöhlen mit elektrischer Beleuchtung bis zum Befahren hunderte Meter tiefer, unbekannter Schächte, vom Durchtauchen enger Siphone bis zur Begehung einer Karsthochfläche – um mit Färberversuchen mit fluoreszierenden Farbstoffen den Wasserhaushalt zu untersuchen.

Gerade dieser Teil der Speläologie ist für die Allgemeinheit von eminenter Bedeutung, handelt es sich doch um die Sicherung und Erhaltung sauberen Trinkwassers. Besonders wichtig ist dieser Wissenschaftszweig jetzt für den Triestiner Karst, der als Industriezone verbaut werden soll. Aber nehmen wir uns doch auch einmal selbst bei der Nase: denken wir an die große Gefährdung unseres Trinkwassers durch Abfall und Mülldeponien neben unseren Hochgebirgs-Hütten!

Damit sind wir schon mitten in der Speläologie und ihrer Bedeutung. Sie ist die »Lehre von den Naturhöhlen und Karsterscheinungen, d. h. von den Voraussetzungen, Gesetzmäßigkeiten und Einflüssen aller Art, die bei der Entstehung und Formung dieser Phänomene wirksam sind (Speläologie ist demnach Höhlenkunde und Karstkunde)«. H. TRIMMEL, 1954.

Ein beachtlicher Teil der Höhlenforscher beschäftigt sich, neben dem rein touristischen Befahren oder neben der Neuerforschung auch mit wissenschaftlichen Aspekten wie Kleinlebewelt, Fledermäusen, Sedimenten, Geologie, Mineralogie, Hydrologie, Eiszeitforschung, Paläontologie, Archäologie, Anthropologie etc. Die Speläologie ist also eine Integrativwissenschaft. Höhlen sind dank ihrer Unberührtheit und Abgeschlossenheit Archive der Vergangenheit und damit für die Wissenschaft von besonderer Bedeutung. Aber nur solange diese Unberührtheit nicht

zerstört wird. Selbst der kleinste, unbedachte Eingriff kann den Aussagewert herabsetzen. »Einmal zerstört, kann die in Jahrtausenden gewachsene Eigenart einer Höhle nicht wieder hergestellt werden.« (Salzburger Höhlenbuch).

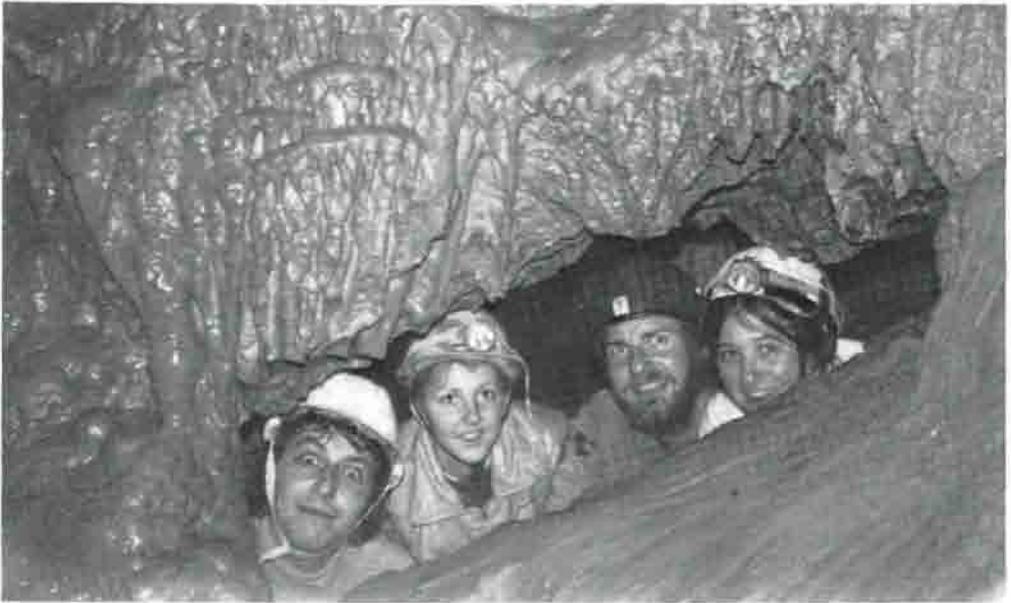
Es ist möglich, bei Höhlenfahrten wertvolle Beobachtungen zu machen. Die Auswertung bedarf der Zusammenarbeit verschiedener Experten mit besonders geschulten Forschern. Einer der Hauptpfeiler, auf dem diese wissenschaftliche Arbeit ruht, sind die Höhlenkundlichen Vereine (Informationsaustausch, Fortbildung und wissenschaftliche Schulung, Dokumentation, Veröffentlichungen, Bibliothek, Befahrungstechnik).

Sehr bedauerlich ist es, daß selbst renommierte Bergzeitschriften wesentliche Begriffe falsch verwenden, so z. B. Erosion und Korrosion. EROSION ist die mechanische Abtragung durch fließendes Wasser, vor allem durch mitgeführte Gesteinsteilchen. KORROSION hingegen ist die chemische Zersetzung des Gesteins, bei Gips und Steinsalz ohne chemische Veränderung, bei den übrigen Gesteinen mit Hilfe von Säuren (bei Karbonatgesteinen wie Kalk und Dolomit durch Wasser mit gelöstem Kohlendioxid).

Ein für mich besonders interessanter Zweig der Forschung in Höhlen ist die der Körperrhythmen, die 1939 mit dem Versuch von N. KLEITMAN in der Mammut-Höhle in Kentucky begonnen hat. Seitdem wurden zahlreiche noch längere Höhlenaufenthalte von mutigen Forschern unternommen, um den menschlichen Tagesrhythmus zu studieren. In letzter Zeit wurden die Bedingungen der absoluten Isolation in Labors (z. B. Max-Planck-Institut bei München) nachgemacht. Auch hier stellte sich meist nach einer Zeit der Unregelmäßigkeit ein ungefähr 25-Stunden-Tagesrhythmus heraus.

Motivation:

Höhlen mit ihren Räumen und Formen, Wasserfällen und Seen, Sinterformen und Eissäulen, haben schon einen eigenen Reiz. Aber was macht diesen Reiz aus? Warum gehen wir eigentlich in Höhlen? Ist es das Dunkle, Unbekannte, unter der Oberfläche Liegende, das auch Archäologen und im übertragenen Sinn auch Psychologen interessiert? Ist es vielleicht ein wenig die Lust am Schmutzigen und im Dreck wühlen, als späte Verneinung des Sau-



Junges Höhlenforscherteam auf Kundfahrt

berkeitstrainings, als momentanes Lösen aus der sonst unter Zwängen lebenden Gesellschaft? Ist es Selbstbestätigung, Sport, Idealismus? Diese Fragen sind genau so schwer zu beantworten wie die nach Sinn, Zweck und Grund des Bergsteigens und Kletterns.

Die Berge und Höhlen sind halt einmal da. Daher drängt der menschliche Forschergeist, sie kennen zu lernen. Auf der Welt, in der Wissenschaft, in der Forschung gibt es nicht mehr viele weiße Flecken, die für unsereins zu erreichen sind. Hier kann man noch Neuland entdecken.

Welch erhebendes Gefühl, in eine neu entdeckte Höhle oder einen -teil zu kommen und zu wissen, das hat noch nie ein Mensch vorher gesehen und betreten! In schon erforschten Höhlen ist es ähnlich dem Bergsteigen: die Freundschaft mit seinen Kameraden, das Miteinander, das Gefühl des Aufeinander-Angewiesen-Seins, des Füreinander-da-Seins, die Freude an der eigenen und gemeinsamen Leistung und am Selbstüberwinden, die Lust am Abenteuer.

Manche Bergsteiger behaupten abfällig, Höhlenforscher wird man nur auf Grund eines Schockerlebnisses, wie Absturz, oder wegen mangelnder Leistungsfähigkeit. Ich selbst kenne nur einen »Fall«, und der geht wieder bis zum selben Schwierigkeitsgrad klettern!

Andererseits aber war Emilio Comici **vor** seiner Kletterlaufbahn begeisterter Höhlenforscher im Triestiner Karst. Ebenso sein Freund und Seilgefährte Giulio Benedetti.

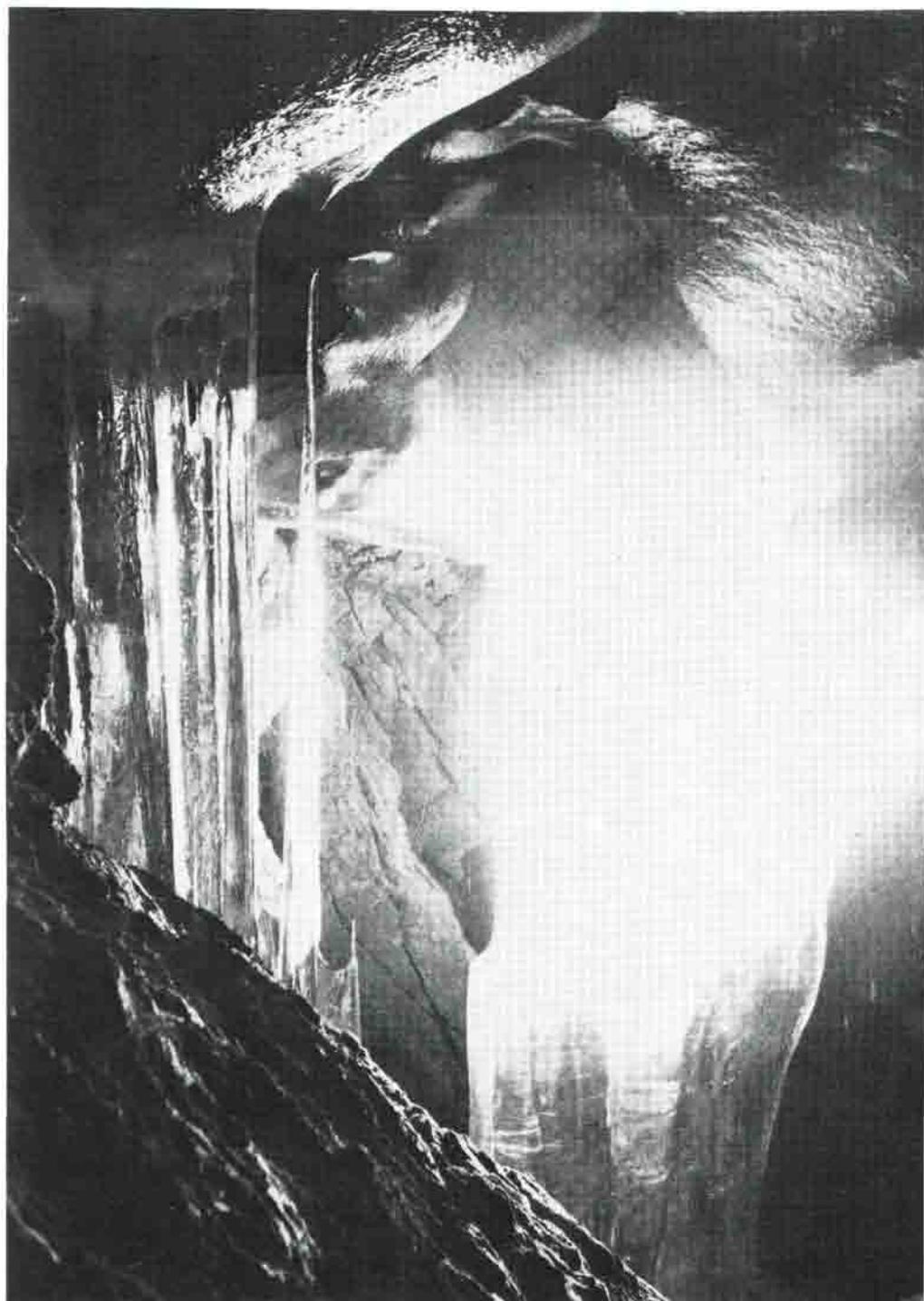
Da sich ja Bergsteigen und Höhlenforschen nicht konkurrenzieren, befahren viele nur dann Höhlen, wenn draußen zu viel oder zu wenig Sonne scheint.

Merkmale:

Was unterscheidet nun das Höhlenforschen vom Bergsteigen? So primitiv es auch klingen mag, das Charakteristische sind die Dunkelheit und die gebotenen Schwierigkeiten. Die Lichtquelle ist auch heute ein noch nicht ganz gelöstes Problem. Die Karbidlampe bewährt sich meist recht gut. Das elektrische Licht leidet unter der Kurzlebigkeit der Batterien.

Um die Wirkung der vollkommenen Finsternis und Stille auf seine Psyche kennenzulernen, hat ein Freund sich in seiner ersten Höhle in einen Seitengang gesetzt, das Licht abgedreht und gewartet. Als sich nach einiger Zeit keine Platz- oder sonstige Angst zeigte, beschloß er, weiterhin in Höhlen zu gehen.

Der zweite Unterschied ist die fast 100%ige Feuchtigkeit der Luft, oft verbunden mit Kälte. Das vergrößert die Ausrüstungsliste und artet oft, vor allem bei Biwaks, in Gepäckschlepperei aus.



Traumhöhle

Fotos: Wolfgang Ladenbauer

Bei größeren Unternehmungen müssen Biwaks eingeplant werden. Nicht zu Unrecht bezeichnet man dies dann als Höhlenexpedition, unterscheidet sie sich doch kaum von Bergexpeditionen: Vorstoß ins Unbekannte, Materialtransporte, Versichern schwieriger Passagen, Einbau von Seilbahnen und Seilgeländern, Errichten von Zwischenlagern usw. Dabei werden auch manchmal Engstellen durch Sprengen erweitert.

Die Fortbewegung in Höhlen ist ein »Ganzkörpersport«: Robben und Winden in Schläfen und engen Röhren, Klettern im Dunkeln auf glitschigem, glattem Fels – oft ohne Hakenrisse, Auf- und Abstiege in Schloten und Schächten meist mit technischen Hilfsmitteln, Überwinden von Seen und Bächen, Durchtauchen von Siphonen. Für die Fortbewegung legt man nicht Wert auf stilreines, freies Klettern (Rotpunkt), sie ist oft ohne technische Ausrüstung überhaupt unmöglich.

Besonders deutlich ist der Unterschied zum Bergsteigen bei Unfällen. Verletzte müssen mit viel Menschen- und Materialaufwand in Schächten hochgezogen und durch Engstellen gebracht werden, in Nässe und Kälte, Dreck und Finsternis. Bei einem schweren Unfall hinter einem Siphon, der sich nicht abpumpen läßt, wird man vielleicht ein kleines Notlazarett in der Höhle errichten, mit Dauerbetreuung von Ärzten und Helfern, die immer wieder durch den Siphon tauchen müssen.

Für die Höhlenrettung, die erst in den letzten Jahren aufgebaut wurde, gibt es genug Probleme, nicht zuletzt finanzielle!

Ausrüstung und Technik:

Für die speziellen Bedingungen beim Befahren einer Höhle benötigt man auch eine spezielle Ausrüstung, die auf jener für Bergsteiger und Kletterer aufbaut. Bewährt haben sich als Kleidung der Overall, genannt »Schlax«, als Beleuchtung die Karbidlampe und die Stirnlampe, als Fortbewegungshilfen ein dehnungsarmes Speleoseil, Steigklemmen (Jümar, Croll, Petzl, Zedel, Shunt etc.), Abscilergeräte (Robot, Petzl etc.), Sitz- und Brustgurte, spezielle Bohrhaken (Spits), Umlenkrollen, Trapezkarabiner. Von der Verwendung der Stahlseileitern ist man fast schon abgekommen, da sie zu schwer und voluminös sind. Vor allem für alpine Großhöhlen sind sie nicht recht geeignet. Statt Rucksäcken verwenden wir

wasserdichte Schleifsäcke, die aber auch wie ein Rucksack getragen werden können.

Zum Vermessen sind Maßband, Kompaß und Neigungsmesser (Clinometer) nötig. Das Vermessen einer neu erforschten Höhle hilft der Orientierung, dem Wiederhinausfinden, dem Weiterforschen, der Dokumentation im Kataster für die nächsten Besucher und die wissenschaftliche Bearbeitung. Für jeden Bergsteiger ist für die richtige Funktion des Kompasses wichtig, alle Eisenteile weit genug zu entfetten, z. B.: die Feder in der Stirnlampe!

Es ist sehr wichtig, nie allein in eine Höhle zu gehen. Schon eine Bagatelle wie der Ausfall der Lichtquelle kann schwere Folgen haben! Auch sonst soll man bei jeder Höhlenfahrt Namen, Lage und vermutliche Fahrtdauer melden, damit im Falle eines Falles die Höhlenrettung (oder auch Bergrettung und Gendarmerie) verständigt werden können.

Technik und Material hängen natürlich von der Art der Höhle ab. Horizontalhöhlen kann man meist mit wenig Aufwand befahren; eine gute Lichtquelle, Schlax, Helm, Handschuhe und ein paar Reepschnüre zum Sichern an einer kleinen Felsstufe sind meist ausreichend. Anders jedoch in Schachthöhlen. Hier wurden außer Stahlseileitern verschiedene Techniken entwickelt, die alle auf dem Prinzip des »Prusikens« beruhen. Ein Seil wird mittels Sanduhr, Klemmkolb, Spit so befestigt, daß es nicht am Fels anliegt. Im Schacht selbst ist es oft günstig, eine Zwischenbefestigung zu machen, wenn das Seil sonst an der Wand oder gar einer Kante reiben würde. Das Seilende (mit Knoten!) sollte auch nicht in den Schacht geworfen werden, da es durch Steinschlag beschädigt werden kann; es ist im Schleifsack zu verstauen.

Man seilt sich mit dem Abscilergerät und eventuell zusätzlicher Sicherung mittels mitlaufender Klemme ab. Für den Aufstieg benötigt man zwei Steigklemmen, entweder für jeden Fuß eine, oder besser eine an Brust-Sitzgurt und eine für beide Füße. So steigt man in Prusiktechnik wieder auf, wobei man das Seil unten zwischen den Füßen einzwicken kann und daher beim Aufrichten die Klemme bei der Brust automatisch hinaufgeht. Mit dieser Technik werden große Höhenunterschiede gut überwunden, man ist nach jedem »Schritt« völlig entlastet und kann sich daher ausruhen. Alle Techniken für Höhlentouren und Kame-

radenhilfe sollten ausreichend in einem Klettergarten (oder vom Balkon) geübt werden, am besten mit einem erfahrenen Höhlenforscher (siehe Kontaktadressen).

Fishöhlen und Wasserhöhlen mit Seen, Flüssen und Siphonen benötigen natürlich wieder eine zusätzliche Ausrüstung.

Höhlen:

Die längste Höhle Europas ist das Hölloch bei Muotathal (Zentralschweiz) mit 133,2 km. Die tiefste Höhle Europas und der Welt ist der Gouffre de la Pierre St. Martin in den Pyrenäen mit einem Höhenunterschied von minus 1332 m. Die Höhle mit dem größten Höhenunterschied in Österreich ist der Lamprechtsofen bei Lofer in den Leoganger Steinbergen mit 962 m, d. h. minus 10 m und plus 952 m und ist damit gleichzeitig die »höchste« Höhle der Welt. Die längste Höhle Österreichs ist die Eisriesenwelt (ca. 42 km), eine Schauhöhle im Tennengebirge bei Werfen. Die längste Höhle Deutschlands ist die Salzgrabenhöhle (6550 m) im Steinernen Meer. Als tiefster Direktabstieg der Welt gilt der »Stierwascher« in der Hochlecken-Großhöhle im Hölleengebirge, er ist 350 m tief!

Über Schauhöhlen informiert der BLV-Höhlenführer »Die Höhlen Europas« von Aellen und Strinati, ebenso die Broschüre der Österreichischen Fremdenverkehrswerbung »Schauhöhlen in Österreich«. In österreichischen Schauhöhlen dürfen nur staatlich geprüfte Höhlenführer führen. Vor ein paar Jahren wurde die Kompetenz den Bundesländern übertragen.

Höhlenrecht und Höhlenschutz in Österreich:

Nach dem Bürgerlichen Recht ist das Eigentum an einem Grundstück nach unten nicht begrenzt, so ist der Grundbesitzer auch der Eigentümer der unter seinem Grundstück liegenden Höhlenteile, auch wenn der Eingang nicht auf seinem Grund liegt. Eine große Höhle kann daher auch viele Besitzer haben. Für eine Befahrung müßten eigentlich alle ihre Zustimmung geben. Diese Regelung gilt auch in der Bundesrepublik Deutschland.

Das Naturhöhlengesetz 1928 für ganz Österreich und seit 1975 für die Bundesländer regelt die Schutzstellung einer Höhle. Sie kann durch Erklärung zum Naturdenkmal unbefristet erfolgen. Neuentdeckungen stehen automatisch die ersten 3 Monate unter Schutz, das

heißt nach der Entdeckung, bzw. nach dem Bekanntwerden. So kann nicht ein Forscher eine Neuentdeckung 3 Monate verheimlichen und anschließend die Höhle ausrauben. Mitglieder der Landesvereine für Höhlenkunde haben eine generelle Befahrungsbewilligung für geschützte Höhlen.

Kontaktadressen:

- 1) Verband österreichischer Höhlenforscher, A-1020 Wien, Obere Donaustraße 99/7/1/3 mit derzeit 18 Teilorganisationen in ganz Österreich.
- 2) Verband Deutscher Höhlen- und Karstforscher e. V., Rudi Kreutzer, D-8059 Eichenried, Birkenstraße 6.
- 3) Schweizerische Gesellschaft für Höhlenforschung, Dr. R. Bernasconi, CH-3053 Münchenbuchsee, Hofwilstrasse 9.
- 4) Union Internationale de Spéléologie (UIS), Dr. Hubert Trimmel, A-1010 Wien, Hofburg, Säulenstiege, Bundesdenkmalamt.
- 5) Österreichische Höhlenrettung, Leitung: Hermann Kirchmayr, A-4810 Gmunden, Lindenstraße 6, Tel.: 07612/35642.

Literatur:

- 1) Speläologisches Fachwörterbuch, herausgegeben vom Landesverein für Höhlenkunde in Wien und Niederösterreich, 1965.
- 2) Höhlenkunde. Hubert Trimmel, F. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1968.
- 3) Salzburger Höhlenbuch. Landesverein für Höhlenkunde in Salzburg (A-5020 Salzburg, Getreidegasse 56), 5 Bände, davon 2 schon erschienen. (April 78).
- 4) Die Höhlen Europas. V. Aellen und P. Strinati, BLV Verlagsges. München 1977.
- 5) Konzept für die Forschung auf dem Gebiet der Karst- und Höhlenkunde (Speläologie) in Österreich. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, 1975.
- 6) Karsthydrogeologie. J. Zötl, Springer Verlag, Wien 1974.
- 7) Zauberreich in ewiger Nacht. W. Steinmetz und H. G. Poosch, Liezen 1974.
- 8) Geheimnisvolle Höhlenwelt. Dr. H. W. Franke, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1974.
- 9) Alpenvereinsjahrbuch 1967 (Raucherkarhöhle) und 1974 (Höhlen und Höhlenforschung im Warscheneckgebirge; Die Höhlen des Toten Gebirges; Abenteuer Raucherkarhöhle).
- 10) Zeitschriften:
 - a) Die Höhle, Zeitschrift für Karst- und Höhlenkunde, Organ des Verbandes österreichischer Höhlenforscher und des Verbandes Deutscher Höhlen- und Karstforscher e. V.
 - b) Stalactite, Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für Höhlenforschung
 - c) UIS-Bulletin, Herausgeber: Internationale Union für Speläologie
 - d) zahlreiche Vereinsmitteilungen der Teilorganisation mit Befahrungsberichten und Dokumentationen.

Anschrift des Verfassers:

Wolfgang Ladenbauer

Burggasse 6/9

1070 Wien

Neuland in der Hochlecken-Großhöhle

THEO PFARR

»Theo!«

Was heißt hier: Theo? Hier kennt doch niemand meinen Vornamen. Eine akustische Täuschung! – Und so bemühe ich mich weiterhin pflichtbewußt, dem Bericht des Kollegen über die Tagung der Fledermausforscher in Jugoslawien gedanklich zu folgen.

»Theo!«

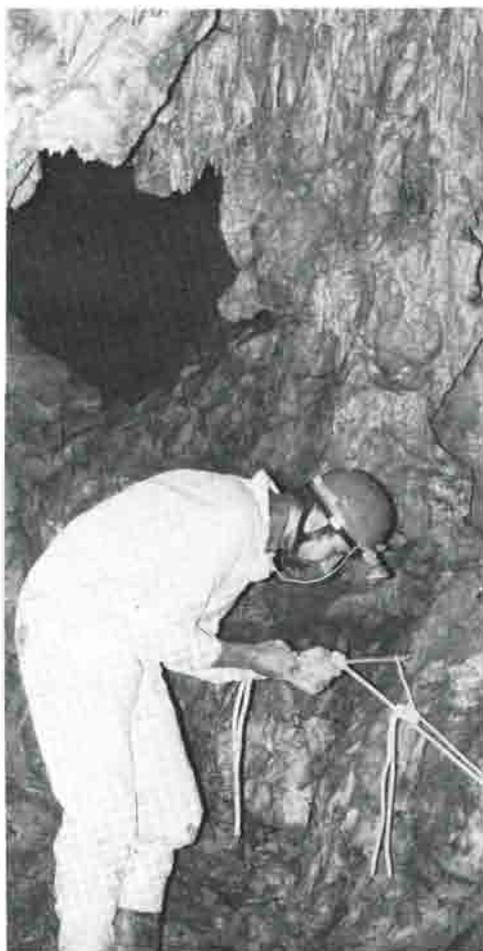
Schon wieder. Also blicke ich mich um. In der Tür stehen mein Freund Alfred und sein Bruder Heinz, letzterer in der Schweiz lebend. Wie haben die mich hier, in der Monatsversammlung der Wiener Höhlenforscher, aufgespürt? Fahrt hin, ihr Fledermausforschertagungen! Ich geselle mich zu den beiden und alsbald erregen wir durch heftiges Tuscheln unliebsames Aufsehen. Die zwei erweisen sich als hochgradig aufgewirbelt, lüstern nach unterirdischen Herrlichkeiten. Also: morgen!

Bei mir zuhause sehen wir dann Höhlenpläne durch. Die Entscheidung fällt zugunsten der Hochlecken-Großhöhle im Hölleengebirge. Laut Plan muß sie großräumig und relativ einfach zu befahren sein, 1963 und 1964 von Mitgliedern des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich auf 1,7 Kilometer Ganglänge vermessen, Sinterbildungen, Tropfsteine. Um vier Uhr früh wollen wir aufbrechen.

10. November 1972. »Kommt herauf, hier oben sind riesige Gänge und Hallen!«

Heinz' Stimme, vor Begeisterung einige Hertz höher schlagend, scheint von der Decke des Raumes zu kommen...

Mehr als drei Stunden waren wir über brüchige Schrofen, steile Geröllfelder und üppig dimensionierte Latschen aufgestiegen, hatten den Eingang gesucht – erste und entscheidende Klippe jeder Höhlenfahrt –, schließlich doch gefunden, schnell die Karbidlampen aktiviert, uns in Overalls gezwängt (»angeschlazt« hieß das im Jargon der Zünftigen) und waren hingestürzt, das notwendige Seil mit den Rucksäcken am Eingang liegen lassend. Bald hatte ich sein Fehlen bemerkt, war zurückgegangen, um es zu holen. Heinz hatte währenddessen die Seitenwände des Ganges inspiziert. Als ich zurückkam, war er weg. Alfred hatte nach oben gedeutet.



Errichten einer Abseilstelle zur Schachtabefahrung
Foto: Theo Pfarr

Nun denn: kommt herauf! Das ist leichter gesagt als getan. Da ist zunächst eine glitschige Steilrinne, dann eine versinterte Wandstelle, schließlich eine steil nach oben führende Röhre von äußerst knapp bemessenem Querschnitt, ganze acht Meter lang. Knie, Ellenbogen, Bauch – hier ist alles erlaubt, auch der »unerlaubte fünfte Tastsinn« (Nieberl: Das Klettern im Fels). Mit wurmartigen Windungen wird dieser von stürmischem Luftzug durchwehte Schlot schlup bewältigt. Es folgt eine kleine Kammer, und plötzlich stehen wir in einem großen Gang mit trockenem Lehm Boden. In einer seitlichen Nische finden wir eine Tropfsteinsäule. Ein Blick auf den Höhlenplan sagt uns: diese Teile müssen unbe-

kannt sein – kein Wunder, wo doch der Ansatzpunkt so versteckt ist. Auf dem Mond waren schon Menschen, hier aber sind wir die ersten. Wir Frischlinge haben Neuland entdeckt!

Weiter vorne beschreibt der Gang einen Knick nach rechts und führt über wuchtige Versturzböcke aufwärts. Die Raumhöhe nimmt zu, wir können die Decke mit den Karbidlampen nicht mehr ausleuchten. Wenig später treten auch die Seitenwände zurück, unser Gang erweist sich als Zubringer zu einem noch größeren, der, von riesigen Blöcken bedeckt, auf der einen Seite steil aufwärts, auf der anderen steil abwärts ins Dunkel führt. Da uns als Entdeckern das Recht der Benennung zusteht, belegen wir diesen monumentalen Raum mit dem Namen »Stonehenge«. Hier beschließen wir auch, unsere Erkundung abzubrechen und umzukehren. Nächstes Jahr wollen wir besser ausgerüstet und vorbereitet wiederkommen.

28. Juli 1973. Wir sind zu acht, ein wahrer Tatzelwurm: die drei »Entdecker«, Heinz' ältere Nachkommenschaft selbdrift, sowie Adi und seine Schwester Hanni. Von Stonehenge aus dringen wir nach oben vor. Ein großer, tiefer Schacht versperrt den Weg. Ein Versturzblock bildet eine natürliche Brücke, deren Überschreitung mir erst mit Seilsicherung halbwegs geheuer ist. Nach weiterem steilen Aufstieg gelangen wir an das obere Ende des Ganges, eine hohe Halle mit reger Tropfwassertätigkeit.

Während sich nach dieser Tour der Rest der Mannschaft in den sonnigen Süden absetzt, bleiben Adi und ich in Salzburg, wo es uns gelingt, unseren Freund Poidl für eine Hochlecken-Fahrt zu enthusiastifizieren.

1. August 1973, Poidl, Adi und ich wollen nun von Stonehenge ausgehend den unteren Teil des großen Ganges erkunden. Die hier überall senkrecht bis überhängend abbrechenden Versturzböcke überlisten wir durch Unterwanderung und suchen unseren Weg am Grund des Versturzes, wozu es einiger Nervenstärke bedarf, machen doch einige der Monster einen recht labilen Eindruck. Schließlich findet auch die Versturzone ihr Ende, wir sind froh, wieder mehr Luft über den Köpfen zu haben. Der Gang wird enger, beschreibt eine S-Kurve. Die Wände sind von fossilen Tropfsteinkaskaden bedeckt, am Boden finden sich immer wieder Reste einer zerstörten mächtigen Sinterschicht. Wieder weitet sich

der Raum: ein schräger Dom mit natürlichen Felssäulen, den wir »Arkadenhof« benennen. Wir geraten in den Zustand eines Entdecker-rausches: die Ersten, die diese Räume betreten, die Ersten, die solche Pracht zu Gesicht bekommen. – Nach dem Arkadenhof hat ein kleiner Wasserfall einen tiefen Kessel quer über die ganze Gangbreite ausgefräst, bei dessen Durchquerung wir eine Dusche erhalten. Weiter über Blöcke, durch zähen Lehm, eine wuchtige, alte Tropfsteinsäule rechts passierend, eine Naturbrücke unterschreitend. Nach einem weiteren Gangknick zeigt sich plötzlich gähnendes Schwarz vor unseren Füßen: ein Schachtabbruch mit respektablem Durchmesser. Wir werfen Steine hinunter, schätzen seine Tiefe auf 20 Meter, benennen ihn »Kraftchickschacht«, nach einem gemeinsamen Bekannten, und setzen hier den End-



An der Schachtkante

Foto: P. Wiener (†)

punkt der heutigen weit über unsere Erwartungen hinaus erfolgreichen Erkundung. Auf dem Rückweg fertigen wir eine Faustskizze des Entdeckten an, die Ganglänge der neuen Teile schätzen wir auf einen halben Kilometer.

18. August 1973. Nun wollen wir dem Kraftchikschart zu Leibe rücken. Lezlic, eine amerikanische Studentin, Poidls Arbeitskamerad Franz, sowie Poidl und ich folgen dem Ruf der Finsternis. Eine Abseilstelle wird eingerichtet, das Seil ausgehängt, Poidl in diverse Geschirre verpackt und nach Einhängen des Petzl-Abseilgeräts dem Kraftchikschart zum Fraße vorgeworfen. Nach 15 Metern erreicht er den Schachtgrund und lockt mich mittels dumpf heraufklingender Interjektionen und Epitheta auch in die Tiefe. Wir finden dort eine märchenhaft schöne, weiße, schlanke doppelte Tropfsteinsäule von gut fünf Meter Länge, nennen sie »Palme«. Und zu Ihren Füßen... einen neuerlichen Abbruch. Steine rumoren ziemlich lange in ihm herum, wir schätzen auf 90 Meter Tiefe. Recht geschieht uns, wer sich einmal mit einem Schacht etwas anfängt... Der Aufstieg im Kraftchikschart mit den Jumar-Steigklemmen fordert wegen dreier Überhänge einiges an Kraft.

7. September 1973. Mit einem von Poidl aufgetriebenen 100 Meter-Seil soll es dem zweiten Schacht nicht an, sondern in den Kragen gehen. Wir befestigen es in der Nähe der Palme, und ich trete, verpackt und behangen, meine Reise an. Poidl und Franz werden inzwischen bei der Palme warten, sollten sich größere Fortsetzungen finden, so wollen sie folgen. Gemächlich schnurrt das Seil durch den Petzl, die Lichter der Freunde oben werden kleiner. In etwa 40 Meter Tiefe macht der Schacht einen Richtungsknick, der die Verständigung erschwert und schließlich unmöglich macht. Immer wieder muß das Seil entwirrt und neu ausgeworfen werden. Ein düster schwarzer, wasserüberfluteter Schrägschart nimmt mich auf. Ein lastendes Gefühl völliger Einsamkeit überkommt mich. Im Tiefergleiten, nichts als Dunkelheit und etwas Fels unter mir, fallen mir Schillers Verse ein: »Da unten aber ist's fürchterlich / und der Mensch versuche die Götter nicht / und begehre nimmer und nimmer zu schauen / was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.« Jetzt wieder ein senkrechter Abbruch, darunter ein ebener Platz. Dort angelangt stelle ich fest, daß der Schacht weitergeht, aber nur mehr zehn Meter Seil zur

Verfügung stehen. Also Rückzug. Der Weg hinauf ist lang und anstrengend. Endlich, nach zwei Stunden Alleinseins, sehe ich die Kameraden wieder, sie haben sich unter eine Plastikplane verkrochen und Tee gekocht. Das nachfolgende Biwak unweit Stonehenge, zu dem mich die beiden überreden, wird eine lange Nacht. Poidl und ich teilen uns einen Schlafsack, was nicht verhindert, daß wir erbärmlich frieren. Sobald wir das erste Morgengrauen an der Oberfläche vermuten, packen wir unsere Utensilien zusammen und verlassen fluchtartig die ungestaltliche Stätte. Und oh, die ersten Strahlen der hinter dem Traunstein aufgehenden Sonne! Die für diesen Tag geplante Weiterforschung wird vertagt.

Zwei Wochen später ein Anruf von Poidl: er sei mit Salzburger Forschern weiter unten gewesen in unserem Schacht. Ein Stück unterhalb meiner Umkehrstelle setze dann ein noch größerer Schacht an, gute 30 Meter im Durchmesser, sicher an die 180 Meter tief. Außerdem sei ein von Stonehenge abzweigender Gang auf etwa einen Kilometer Ganglänge erkundet worden.

4. Oktober 1973. Abends sitze ich in der sehr schwach frequentierten Gaststube des Hochleckenhauses, wohin mich Poidl beordert hat. Ich habe eine lange, aber schöne Autostop-Fahrt und zwei Stunden Aufstieg hinter mir. Der Hüttenwirt bedauert: die Höhlenforscher seien schon am Vormittag aufgebrochen und würden wohl erst morgen wiederkommen. Zu vorgerückter Stunde dann ein Klopfen und die Visage eines Räuberhauptmannes am Fenster. Der Poidl! Ich eile hinaus, wo sich in der Dunkelheit drei bärtige Gestalten aus ihren Overallshälften. Große Neuigkeiten: Walter, einer der profiliertesten Salzburger Forscher, hat sich in dem riesigen Schacht, über den mir Poidl letzstens am Telefon erzählt hatte, 250 Meter (!) tief abgeseilt, ohne Grund zu erreichen oder auch nur sichten zu können, die letzten 50 Meter in einem Wasserfall, was dem Schacht auch den Namen »Stierwascher« eingetragen hat.

Ich, begeistert: »Aber das wird ja dann der tiefste Direktabstieg Österreichs!«

Walter trocken: »Das ist er bereits.«

Nach unserer Rechnung muß die Höhle damit bereits an die 500 Meter Höhenunterschied (Vertikaldistanz zwischen dem höchsten und dem tiefsten bekannten Punkt) haben und zu den tiefsten Systemen Österreichs zählen. –

Am nächsten Tag erkunden wir weitere Gangstrecken, die von jenem bei Stenchenge ansetzenden Nordwest-Teil ihren Ausgang nehmen. Eine endlose Flucht von großen Gängen und Hallen, immer höher hinauf in den Berg ziehend. Und nirgends ein Ende.

2. November 1973. Wieder einmal Hochklettern, zum letzten Mal in diesem Jahr, auf der Hochfläche des Höllengebirges liegt schon Schnee. Heinz, von mir brieflich auf dem laufenden gehalten, hat sich Urlaub genommen und seinen Freund Hans mitgebracht. Eine starke Salzburger Mannschaft ist bereits in der Höhle. Bei der Palme wird von ihnen der Schacht in Richtung auf ein verheißungsvolles Gangportal hin gequert, bald aber stehen sie vor einem neuerlichen Abbruch, der vermutlich auch in den von uns erkundeten einmündet. Nach einer wahrhaft komfortablen Biwaknacht und einem frugalen Frühstück widmen wir uns nächsten Tags dem Nordwest-Teil. Dabei wird ein neuer höchster Punkt erreicht, 102 Meter über der Höhe des Eingangs, hier dürften nur mehr 60 Meter Berg über uns sein. Eine friedlich von der Decke hängende Fledermaus läßt die Vermutung aufkommen, daß es hier einen zweiten, wenn auch nicht unbedingt für Menschen begehbaren Eingang geben könnte. Am Endpunkt des Vorstoßes finden sich ganz eigenartige exzentrische Tropfsteine.

Als wir später im letzten Abendlicht über die dolinendurchsetzte Hochfläche dem Hochkletternhaus zustreben, resümieren wir: ein Jahr Forschung in diesem großartigen Loch, ein unsere kühnsten Erwartungen übertreffendes Jahr. Und noch so viele offene Fortsetzungen, Gänge, Hallen, Dome, die noch niemals von einem Lichtschein erhellt worden sind; Räume, durch Jahrtausende von keinem Laut durchdrungen als dem Fallen von Wassertropfen. Wir werden wohl nie mehr als nur einen geringen Bruchteil von ihnen zu Gesicht bekommen.

Was weiter geschah. Im Mai 1974 seilte sich Poidl im Stierwascher 300 Meter tief ab, ein neuer österreichischer Rekord, aber auch er erreichte den Grund nicht. Erst ein Jahr später glückte einer Gruppe französischer Schachtspezialisten die vollständige Befahrung. Für den Schacht wurden 350 Meter Tiefe ermittelt, er war damit zum tiefsten Direktabstieg der Welt geworden, wie eine Meldung der französischen Höhlenzeitschrift »Spelunca«, von uns

mit fast ungläubigem Staunen bedacht, besagte. Aber auch hier setzte sich die Höhle noch weiter nach unten fort. Nachfolgende französische Expeditionen drangen über kleinere Schächte bis zu einem Siphon in einer Tiefe von 759 Meter unter dem Eingang vor.

Mit derzeit 861 Meter Höhenunterschied (zum Vergleich: das entspricht etwa der Höhe der Dachstein-Südwand) rangiert die Hochklettern-Großhöhle unter den tiefsten Höhlen Österreichs an der vierten, unter den tiefsten Höhlen der Welt an sechzehnter Stelle. Die neuentdeckten Teile sind vom Landesverein für Höhlenkunde in Oberösterreich exakt vermessen worden. Ein Satz von Plänen von Erhard Fritsch zeigt die gewaltige Vertikal- und Horizontalausdehnung des Systems, dessen Gesamtlänge nun 4,5 Kilometer beträgt. Immer noch sind aber etliche Fortsetzungen offen, deren Erforschung Aufgabe der kommenden Jahre sein wird.

Mein Freund Poidl Wiener konnte diese Erfolge nicht mehr miterleben. Er verunglückte tödlich im April 1975 bei einem Tauchvorstoß im Scheukofen im Hagengebirge.

Anschrift des Verfassers:

Theo Pfarr

Quaringasse 21-23/26

A-1100 Wien

Höhlen sind Archive der Natur und Menschheitsgeschichte. Was können Sie enthalten?

1. Historische Bauten oder deren Ruinen z. B. Burgen und Kapellen.
2. Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung durch den Menschen in den Ablagerungen auf der Höhlensohle.
3. Besondere mineralogische Bildungen entstanden in den von der Umwelt so verschiedenen Höhlenräumen. Neben den bekannten Tropfsteinen findet der Fachmann immer neue Probleme.
4. Reste von ausgestorbenen Tieren, z. B. den großen Säugetieren der letzten Eiszeit, deren bekanntestes der Höhlenbär ist. Heute lebende, der Lichtlosigkeit angepaßte Insekten und höhlenliebende Tiere, z. B. die hochentwickelte, artenreiche Familie der Fledermäuse.
5. Höhlen und besonders Schächte sind bevorzugte Wasserwege, die unsere Trinkwasserquellen speisen.

Eine Gauwanderung vom Pongau in den Lungau

KARL STANGL

(St. Johann - Tappenkar - Zederhaus - Tweng)

1. Zarathustras Wandernacht: Vom Pongauer Dom schlägt es Mitternacht, es beginnt Samstag, der 9. Juli. Da setzen sich vor dem Stöcklhubbauer drei schwerbepackte Gesellen in Bewegung. Lange, wandernde Schatten wirft das Licht der Straßenlaterne auf den Asphalt der verkehrsfreien Großarler Straße. Erst läuft dieser eigenartig stumme Begleiter hinter dir her, überholt dich dann eilig unter der Laterne und eilt voraus, lang und länger werdend. Schweigend beginnen wir unsere Wanderwoche in den Lungau rüber, lassen elektrisches Licht, Asphalt und Lärm hinter uns und steigen bergan. Schwer wuchtet die Last auf unseren Schultern, bald perlt der Schweiß über unsere Stirn, Preis der Freiheit. Der Freiheit vom Hüttenzwang, denn wir haben vor, uns selbst zu verpflegen und der Unruhe der Massenlager zu entkommen. Wir lieben dieses nächtliche Wandern ohne Licht, mag es auch noch so dunkel sein. Ein Bergstock genügt, dazu natürlich die genaue Kenntnis des Weges. Man sieht tatsächlich nicht die Hand vorm Auge, doch bald gewöhnen sich Seh- und Gehwerkzeuge an die Finsternis, an den bedächtigen Schritt. Unsere Herzen jauchzen lautlos, wir lassen ein ganzes Schuljahr hinter uns, mit all seinen Freuden und Leiden. Schwaches Sternenlicht läßt uns nur die äußeren Konturen des Waldes erkennen, um uns ist es kohlrabenschwarzfinster. Nach und nach verschwinden auch die nächtlichen Lichter des Ortes, störend für das nachgewohnte Auge, sinnlose Energievergeudung mit allen ihren schlechten Folgen. Vereinzelte Nachtschwärmer rasen gegenüber auf der Wagrainer Straße dahin, auch hier wieder die unausgesprochene Frage: wozu? Mit welcher Berechtigung stören diese Narren mit ihren lärmenden Stinkkübeln den nächtlichen Frieden, wie weit sind diese Menschen schon ent wurzelt, entfremdet von ihrem eigenen Selbst! Da, plötzlich vor mir die schemenhaften Konturen eines Pferdes in der schwarzen Nacht, vor Schreck erstarrte Roßaugen, entsetzt stieht der wuchtige Körper davon, intensiver Roßduft liegt über der Wiese. Auch mir hüpf't das Herz vor Schreck,

ich vergesse sogar die schwere Last am Buckel, doch schon ist der Spuk weg. Am Zederbergbauern vorbei führt uns der nächtliche Weg nach Lembach, oberhalb der aufgelassenen Lehen Glöckler und Mühleben nimmt uns eine weiche Forststraße auf. Jetzt können wir drei nebeneinander gehen und fangen zu plaudern an, das Vorausgehen des Wegkenners erübrigt sich jetzt. Die schwindende Mondsichel begleitet uns ständig dahinwandernd am Himmel, sie durchdringt das Gewirr von Bäumen und Büschen, kratzt Zaunlaternen oben und unten, taucht in Wolkenfetzen ein und aus. Mit Reinhold, dem Nietzsche-Anhänger, einige ich mich auf das Prädikat für diese Wandernacht: »zarathustrisch«. Irgendwo zwischen Leberkäse, Gaskartuschen und Unterhosen liegt nämlich im Gepäck der Reisebegleiter Nietzsche, als selbsternannter Übermensch einerseits, als zu Tegularius verkochter Glasperlenspieler andererseits. Wir haben recht gute Erfahrungen gemacht mit unseren mehrdimensionalen Wanderungen in Landschaft, Literatur und Vergangenheit. Von fernen Gewittern zucken wilde Blitze auf, erhellen den Weg für kurze Augenblicke, beschleunigen die schwerfälligen Schritte. Nach zwei Stunden fallen die übergewichtigen Rückenpeiniger auf den feuchten Boden vor der Lembachalm, und schon rollen wir uns ein in die warmen Daunensäcke, nach unten geschützt vor Nässe und Kälte durch leichte Isoliermatten aus Schaumstoff, unsere stetigen, praktischen Begleiter. Allen anderen Behausungen ziehen wir das Zelt vor, das Sternenzelt natürlich, das sich so leicht mittragen und aufstellen läßt. Doch leider entpuppt sich dieses bald als undicht, und schon tropft kalter Regen auf die exponierten Nasen, wir flüchten ins Hotel nebenan. Unser konzertantes Schnarchtrio setzen wir fort auf schmalen Brettern über dem Stallboden, der frische Kuhmist beschert uns Almräume. Bis weit in den Vormittag hinein dösen wir dahin, auf die Lärchenschindeln tropft schwerer Regen, Nebel hängt im Wald fest. Nach stundenlanger Frühstückszereemonie. Tagebuchschriften und Zarathustralektüre ziehen wir am Nachmittag weiter, der Regen hat aufgehört, noch tropft es von Baum und Strauch. Durch eine zerwühlte und zerschundene Landschaft führt der Weiterweg, prachtvoller Hochwald und bunter Almboden werden von den »opferfreudigen Erschließungspionieren« dem weißen Wahn-

witz einer ski-narrisch gewordenen Menschheit geopfert. Der dreistellig nummerierte AV-Weg liegt unter tiefem Dreck, zerstört von Schubraupen und riesigen Forstschleppern, diesen technischen Horrorgespennern im friedlichen Wald. Mord und Totschlag an der Natur. Aus ist es mit der einsamen Herrlichkeit der Obergaßalm, auch hier nun Lärm und Gestank, Hektik, Ö3-Geplärr. Und der neue Richtfunktender der SAFE, ein metallenes Baumskelett im lichten Lärchenwald, dazu das Stationshäuschen im üblen Lederhosenstil. Knapp unter der Gipfelkuppe des Gern ein neuer Kahlschlag, ganz frisch noch, ungeschepst liegen die Stämme da, Opfer für die neue Bergstation der Gern-Lifte. Im farbenfrohen Prospekt der Liftgesellschaft sind bereits die Superlative der größten Skischaukel Österreichs angepriesen: »da müssen sie aber früh aufstehen im St.Johanner 1a-Hotel, skischaukelnd bis Obertauern, bitte umsteigen in Wagrain, Flachau, Zauchensee und Untertauern.« Wie kann man wohl jetzt wenigstens, wo doch das Irrwegige an dieser Erschließungswut dem letzten Kind bereits bekannt ist, diesem blinden Toben und Zerstören ein Ende setzen? Sollen wir wirklich zuschauen, bis der letzte Fleck in unserer schon so geschundenen Natur verbetoniert, verdrahtet, ver(lift)schaukelt wird, um einigen Leuten die Kasse fett zu machen? Wie sehr wird uns dies alles noch auf die dummen Köpfe fallen! Inmitten einer Herde von Plankenauerkühen liegen wir im Gipfelgras des Gern, in keiner Weise läßt sich das Hornvieh stören beim bedächtigen Wiederkäuen des heuer so außergewöhnlich fetten Almgrases. Es ist fast so etwas, was man gelegentlich immer noch als Idylle bezeichnet, doch das Auge erblickt zu viele Wunden ringsum und ahnt bereits die noch heuer kommende Zerstörung, wenn die alpinen Drahtzieher ihr Spinnennetz auch über diesen Berg gelegt haben, den Anschluß an den Wagrainer Skizirkus. Und dann sicher das festliche Banddurchschneiden, die pioniergeistigen Festreden, dieses widerliche gegenseitige Behängen mit Orden, dies alles für die Abtreibung der Natur. Und man nennt es dann Erschließung, Näherbringen der Natur, Infrastruktur, Arbeitsplatzsicherung, Investition, Konjunktur, Fortschritt und Segen. Und doch ist es Totschlag, am Menschen selbst, somit Selbstmord, mit Verzögerung der Auswirkungen in die nächste Generation... Wil-

des Bienengosumsc ringsum, vereinzelte Vogelsolisten, ziehende Nebelfetzen, Windstille, feucht-schwüle Luft, Charakteristikum dieses Sommers.

2. Und wenn's genug geregnet hat, dann regnet's wieder weiter.

Dann steigen wir durch weite Almböden rüber zum Sonntagkogel, deponieren in der Scharte die Lasten und wie von selbst »schweben« wir dem Gipfel zu. Das ist ein vornüßiges Gefühl, plötzlich meint man, bergauf vorüber zu fallen. Vom Gipfelkreuz gilt unser Abschiedsblick St. Johann, dem Gymnasium. Für mich ist es der engültige Abschied, mein Weg führt woanders hin. Der Höhenweg Richtung Kleinarlerhütte umgeht einige unbedeutende Gipfelkuppen, schraubt sich dann steil über den Nordhang des Kitzstein empor. Dämmerung setzt ein, Stille liegt über dem Land, nur gestört von eifrig ihre Bahn ziehenden Flugzeugen hoch oben und unseren Flüchen über die eigene Verrücktheit. Ströme von Schweiß rinnen über die Gesichter, schon gaukelt uns ein schmackhaftes Abendessen vor den Augen. Plötzlich, als wir den Gratkamm erreichen, tönt uns vielstimmiges Geblöke einer fünfzigköpfigen Schafherde entgegen, überall Schafmist mit der dazugehörigen Spezialvegetation bis auf den Gipfel in einer Höhe von 2037 Meter. Leise verklängt das Orchester der vielen kleinen Glocken. Absteigend zur Wandernalm beenden wir den heutigen Tag. Am offenen Herdfeuer rösten wir Speck, mein Gaskocher liefert schnell warmen Tee, Dietmars Spiritusküche fabriziert eine fabelhafte Champignonsuppe. Wie satte Säuglinge, zufrieden mit uns und der Welt, entschlafen wir auf den alten unebenen Stallbrettern, umhüllt vom Duft der Almwirtschaft, umgeben von den warmen Daunenedern. Das morgendliche Erwachen beschert uns wieder das charakteristische Geräusch: dumpfes Plätschern schwerer Regentropfen auf abgewettertem Lärchendach, bestes Schlafmittel, rezeptfrei, kostenlos. Heftige Stierkämpfe im brauenden Nebel rings um die alte Almhütte erregen unser gespanntes Interesse. Wilde Gesellen sind das, Stirn an Stirn, voll drauflos, und schon rutscht der eine mit steifen Hinterhaxen über den glitschigen Dreck ins Gestaude, wütendes Gebrüll dazu und aufmerksames Kälberpublikum; früh übt sich eben auch das Volk der Jungtiere! Als der Regen aussetzt, ziehen wir über den langen

Kamm weiter Richtung Süden, zur Linken das Kleinarl-, zur Rechten das Großarlal. Die Kleinarlerhütte lassen wir seitlich liegen, überquers Penkkopf, Gründegg, Roßfeld-eck, uns bestens bekannt als prächtige, noch ganz unverdorben Skiberge. Auf den folgenden riesigen Almböden weiden die Kühe entlang der 2000er Linie, wirklich fett ist das Gras heuer. Viehhundertköpfige Schafherden durchziehen die weiten Mulden, hell bimmeln die Leitglöcklein. Ein kaum kenntliches Steiglein leitet unter dem Draugstein vorbei, bei diesem Wetter verzichten wir gerne auf ihn, steckt er doch in windiger Nebelhaube. So erreichen wir die Filzmooshöhe, machen den kurzen Abstecher zum Kreuz hinauf; anschließend steigen wir ab zum alten Saumweg, der von Karteis raufführt und schon stehen wir auf dem Draugsteintörl, wo sich in seiner einzigartig grünen Pracht der Tappenkarsee dem Auge darbietet. Beim Abstieg zur Hütte ruht das Auge beständig auf diesem Kleinod unserer Heimat, in vielen Tönen und Abstufungen vom ganz hellen zum blauenden Grün. Ein junges Fohlen tanzt ausgelassen um uns herum, daß es nur so spritzt. Dietmar als zukünftiger Kuhzüchter betreibt auch hier seine frühen Veterinärstudien. Das Wetter erscheint recht zweifelhaft, feuchtschwangere Wolkenburgen umkreisen das Tappenkar, weit und breit kein Heustadcl, sodaß wir uns ausnahmsweise der gastlichen Hütte anvertrauen. Der Aderlaß ist dann auch dementsprechend, für Abendessen, Frühstück und Nächtigung verlassen 135 Alpendollars die Wanderkasse. Doch diesen späten Abendschmarrn, von der Hüttenwirtin knapp vor Küchenschluß exklusiv für uns mit Liebe fabriziert, werden wir nicht so schnell vergessen, und meine periodisch wiederkehrenden Schmarrnträume kreisen wieder um Mutters riesige Schmarrnpfanne zu Hause, aus der wir einst alle Neune gierig schaufelten, heut hängt sie arbeitslos und traurig im Kellerstiegenaufgang. Ungewohnt ist der Schlaf auf weicher Matratze, unter warmen Alpenvereinsdecken, unbenutzt liegen nebenan Dauncnsack und Matte. Und wieder ertönt die Kennmelodie, die feuchte Sinfonie am Hüttendach, zur frohen Morgenstund, doch die hat heut nur ein Gähnen im Mund. Der Brotvorrat ist zu Ende, also besorgen wir uns bei der Tappenkarwirtin Nachschub, aus dem Keller holt sie einen Riesenstrutzen, ganze vier Kilo wiegt der Koloß, eine Spezial-

tät aus Filzmoos, extra fürs Tappenkar hergestellt. Wir dritteln Kosten und Strutzen, das saftige Bergbrot versorgt uns bis nach Hause. Im Brauen feuchtkalten Nebels stehen wir bald darauf auf der Glingspitze, ganz kurz wird der Blick frei auf Hüttenschlag, den letzten Ort des Pongaus. Vom Gaugrenzkamm zum Haselloch ist sogar ein elektrischer Weidezaun gespannt, längst ausgedient haben die uralten Steinwälle, moosbewachsen, mühsam von Generationen zusammengetragen. Gepäcksbefreit überschreiten wir den Kamm weiter über das Schiereck zum Weißgrubenkopf, nicht ein einziger Wanderer begegnet uns, ganz allein sind wir auf weiter Gipfelflur. Dann halten wir am Haselloch die alltägliche Schweigestunde ab, das hat sich bestens bewährt, um wieder Augen und Ohren für die kleinen Wunder freizubekommen. Eine volle Stunde lagern wir neben der eiskalten Schartenlacke, und kein Wort stört die Stille. Da hört man plötzlich wieder das Summen der Bienen, das Rauschen des Windes, einzelne schüchterne Vogelstimmen, das Uferplätschern des Wassers, den eigenen Atem und Herzschlag ebenso wie den der Natur. Dietmar betreut sein stempelreiches Logbuch, betrachtet mit Wohlgefallen die für heut abend vorgesehene Spaghettipackung, träumt vor sich hin. Sein Bruder Reinhold vertieft sich ins Altgotisch-Elementarbuch, den ausgedienten Professor fesseln Zarathustras Sinnsprüche über das Wandern und Bergsteigen, diese brennende Aktualität! Das einzige Störmanöver betreiben diese Düsenjets am hohen Himmel, wir sind hier direkt unter einer Hauptfluglinie. Wie lang wird es diese brummenden Drecksabwerfer am hohen Himmel noch geben? Wir meinen, nicht mehr länger als höchstens 10 Jahre, darauf deutet so manches heute schon hin. Nicht mehr allzu lange wird sich die Natur alles gefallen lassen! Wie neugeboren ist man nach solch einer Schweigeübung, locker läuft dann das Gespräch wieder – wir empfehlen Nachahmung! Und so verabschieden wir uns vom heimatlichen Pongau und steigen ab ins Hinterriedingtal, stets den Blick gerichtet auf unser Hauptziel, das breitschultrige Weißeck gegenüber, bereits im Lungau gelegen. Üppig in allen nur vorstellbaren Farben prangt ringsum die Blütenpracht der Bergflora, die vielen warmen Niederschläge haben heuer (1977) eine Vegetation hervorgebracht, wie ich sie in den Bergen noch nie gesehen habe.

Anhand eines Botanikbuches versuche ich, mir diese Blumenwelt wieder zu erobern. Im Talgrund stoßen wir wieder auf die Zivilisation mit ihrer »heiligen Kuh« (Zarathustra spricht von einer »Bunten Kuh«, ob er prophetisch wohl schon das Auto gemeint hat?), bis in den hintersten Talgrund führt eine neue Straße, braucht doch heute auch noch das allerletzte Almvieh eine Zufahrt zum infrastrukturellen Überleben! Wir können dank des einwandfrei gewordenen Wetters auf den kommerziellen Betrieb der Almhütten verzichten und rufen in einer Mäanderbucht des Riedingbaches unseren Freistaat aus, abgegrenzt durch zwei Haselnußstöcke mit den Berghütten drauf. Weicher Almboden ist unsere Lagerstätte, ringsum liegt das Zug ausgebreitet. Unser Chefkoch, der kaum noch 14jährige Dietmar, werkt beflissen an verschiedenen Kochern und Töpfen, nach ausgiebiger Leberknödlsuppe folgt eine Riesenportion Spaghetti, mit erst halbweichen Nudeln, als Dessert geröstete Haferflocken mit Zucker, dazu der Mischtee aus drei verschiedenen Teebeuteln. Schon fern von der Heimat, weg von allem Getriebe der Zeit, zutiefst zufrieden und satt, schlafen wir ein mit Blick in die unendliche Sternenvelt, meditieren hinüber in die unvorstellbare Grenzenlosigkeit des Weltalls und der Zeit. Als Nachtwächter beschützen uns die scharfen Konturen von Faulkogel und Mosermandl.

3. Ein Mensch möcht' wandern, von einem Ort zum andern:

Anderntags liegen wir so lange in unseren warmen Schlafsäcken, bis die Morgensonne die Taunässe aufgezehrt hat. Zwei Hüterbuben von der nahen Königalm sind interessierte Zuschauer bei unserer fast sakralen Zeremonie des Frühstückens, ebenso das buntschekige Volk von Kühen und Kälbern, Ochsen und Stieren. Das Hauptgepäck lassen wir hier im Talesgrund und ziemlich unbeschwert steigen wir frohgemut auf zu den beiden Boarnlacken. In der oberen Lacke, diesem dunkelgrünen Edelstein, reicht eine meterhohe Schneewächte noch weit ins Wasser rein und spiegelt sich darin wie ein Eismeergletscher. Direkt über die steilen, fürchterlich brüchigen Bratschenhänge krabbeln wir auf den Großen Reicheschkogel, wobei wir in diesem rutschigen und morschen Teufelszeug fast steckenbleiben. Die Aussicht entschädigt uns heute für alle Mühen, ringsum der Reigen bekannter

und unbekannter Gipfel, ganz greifbar nahe bereits das Weißeck, lockend in der Ferne das grazile Doppelhorn des Glockners, durch den Paß Lueg sehen wir bis in den Flachgau. Schriller Mankeipfiff hallt in den Wänden wider, monoton rauschen im Tal die Bäche, eifrig umsummen uns allerlei Insekten. Gipfelgierig wie wir nun einmal sind, »geiern« wir uns auch noch den Kleinen Reicheschkogel, der über unschwierigen Grasgrat voller Schafsmist erreicht wird. Von der Riedingscharte dann setzt diese eigenartige Himmelsleiter des Weißecks an. Auf sichtlich viel betretenem Pfad steigen wir auf einer Riesentreppe in mäßiger Steigung bergan. Was da so alles unterwegs ist! Wo kommen denn die vielen Leut nur her? Stöckelschuhe, zackige Redensarten, raunzerischer Tonfall – wir sind auf einem sogenannten Modeberg, einem Muß-Berg, auf einem, den man eben unbedingt gemacht haben muß. Das Gipfelbuch gibt lyrischen Aufschluß über so manchen dramatischen Gipfelsieg. Nach und nach werden die Stimmen weniger, bald sitzen wir drei wie gewohnt allein am Gipfel, genießen das einzigartige Panorama. Da liegen tief unten im hintersten Talgrund die eigenartigen Mäander der obersten Mur. Dietmar schneidet in seinen Haselnußstock die 16. und dickste Gipfelkerbe, er hat schon so einiges auf dem Holz! Wir haben den Höhepunkt unserer Gauwanderung erreicht (2711 m) und unsere Vorräte gehen nun zu Ende. So fallen die hungrigen Zähne her über die letzten Bissen weihnachtlichen Kletzenbrotens von der Stöcklhuberin, nach 7 Monaten noch ganz ausgezeichnet zum Verzehr. Angestrahlt von warmer Gipfelsonne, hingestreckt in einer spärlichen Grasmulde auf diesem so eigenartig breiten Koloß verbringen wir noch über zwei Stunden. Als ich mein fesselndes Buch ausgelesen zur Seite lege, merke ich jetzt erst, daß der Dietmar ganz fürchterlich schnarcht, das Kerbholz fest umklammert. Mein lautes »Auf!« läßt ihn hochschrecken und schon trippeln wir drei wieder über den langgezogenen Buckel hinab. Oberhalb des Riedingsees queren wir zum Schwarzkogel. Welch ein Juwel ist dieser geheimnisvoll tiefgrüne See da unten, umgeben von sattfarbener Weide, Almvieh lagert an den Ufern. Und auch hier diese kilometerlangen, uralten Steinzäune, in früherer Zeit gegen die Unbill der Natur errichtet, heute verfallen. Niemand hebt jetzt mehr einen Stein auf, um ihn auf den anderen zu

legen; das gibt mir viel zu denken. Der heutige »zivilisierte« Mensch der totalen Technik beschränkt sich eigentlich nur auf den Abbau, das Demontieren, das Zerstören.

Rauhes Granitblockwerk müssen wir am Schwarzkogel überwinden, brüchigen Kalk auf der schroffen Zinne der Riedingspitze, von der ein wahrhaft atemberaubender Tiefblick ins Riedingtal fällt. Den Rückweg nehmen wir wieder über die weiten Boarnalmgründe, schultern bei der Königalm das schwere Gepäck und ziehen talaus auf grobschottrigem, neuem Fahrweg, der uns gar nicht gefallen mag. Am Fuß der himmelhohen Wände der Riedingspitze, von der wir eben noch herunterschauten, schlagen wir das Lager auf. Neben dem eifrig plätschernden Bach raucht und knistert bald ein wärmendes Feuer, surren die Kocher. Wir sind jetzt so richtige Landstreicher und Nichtstuer geworden, spüren die leidenschaftliche Wanderlust in unseren unsteinen jungen Herzen, das Fern- und das Heimweh zugleich. Weiß doch überhaupt niemand, wo wir jetzt sind, eine Woche schlicht und einfach »unterwegs«, nicht erreichbar allen störenden Einflüssen, mit offenen Herzen für die Mutter Natur und ihre ewigen Wunder. Mit saurem Gesicht würgt unser Chefkoch seinen mißratenen Reis selber hinunter; bevor ich diesen harten Brei anrühre, hungere ich lieber ein wenig. Wieder träumen wir hinüber mit direktem Sternblick, Sternschnuppen ziehen ihre feurige Bahn am Himmelszelt und verglühn schon in unseren Träumen. Nur Reinhold hat sich unter einen blauen Baldachin aus Biwaksackperlon geflüchtet, er scheut die ziemlich ergiebige Taunässe. Und wieder erwacht ein neuer Tag, das triefnasse Zeug wird der Morgensonne ausgesetzt, das Lager geräumt, alle Spuren verwischt und frohen Schrittes ziehen wir weiter. Da stoßen plötzlich unsere schon ziemlich knieweichen Gehwerkzeuge auf ihren Todfeind, das lebensfeindliche Asphaltband, das sich schon so weit talein gefressen hat. Von der Schliererhütte weg können wir noch die alte aufgelassene Schotterstraße durch die eindrucksvolle Klamm benutzen. Da ist das Wandern eine wahre Lust: tosende Ache, sprudelnde Felsenquellen gegenüber, dunkelgrüner, raunender Wald, saftig lockende Erdbeeren am Wegesrand, kein störender Verkehr. Doch dann kommt der Schock umso gewaltiger: intervallierendes Autobahngedröhn, Dauergetöse der

Luftsauganlage am Tunnelportal, alles Beton und Asphalt, kein Ausweichen möglich. Autorowdies auch auf der vollausgebauten, parallel führenden Landesstraße, Zittern zwischen metallener Leitschiene und haarscharf vorbeirasendem Autoblech, schnell ermüdete Knie, Sprunggelenke und Wirbelsäulen. Die Karte unbrauchbar, nichts mehr stimmt, Bach und Straße sind verlegt worden, ebenso viele Bauernhäuser, alles wich der Autobahn, dem Vollgas, der »Bunten Kuh«. Lacht nicht hinten im Rucksack Zarathustra, höhnt er uns arme Menschlein, er, der Übermensch, der sich vor diesem Wahnsinn in die Einöde zurückgezogen hatte!? Auf den Wanderer hat man da offensichtlich ganz und gar vergessen. Er ist ja auch völlig unwichtig, zahlt keine fette Maut, bringt keine Devisen, kurbelt keinen Fremdenverkehr an, schafft keine Arbeitsplätze, kurzum er ist unnütz und behindert den Verkehr. Gram, Grimm und Groll greifen uns ans Herz, als wir unter solchen Bedingungen nach Zederhaus wandern. Das vielzitierte »Große Unbehagen« frißt an unserem Selbstverständnis. Was sind das doch für Zeitläufe heutzutage! Totgeschlagen hat man den Wanderer, die Urform des Menschen, zerstört hat man die alten Wege von Mensch zu Mensch. Und da soll man sich noch über die schlechten Folgen wundern? Mit aller Bitternis müssen wir feststellen, daß das Talwandern von Ort zu Ort ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist. Nein, wir wollen eben nicht in so einen großen oder kleinen Blechkübel einsteigen, wir haben das unveräußerliche Anrecht auf einen menschenwürdigen Weg zu den Mitmenschen! Wir sind Vagabunden und wollen eben nicht im Vollgas dieser megalomane Fortschrittsgesellschaft selbst im einst so entlegenen Tauern tal mitfahren, wieso auch? Sollen wir twig nur auf den Bergen herumkraxeln, wenn wir wandern wollen? Dieses menschenfliehende Nur-Bergsteigen wird bald seelenlos, eines der Fluchtsyndrome einer sinngestörten Zeit. »Gott ist tot« tönt es immer wieder aus dem Rucksack hinten. Du hast ja so recht, Zarathustra, doch auch du bist längst verstorben. Das ist ganz klar: erst erschlägt man seinen Gott und dann wundert man sich, daß er tot ist und das Leben sinnlos wird. Und heute hat man auch den Menschen totgeschlagen, Zarathustra, du »Wanderer und Bergsteiger«, wie du dich nennst, du bist selber tot, so schweig doch endlich!

Nein, ab und zu lebt er auf, dieser Wander-
mensch: in ekstatischen Fitläufen, Zehntau-
sende rennen auf einmal los wie Verrückte,
Säuglinge zugleich mit Tattergreisen, alle auf
demselben Weg, alle wollen sie zugleich
ankommen als erste, was bedeutet das wohl
alles?

Da muß jetzt aber wirklich etwas geschehen,
sozusagen ein Grundsatzprogramm: überall
dort, wo Beton und Asphalt die alten Wan-
derwege verschluckt haben, müssen ersatz-
weise Wege angelegt werden. Dies gilt ebenso
beim Güterwegbau, denn auch hier wird heute
bis zum letzten Rand asphaltiert. Es muß
wieder möglich werden, sich von Mensch zu
Mensch zu begegnen, sonst verkümmern wir in
dieser ganz wörtlich zu nehmenden Ausweglo-
sigkeit. Wenn man ganze Berge versetzt, aus-
höhlt und wegsprengt, viele Milliarden ins
Grün verbetoniert, müßte mit ein bißchen
gutem Willen in relativ kurzer Zeit so ein orts-
verbindendes Wanderwegenetz wieder zur
Verfügung stehen. Denn erst dann wieder
kann es einen echten Menschen geben, wenn
er einen Weg sieht, sowohl unter den Füßen als
auch in der Zeit. Das heutige Getue ist ausweg-
los!!

In Zederhaus resignieren wir unter Flüchen,
holen uns in einer Metzgerei eine Leberkä-
jause, genehmigen uns sogar ein Bier nach
diesen Teetagen, ergänzen den Proviant. Auf
einer Wiese neben der Kirche lagern wir zur
Beratung, lesen die Zeitung, nebenan dröhnt
die Autobahn. Unser alter Plan, nach Tams-
weg vorzustoßen, wird geändert, wir werden
dieses unruhige Tal verlassen.

4. Wohin noch schreitet der Fortschritt fort?

Auf der Landesstraße ziehen wir noch ein
Stück weiter talaus, wobei wir unter einer
Autobahnbrücke einen Wolkenbruch abwar-
ten. In Brettstein verlassen wir den Asphalt,
nehmen Kurs auf Tweng.

Das Notlager in der kleinen Hütte wird zu
einer gespenstischen Kulissee wie in einem
Schmugglerfilm: bei sturmflackerndem Ker-
zenlicht sitzen da drei wortkarge, wilde Gesel-
len, kochen sich ihr Süppchen, auf Leiterspros-
sen hängt die nasse Wäsche, hängen die
schwammigen Schuhe, aus denen das Wasser
tropft, von allen Seiten zucken Blitze, grollt
dumpler Donner, schwerer Gewitterregen
prasselt aufs leicht löchrige Legschindeldach,

der Wind heult melodisch durch die Holz-
fugen...

Der vorletzte Wandertag weckt uns durch die
Ritzen des Lagers. Wir warten die Entwick-
lung des Wetters ab. Gegen Mittag brechen wir
auf, um den vor uns liegenden Kamm über die
Gruberachscharte zu überwinden. Ein pfad-
loser Grashang zuerst, dann eine erdige Steil-
rinne ohne jeden Griff und Tritt. Wir müssen
schweißtriefend Stufe um Stufe in den Dreck
schlagen, Griff um Griff mit den Händen
formen, ein ganz neues Klettergefühl! An-
schließend kommen auf das Kerbholz die
beiden letzten Einschaltungen: die zwei Gipfel
des Weißenecks, einsame Berge zwischen
Lantschfeldtal und Zederhaus. Aus der Gip-
felregion wandern wir durch einsame Hoch-
kare weglos hinunter zum wahrhaft paradies-
sisch gelegenen Wildalmsee. Während auf der
gegenüberliegenden Seite der schilfbewachsen-
nen Lacke die Kälber im saftigen Almgras
faulenz, thront unser Trio auf riesigem, mit
weichem Moos und Gestaud bewachsenem
Granitblock über dem Wasser, zelebriert die
tägliche Stunde des Schweigens, des Lau-
schens. Einen verwachsenen Wetterbaum
neben uns auf dem Felsblock verzieren wir mit
unseren feucht dampfenden Stützen und den
rauchenden Schuhen. Der große Bruder ist in
Nietzsches schicksalhafte Biographie vertieft,
der kleine Bruder läßt die Feder im Logbuch
sausen, den Stab des Gipfeltriumphators hat er
fest in der anderen Hand. Ein Zauberwort fällt
mir ein: »Idylle«... Ja, das ist es hier, unge-
stört, auch von oben. Aber nein, schon fallen
wieder schwere Regentropfen ins Tagebuch,
die Tinte zerrinnt, blauendes Blatt. Hastig
packen wir alles ein, ziehen die noch immer
feuchten Schuhe an und steigen ab zur Metz-
geralm, wo wir die letzte Nacht wieder im
Stallduft verbringen. Der mit seinem Jagdgast
absteigende Revierförster vermacht uns den
Rest seines Proviantes, sodaß wir ohne Darben
durchkommen. Der letzte Morgen bringt uns
auch den Schlußsatz der feuchten Sinfonie,
beruhigendes Plätschern des Regens am Dach;
dieses Wetter hat heuer einen ziemlich flüssi-
gen Charakter! Es reicht uns jetzt aber endgül-
tig, wir sind bergmüde und regenmürb, schwer
tappen die durchnässten Schuhe den steilen
Almweg hinunter, das Lantschfeld hinaus nach
Tweng. Das erste Postauto fährt uns knapp vor
der Nase davon, das Stimmungsbarometer fällt
noch tiefer. Mit dem Autostoppen will es auch

ganz und gar nicht klappen, die Leute haben es einfach zu eilig, wohin wohl? Da sitzen wir vor dem Kirchlein auf der Bank und in einem fort rasen wie wild die Autofahrer durch: verzerrte Gesichter, verkrampfte Mienen, mit Vollgas Anlauf für die erste Steigung zum Tauernpaß. Kein Mensch nimmt Rücksicht auf die Ortstafel und das vorgeschriebene Tempo. Das ist die logische Folge, wenn man die Landschaft mit so einem schnurgeraden Asphaltband vergewaltigt. Aber auch drinnen im Gasthaus zur Post läßt uns der Lärm, diese ärgste Geißel des »Fortschritts« (wo ist da eigentlich ein Schreiten?), keine Ruhe. Jedes Auto wirft an die alten Hauswände und durch die Fenster herein schwere Schallwogen, die als wuchtige Brecher ans Ohr branden. Die Technik erfreut uns wieder mit ihrer nervenzehrenden Sinfonie aus Blech und Gestank.

Unsere Phantasie kreist um längst verlorene Zeiten: Roßknödeldampf, Kutscherfluch, Räderknirschen; den schweren Tritt fußschneller Legionen, auf schmalen Sträßchen. Flucht in die Vergangenheit? Hat sich der Mensch wirklich jede Zukunft verbauf? Wir wissen keine Antwort, sind tief resigniert. Gründlich satt haben wir alle diese modernen Errungenschaften und verwünschen sie.

Im Postautobus fahren wir über den Radstädter Tauernpaß zurück. So schön es wäre, über Radstadt, Flachau und Wagrain heimzuwandern, es gibt keinen verbindenden Fußweg mehr.

Hier manifestiert sich der moderne Erschließungswahn in Hochkultur: verloren und verloren stehen da am Straßenrand die Tafeln »Landschaftsschutzgebiet«, und nebenan wachsen weiterhin krebsartig diese entsetzlichen Neubauten im Lederhosenstil aus dem geschundenen Boden. Ein Lift neben und über dem anderen, Schubraupen fressen sich durch steilste Berghänge, planieren und sanieren das Gelände, wohl ganz im Sinne von sanus und planus! Auch hier die Schizophrenie des Naturschutzes: während man gerade hierorts ein Heer übereifriger Blümchenbewacher auf ein paar harmlose Blümchenpflücker hetzt, von diesen kleinen Übeltätern erbarmungslos Strafgeld kassiert wird, dürfen die Pioniere des

so gedeihlichen Fortschritts unbehindert ihre infrastrukturierenden Donariltadungen versprengen. An eben denselben Stellen, wo gestern noch die Naturschutzparagraphen über Almrausch und Feuersalamander ihre schützende Hand legten, fährt heute die tonnenschwere Schubraupenkette darüber, ganz legal natürlich. Jawohl, ganz gesetzmäßig geht dies alles vor sich, alle Beteiligten dürfen dabei ein reines Gewissen haben, der Staat will es so mit seinen Gesetzen, ja, er fördert dies mit den Steuermitteln der Allgemeinheit. Auf diese Weise werden wir alle zu Mithelfern und können uns kaum dagegen wehren, oder doch? Schwer kreisen unsere Gedanken um diesen offenbar unaufhaltsamen Tod unserer Berge. Will man doch schon in zwei Jahren von hier bis St. Johann das Publikum verskischauckeln, von Stütze zu Stütze, von Berg zu Berg, von Tal zu Tal. Skischauckel mit Schaukelverbot, ein nonsens per se! Fatal ist diese Fehleinstellung, daß sich das Gelände dem Ski- oder Autofahrer anpassen müsse. Wer dagegen schreit oder schreibt mit zorniger Feder, gilt schnell als verrückter Naturapostel, verschrobener Sonderling.

Vom Radstädter Bahnhof rollen wir gemächlich im Personenzug das Fritztal hinaus. Ja, auf die Eisenbahn möchten wir nicht verzichten, so bequem sind wir auch, und wir meinen, daß sie völlig ausreicht in Verbindung mit Autobuslinien. In Bischofshofen wechseln wir Zug und Richtung, südwärts geht die Heimreise bis nach St. Johann, die meiner beiden Mitwanderer endet in Schwarzach. Und so schließt sich wieder der große Kreis der Gauwanderwoche, wie ich vom Bahnhof heimmarschiere.

Am Boden verstreut liegt der heimgekehrte Rucksackinhalt. Unter der Schmutzwäsche ruht friedlich Zarathustra. Beim Auarbeiten des Posteinganges und der nachträglichen Zeitungslektüre greift die gewohnte Umwelt mit gierigem Zugriff wieder nach dem Ausbrecher.

Anschrift des Verfassers:

Mag. phil. Karl Stangl

Stöcklhub

5600 St. Johann im Pongau

Alpenbummel 1976

WALTER HOSNEDL

Als Angehöriger des Baustabes eines Elektrizitätsversorgungsunternehmens hatte ich das Glück, bei der Errichtung mehrerer Wasserkraftwerke maßgeblich mitwirken zu können, die in den schönsten Gegenden unserer Alpen situiert sind. Obwohl ich aber so viele Jahre lang den engsten Kontakt mit der Bergwelt hatte, fand ich dabei doch nicht die Muße, meine jeweiligen Arbeitsgebiete auch bergsteigerisch erkunden zu können. Es war daher nur natürlich, daß ich, als ich mit 67 Jahren in Pension geschickt wurde, den Wunsch hatte, das einst Versäumte nun ausgiebig nachzuholen. Zunächst schwebte mir vor, von meinem Heimatort Baden bei Wien aus einmal ohne besonderes Ziel solange westwärts zu wandern, als mich das freuen würde.

Im September 1972 war es soweit. Ich marschierte von Baden über Eisernes Tor, Peilstein, Hocheck, Reisalpe, Türnitzer Höger, Gippel, Veitsch, Hochschwab, Eisenerzer Reichenstein, Wildfeld, Zeiritzkampel, Wald am Schoberpaß, Schober und Himmeleck ins Triebental und bereitete mich, da mein Tatendrang noch lange nicht befriedigt war, auf den Eintritt in die Wölzer Tauern vor, als mich in Hohentauern eine Beinhautentzündung erwischte und zum Aufgeben zwang.

1973 wiederholte ich das Unternehmen auf einer etwas geänderten Route (Anmarsch zur Veitsch statt über den Gippel über Schneeberg, Rax und Schneeaalpe), durchquerte die Wölzer Tauern, gelangte über die Plannerhütte und die Neunkirchnerhütte in das große und das kleine SölktaI und stieß bei der Breitlahner Hütte auf den Tauernhöhenweg, den ich dann bis zur Tappenkarseehütte verfolgen konnte. Dort überraschte mich Ende September ein vorzeitiger Wintereinbruch, der einen Abstieg nach Hüttschlag notwendig machte, von wo aus ich nach vergeblichem Warten auf Wetterbesserung Mitte Oktober die Heimreise antreten mußte.

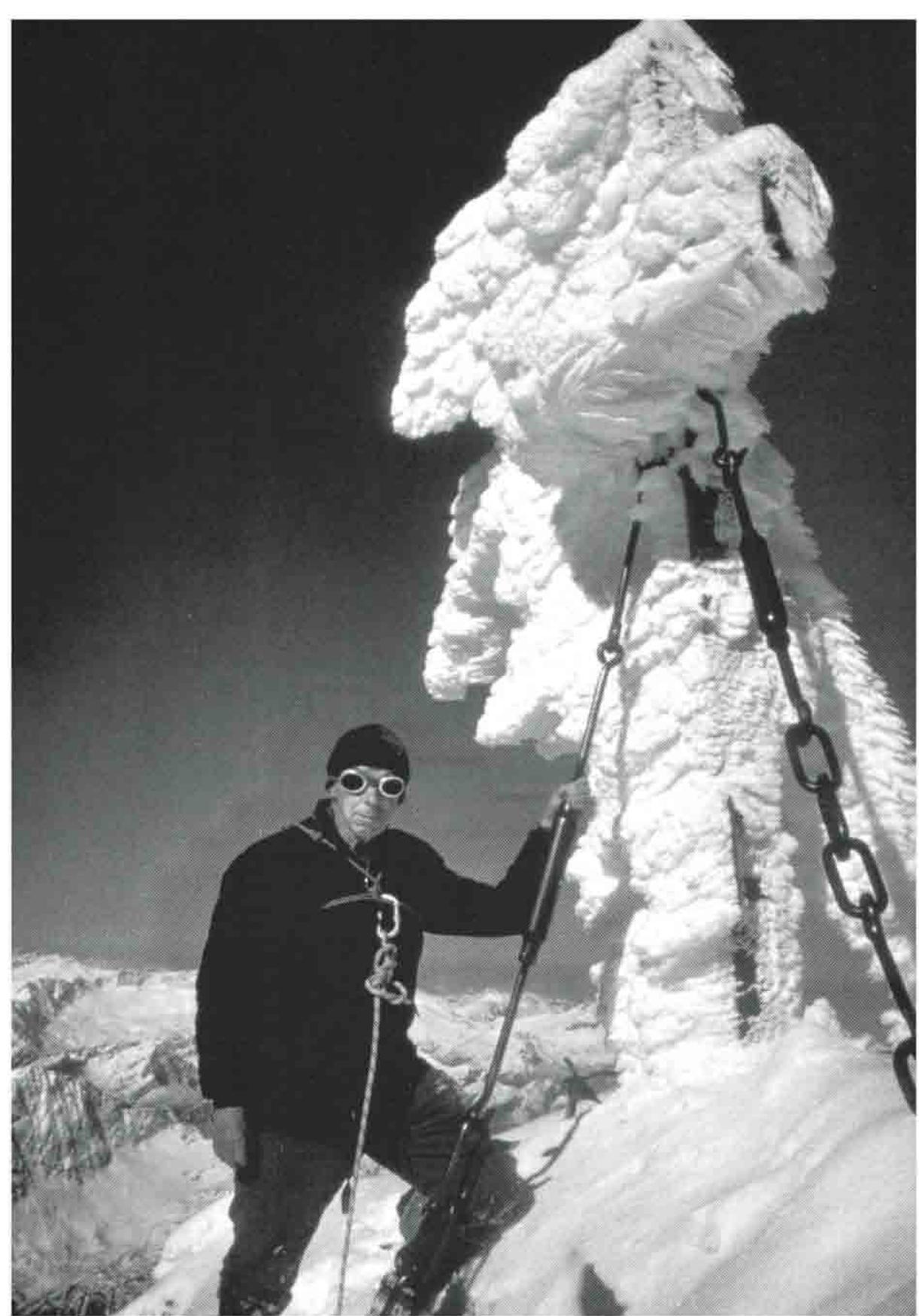
Gestützt auf die so gemachten Erfahrungen, wagte ich es dann im Jahre 1976 ein drittes Mal, den Alpenhauptkamm in westlicher Richtung zu begehen und setzte mir dabei als heimliches Ziel die Badener Hütte, von der aus ich über Venediger, Birnlücke und das Ahrental in mein ehemaliges Arbeitsgebiet im Zillertal

(Mayrhofen) gelangen wollte. Um genügend Zeitreserve zu haben, brach ich diesmal schon Ende Juli auf, war aber durch regnerisches und nebeliges Wetter so sehr behindert, daß ich erst Anfang September die Tappenkarseehütte erreichte, wo mich abermals ergiebige Schneefälle dazu zwangen, das Programm zu ändern und den Weiterweg nach Heiligenblut statt über Weinschnabel, Ankogel und Sonnblick über Hüttschlag, Bad Gastein, Bockhartscharte, HüttenwinkeltaI, SeidlwinkeltaI und das Hochtor zu nehmen. Dort konnte ich wegen anhaltender neuer Schneefälle und Lawinengebänge die Tour erst Mitte September fortsetzen, mußte aber nach Überschreiten des Großglockners auf einen Besuch der Badener Hütte und das Durchqueren der Venediger Gruppe verzichten, da diese Hütte wie die meisten übrigen Hochgebirgsunterkünfte schon geschlossen war, und um ins Zillertal zu gelangen, einen Umweg über die Kitzbühler Alpen machen.

Das gute Gelingen und den vergnüglichen Ablauf des ganzen Unternehmens schreibe ich der Beachtung folgender Richtlinien zu:

1) Festlegung der Tagesetappen und Wahl des Marschtempo unter Berücksichtigung der altersbedingt eingeschränkten biologischen Gegebenheiten und Anpassung an die nicht täglich gleiche Unternehmungslust. Da ich bei Tagesausflügen im Wienerwald Wegstrecken von 40–50 km zurückzulegen pflege, sollte man meinen, daß für Weitwanderungen im Hochgebirge und mit schwerem Gepäck das durchschnittliche Tagespensum mit 20–30 km anzusetzen sein würde. Die erhebliche Unterschreitung dieser Werte bei meiner Wanderung (= Bummel!) erklärt sich daraus, daß ich oft tagelang wegloses Gelände in dichtem Nebel zu begehen und dabei natürlich große Orientierungsschwierigkeiten hatte. So passierte es mir einmal in den Wölzer Tauern, daß ich, als sich der Nebel überhaupt nicht lichten wollte, den Weitermarsch schon nach 2 Kilometern einstellen mußte. Die Steigleistung mußte ich im Hochgebirge mit 250 m/Stunde und damit ungefähr halb so hoch wie in jungen Jahren annehmen. Ein Mehr hätte ich zwar ohne Schwierigkeit aber nicht mit dem gleichen Vergnügen bewältigt.

2) Wahl einer zweckmäßigen Ausrüstung, die es mir vor allem ermöglichte, auch in Regen und Sturm lange Strecken ohne bis auf die Haut naß zu werden, zurücklegen zu können.



Mein Trumpf in dieser Hinsicht war eine federleichte lange Überhose aus Perlon, die die Bergschuhe fast bis zur Sohle überdeckte und so verlässlich verhinderte, daß die Beine entlanglaufendes Regenwasser, wie sonst unvermeidlich, entweder direkt oder im Umweg über vollgesogene Strümpfe in die Schuhe eindringt. Unentbehrlich war mir ferner ein Biwaksack, da ich oft Gegenden zu durchwandern hatte, in denen es auf weite Strecken keine Stützpunkte gab, sodaß ich auch bei besten Wetterbedingungen kaum damit rechnen konnte, ohne Biwakieren durchzukommen (Präbichl – Wald am Schoberpaß: 37 km, 3 Gipfelüberschreitungen/Edelrauthütte – Planerhütte: 28 km, 4 Gipfelüberschreitungen/Schoberhütte – Gollinghütte: 23 km, 6 Kammüberschreitungen). Nicht zur Verwendung kamen an vorsorglich mitgenommenen Ausrüstungsgegenständen lediglich die Badehose, das Verbandzeug und die Rettungsdecke.

3) Gewichts- und volumsmäßige Beschränkung des Rucksackinhaltes auf ein Minimum. Hier war natürlich guter Rat teuer. Um Packraum zu sparen, entschloß ich mich, anstelle eines Schlafsackes einen Biwaksack mitzunehmen. Er hat es mir ermöglicht auch bei windigem Wetter und Temperaturen um den Gefrierpunkt die Nächte gut zu überstehen. Regen- und Kälteschutzkleidung, Reservewäsche, Nacht- und Waschsachen, Notproviant, Fotoapparat und Landkarten – letztere, die ich sobald sie abgewandert waren wieder heim schickte, wogen anfangs allein 2 kg – ergaben dann noch immer einen prall gefüllten und gut 14 kg schweren Rucksack, der kaum leichter wurde, weil ich mir Wechselkleidung und die erst später benötigten Steigeisen durch Angehörige meines Betriebes am Tauernpaß nachbringen ließ.

4) Begehen verschneiter Gletscher nur in Führerbegleitung, vorsichtiges Ausschreiten und möglichstes Vermeiden riskanter Wegstrecken, ein Grundsatz, dessen Befolgung mir oft schmerzliche Verzichtes abverlangte, so als

ich schweren Herzens eine Besteigung des Predigtstuhls, an dessen Südflanke mein Weg vorbeiführte, unterließ, weil es mir nicht ratsam schien, die dort angetroffenen verschneiten und vereisten Felsbänder ohne Begleitung zu begehen.

Auf diese Weise kam ich also zu einem unvergeßlichen Erlebnis, an dessen Eindrücken ich noch lange zu zehren haben werde. Es hat mir obwohl oder gerade weil dabei vorwiegend schlechtes Wetter herrschte, mit den bei wolkenlosem Himmel unternommenen Besteigungen des Hochgollings und des Großglockners zwei traumhafte Höhepunkte gebracht. Bei der Planung des Bummels hat sich als kniffliges Problem das Finden einer vernünftigen vom Bösenstein über die Wölzer Tauern und die Sölk zum Tauernhöhenweg führenden Route ergeben. Ich glaube, dabei eine gute Wahl getroffen zu haben und würde bei einem abermaligen Durchwandern dieses Gebietes den gleichen Weg einschlagen.

Als eine Begebenheit, die mir gefährlich hätte werden können, ist mir ein Vorfall in Erinnerung, den ich im Anstieg zum Golling erlebte. Ich stieß dort, von der Sonne geblendet, beim Hochschwingen auf eine Felsstufe mit dem Kopf so wuchtig an einen vorspringenden Felszacken, daß ich ganz deutlich meine Knochen scheppern hörte. Die dabei erlittene Stirnwunde erwies sich aber als harmlos, konnte allerdings, da ich meinen Rucksack leichtsinnigerweise samt Verbandzeug und Helm in der Gollingscharte zurückgelassen hatte, erst am Gipfel von einem dort anwesenden hilfsbereiten Bergsteiger versorgt werden.

Bleibt vielleicht noch die Frage offen, warum ich mir für eine solche Wanderung keinen gleichgestimmten Weggefährten suche? Die Antwort ist, daß ich mir, seit ich meine Frau, die mir jahrzehntelang ein treuer Begleiter gewesen ist, verloren habe, niemanden zu finden getraute, dem ich es zumuten könnte, unter den geschilderten dürftigen Voraussetzungen mit mir mitzuhalten.

Winterlicher Glocknergipfel am 20. 9. 1976, dessen Besteigung im Zuge des Alpenbummels erfolgte. Auf dem Bild der Autor.

Von der Schwechat zum Ziller

Datum	Tagesetappen	Weglänge km	Anstiege m	Abstiege m	Wetter
Juli					
1) 22.	Baden – Eisernes Tor (834) – Pottenstein – Geyer Sattel – Hoher Mandling (967). Hernsdorfer Hütte	30	1264	538	regnerisch
2) 23.	Reichental – Waidmannsfeld – Gauermann Hütte – Öhler Haus – Schoberhof – Ghf. Öhlerhaus	18	821	1059	Regen, stürmisch
3) 24.	Rasttag	–	–	–	regnerisch
4) 25.	Schober Kapelle – Marnauwiese – Römerstraße Edelweiß Hütte (1248)	8	582	63	Regen
5) 26.	Schneeberg: Fadensteig Kaiserstein – Klosterwappen (2076) – Kienthaler Hütte – Ferd.-Mayr-Weg – Weichtal Haus – Kaiserbrunn	10	828	1555	wolkig
6) 27.	Rax: Brandschneide – Otto Haus – Trinksteinsattel – Karl-Ludwig Haus (1804)	11	1329	46	bewölkt
7) 28.	Heukuppe (2007) – Gamsecker Steig – Gamsecker Hütte – Schneeaip: Naßkamm – Lurgbauer Hütte – Schneealpen Haus (1782)	11	849	871	wolkig
8) 29.	Windberg (1903) – Karlgraben – Rudolf Steig – Neuberg	10	310	1362	Nebel und Sturm, später sonnig
9) 30.	Hohe Veitsch: Veitschbach Törl – Veitschaln Hütten – Graf Meran Haus (1836)	16	1284	178	sonnig
10) 31.	Hochveitschgipfel (1981) – Teufelssteig – Rotsohl Alm – Turnauer Alm – Görjacher Alm – Seeburg – Seewiesen (974)	15	412	1274	anfangs sonnig, später regnerisch
August					
11) 1.	Rasttag	–	–	–	Regen
12) 2.	Hochschwab: Voisthaler Hütte – Schiestl Haus – Hochschwabgipfel (2277) Häusel Alm – Sonnschien Hütte (1523)	21	1412	863	neblig und regnerisch
13) 3.	Hörndl Alm – Kulm Alm – Neuwaldegg Sattel – Hirscheegg Sattel – Leobner Hütte – Präbichl	14	329	652	teilweise sonnig
14) 4.	Rasttag	–	–	–	regnerisch
15) 5.	Grübl – Reichenstein Hütte	5	900	–	Regen, Nebel, Schneefall ab 1500 m
16) 6.	Abstieg zum Präbichl (Rückzug aus eingeschneiter Hütte)	5	–	900	wolkig
17) 7.	Warten auf Wetter-	–	–	–	zeitweise
18) 8.	besserung	–	–	–	sonnig

	Datum	Tagesetappen		Weg- länge km	An- stiege m	Ab- stiege m	Wetter
19)	9.	Eisenerzer Reichenstein (2165) – Hohe Lins (2028) – Niedertörl (1652) – Hochtörl – Wildfeld (2043) – Teichenegg – Kragelschinken (1845) – Paarenkogel (Biwak)	17	1708	1288	regnerisch	
20)	10.	Brunnecksattel – Zciritzkampel (2125) – Hinkereck – Brunnebenalm – Wald am Schoberpaß (841)	15	1024	1803	regnerisch	
21)	11.	Rasttag	–	–	–	wolkig	
22)	12.	Großer Schober (1895) – Himmeleck (2096) – Bärensuhsattel – Frie-bental (Wh. Braun)	19	1500	1251	wolkig	
23)	13.	Hohentaucrn – Edelraute Hütte (1725)	11	725	90	bedeckt	
24)	14.	Großer Bösenstein (2448) – Bärwurzaln – Wagnerplan (2100), Biwak	7	1211	836	regnerisch	
25)	15.	Kl. Geierkogel – Gr. Geierkogel – Hochschwung (2196) – Schattnerkar (2070), Biwak	5	426	456	sonnig	
26)	16.	Seitner Zinken (2164) – Schrattnerkogel (2104) – Kl. Windlucke (1824), Biwak	5	315	561	Nebel, Regen	
27)	17.	Auf Wassersuche zur Gatschenbergalm (1570), Biwak	2	33	287	Nebel, regnerisch	
28)	18	Gr. Windlucke – Kreuzkogel (2109 – Breiteckkoppe (2144) – Kreuzberg (2045) – Planneraln (Ghf. Stieg)	9	888	858	regnerisch	
29)	19.	Rasttag	–	–	–	Regen	
30)	20.	Goldbachscharte – Karlspitze (2097) – Michelirlingalm – Donnersbachwald (Ghf. Gemse)	11	593	1217	Nebel, Regen	
31)	21.	Mörsbachhütte – Ostemerscharte (1996) – Mössna – St. Nikolai (1127)	12	1120	969	diesig, Gewitterregen	
32)	22.	Schimpelscharte – Rudolf Schober Hütte (1667)	10	1093	553	Regen, Schneetreiben	
33)	23.	Schüttelhütte – Hubenbauertörl (2051) – Hinterkarscharte (2274) – Rantentörl (2166), Biwak	9	724	225	wolkig	
34)	24.	Prebertörl (2194) – Putzentalm (1354) – Halterhütte im Kaisergraben (1854)	6	528	840	heiter	
35)	25.	Kaiserscharte (2298) – Zwerfenbergsee (2024) – Obere Klafferscharte (2516) – Greifenberg (2618) – Gollinghütte (1651)	8	1033	1236	heiter	

Datum	Tagesetappen	Weglänge km	Anstiege m	Abstiege m	Wetter
36) 26.	Gollingscharte (2326) - Hochgolling (2363) - Landwierseehütte (1985) - Trockenbrotscharte (2237) - Keinprecht-hütte (1872)	10	1629	1408	heiter
37) 27.	Krukeckscharte - Rotmandispitze (2453) - Ignaz-Mattis-Hütte (1986) - Preuneggsattel Znachsattel Ahkarscharte (2315) - Oberhüttensattel - Seokarscharte - Seekarhaus (1792)	13	1180	1260	Regen, Hochgewitter
38) 28.	Obertauern (1739) - Seekarspitze (2350) - Obertauern	11	611	664	heiter
39) 29.	Rasttag	-	-		bedeckt
40) 30.	Wildsee - Hengst (2074) - Südwienner Hütte (1802)	8	335	272	Nieseln
41) 31.	Taferl Scharte (2236) - Jakober Alm (1846) - Franz Fischer Hütte (2001)	13	725	526	Regen,
September					
42) 1.	Weißengrubenscharte (2257) - Tappenkarsee Hütte (1820)	5	256	437	Regen
43) 2.	Karteistörl (2145) - Hüttschlag (1030)	9	325	1115	Regen
44) 3.					bedeckt,
45) 4.	Warten auf Wetterbesserung	-	-		Schneefall
46) 5.					bis 1200 Meter
47) 6.	Toferer Scharte (2090) - Egger Alm (1600), Ghf.	11	1060	490	bed., Neuschnee bis 1800m
48) 7.	Badgastein - Brückstein - Naßfeld - Bockhartsee Hütte (1950)	14	950	600	heiter
49) 8.	Bockhartscharte (2296) - Kolm-Saigurn - Hüttwinkltal - Bucheiben (1073)	18	276	1153	heiter
50) 9.	Wörth - Seidlwinkltal - Rauriser Tauernhaus - Mittertörl Hochoortunnel (2505) - Wallack Haus (2307)	28	1618	384	tagsüber heiter, abends Sturm- und Eintrübung
51) 10.	Fallbichl - Kasereck - Heiligenblut (1288)	7	-	1019	Regen
52) 11.	Aufstieg gegen Berger-törl zum Übergang nach Kals und Umkehr bei Trogalm (1688) wegen Lawincngcfahr im Leitertal. Rückkehr nach Heiligenblut	8	300	300	bedeckt
53) 12.		-	-		wolkig
54) 13.	Warten auf Weiterbesserung	-	-		wolkig
55) 14.					wolkig
56) 15.	Schneelagenerkundung im Leitertal (Ochsenalm, 2120)	15	832	832	bedeckt

Datum	Tagesetappen	Weglänge km	Anstiege m	Abstiege m	Wetter
57) 16.	Warten auf Wetterbesserung	–	–	–	bedeckt
58) 17.	Schnellagererkundung im Fleißtal (A. Pocher, 1807)	10	519	519	Nieseln
59) 18.	Haritzzersteig – Trogalm Pasterzen Haus – Franz Josefs Haus (2451)	12	1163	–	bedeckt
60) 19.	Hoffmanns Weg – Erzh. Johann Hütte (3454)	5	1154	151	bedeckt
61) 20.	Großglockner (3797) – Alter Kaiser Weg – Stüdl Hütte (2802) – Luckner Haus – Kals	14	344	2473	wolkenlos
62) 21.	Rasttag	–	–	–	heiter
63) 22.	Kals-Matreier Törl (2207) – Matrei in Osttirol (974)	10	882	1233	wolkenlos
64) 23.	Prosegg Klamm – Gruben – Ranenburg – Schildalm – Matreier Tauernhaus (1512)	17	538	–	heiter
65) 24.	Felber Tauern (2481) – Hintersee – Großbruck (970)	19	969	1511	wolkenlos
66) 25.	Mittersill – Hollersbach (806)	10	16	180	wolkenlos
67) 26.	Mühlbach – Wildkogel (2225) Wildkogel Haus (2007)	12	1419	218	heiter, abds. Eintrübung
68) 27.	Steiner Alm – Ghf. Gröbl (1400) – Ronach – Gerlos Paß (1510) – Gerlos (1245)	28	210	972	heiter
69) 28.	Rasttag	–	–	–	bedeckt
70) 29.	Gmünd – Brandberger Joch (2356) – Steinerkogel Haus – Mayrhofen (644)	22	1109	1710	Regen
Zusammenfassung	Gesamte Weglänge Anstiege insgesamt Abstiege insgesamt	649 km	41.661 m	41.258 m	
	Erstiegene Gipfel	33			
	Überschrittene Jöcher	39			
	Besuchte Hütten	38			
	Nächtigungen im Biwaksack	7			

Zeitaufwand

Auf 70 Wandertage entfielen 51 Marschtage, 8 Rasttage und 11 durch Schlechtwetter erzwungene Wartetage.

Wetter

An 37 Tagen herrschte Schlechtwetter, an 16 Tagen Schönwetter. Oberhalb 2800 m waren vielfach winterliche Verhältnisse anzutreffen.

Leistungen

Durchschnittswerte je Marschtag: Wegstrecke, 13 km, Anstiege, 820 m, Abstiege 810 m.
Dabei mitgeführt: Marschgepäck 14 kg, Knochen Jahrgang 1902

Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Ing. Walter Hosnedl
Flamminggasse 22
2500 Baden bei Wien

Auf dem österreichischen Voralpen-Weitwanderweg 04 von Salzburg bis Wien

ROBERT WURST

Der Werdegang

Der im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins federführend vom Autor verfaßte »Generalplan der österreichischen Weitwanderwege« ist im Jahre 1976 sowohl im Alpenvereins-Jahrbuch (S.60ff.) als auch in einer eigenen Druckschrift vorgestellt worden. Seine Verwirklichung wurde auf der Grundlage von 10 überregionalen Weitwanderwegen beschlossen. Die Detailplanungen dieser wenigstens 300 km langen sowie durch mindestens 3 Bundesländer und zumeist von Grenze zu Grenze verlaufenden Weitwanderwege sind teilweise schon recht weit gediehen. Darunter befindet sich neben je einem nord-, zentral- und südalpinen auch ein sogenannter voralpiner West-Ost-Weitwanderweg, auch »Voralpenweg 04« Salzkammergut – Wienerwald, von Salzburg nach Wien. Ein solcher erwies sich nämlich als bei den Weitwanderern beliebter und schon jetzt viel gefragter als der ursprüngliche zweite zentralalpine Weitwanderweg aus 1968. Mit dem Voralpenweg 04 wird nunmehr einem langjährigen Gedanken gut der oberösterreichischen AV-Sektionen – insbesondere Sepp Wallners (†), Dipl.-Ing. Hellmuth Feix und Herbert Herges – Rechnung getragen. Außerdem ist der wandertouristische Anschluß an das bayerische Voralpen-seengebiet erreicht.

Bedeutung eines voralpinen

West-Ost-Weitwanderweges 04

Die Wegekommission der Europäischen Wandervereinigung (Sitz D 7000 Stuttgart 1, Hospitalstraße 21 B) faßte 1976/77 den Beschluß, die nordalpine 01 Wegroute als »E 4 alpin« zu bezeichnen und als nur echten Bergsteigern vorbehalten zu erklären, hingegen für die reinen Bergwanderer eine eigene E4-Route über den österreichischen Weitwanderweg Nr. 4, also den Voralpenweg 04, vorzusehen: von Salzburg durch das Salzkammergut, das oberösterreichisch/niederösterreichische Alpenrandgebiet und den Wienerwald nach Wien. Eine geschlossene Verbindung des Bodensees mit dem Neusiedler See erfordert

hiebei im Westen eine vornehmlich auf bayerischem Boden zu erkundende und zu verwirklichende Trasse: zwischen Bregenzerwald und Berchtesgadener/Salzbürger Kalkalpen durch den Allgäu (Tannheimer Berge), Schwangau und Ammergau (Bereich der bayerischen Königsschlösser), Wallgau (Walchensee), die Lenggrieser, Tegernseer und Schlierseer Berge (Tegernsee, Schliersee) sowie den Chiemgau. Die diesbezüglichen Arbeiten werden initiativ und federführend von Hans Schmidt, Wegekommissionsmitglied der Europäischen Wandervereinigung und Schöpfer des europäischen Fernwanderweges 5 Bodensee-Adria (Bregenzerwald – Lechtaler- und Ötztaler Alpen – Timmelsjoch – Südtirol), besorgt. Im Osten wird sich jene leichtere Route des E 4 ab Wien auf dem österreichischen Weitwanderweg Nr. 7, dem ostösterreichischen Grenzlandweg 07, über die Lobau, Hainburg/Donau, Deutsch Jahrndorf am Dreiländereck Österreich/Tschechoslowakei/Ungarn und den burgenländischen Seewinkel bis nach Rust am Neusiedler See fortsetzen.

Wegbenennung und -ausdehnung

Als Bezeichnung des Weges hat sich »Voralpiner West-Ost-Weitwanderweg« bzw. kürzer noch »Voralpenweg 04« eingebürgert. Dies knüpft einerseits an die Benennung der anderen West-Ost-Wege als »nordalpin«, »zentralalpin« bzw. »südalpin West-Ost-Weitwanderweg« bzw. kürzer »Nordalpenweg«, »Zentralalpenweg« bzw. »Südalpenweg« 01, 02 bzw. 03 an. Hiebei wird auch auf den miteingegliederten Wienerwald-Weitwanderweg 404 Bedacht genommen. Der Weg verläuft in West-Ost-Richtung von Salzburg bis Wien. Schwerpunkte sind Salzkammergut, Eisenwurzen und Wienerwald.

Berührte Bundesländer

Der voralpine Weitwanderweg 04 durchmißt die Bundesländer Salzburg, Oberösterreich und Niederösterreich und ragt in den Wiener Stadtrandbereich hinein.

Wegmarkierung und -numerierung:

Die Markierung ist wie die auch anderer Weitwanderwege einheitlich rot-weiß-rot. Die Numerierung fügt sich in das bewährte Morrigl/Fritz System der alpinen Vereine ein. Die hier jeweils gerade Grund-Hunderter-

nummer 200, 400, 600, 800 richtet sich nach der durchlaufenen Berggruppe, die Zehner- und Einerstelle 04 zeigt den durchgehenden Weitwanderwegcharakter an. In diesem Sinn lauten die Wegnummern von Salzburg (rechtes Salzachufer) bis Ebensee am Traunsee 804 (Voralpen des westlichen Salzkammergut bis zur Traun), bis Waidhofen an der Ybbs 404 (Voralpen des östlichen Salzkammergutes, des Steyr- und Ennstales sowie der sogenannten »Eisenwurz«), bis Scheibbs an der Erlauf 204 (Ybbstaler Voralpen), bis Wilhelmsburg an der Traisen 604 (Türnitzer Voralpen) und bis Wien/Grinzing (nördliche Wienerwaldroute) bzw. Mödling (Gutensteiner Voralpen- und südliche Wienerwaldroute) schließlich wieder 404 (Wienerwald). In den Gutensteiner Voralpen sollte die Numerierung allerdings richtig 204 lauten. Das neue Verbindungsstück zwischen Mödling und Wiener Kahlenberg am Wiener Alpenostrand wird über besonderen Wunsch der Organisation der Internationalen Wienerwald-Wanderung als eigene Wegnummer 444 erhalten. Dazu kommen zur näheren Orientierung noch lokale Wegetafeln der örtlichen Betreuungsstellen mit Hinweisen auf die nächste Schutzhütte bzw. Talortschaft.

Zwecks Unterstreichung der gesamtösterreichischen bzw. sogar europäischen Bedeutung des Voralpenweges sind bzw. werden darüber hinaus gelegentlich auch sogenannte überregionale und internationale Wegetafeln angebracht. Bei ersteren scheint als Text einheitlich »Österreichischer Weitwanderweg 04« und »Voralpenweg« auf. Unterschiedlich sind dann allerdings die Wegabschnittsbezeichnungen und die regionalen Signaturen. Die Wegabschnittsbezeichnungen heißen dabei »Abschnitt 804 Salzburg-Schafberg-Höllengebirge-Traunsee« zwischen Salzburg und Ebensee, »Abschnitt 404 Traunsee-Almsee-Ring-Klaus-Ternberg-Waidhofen/Ybbs« zwischen Ebensee und Waidhofen, »Abschnitt 204 Waidhofen/Ybbs-Gresten-Scheibbs« zwischen Ybbs- und Erlauf, »Abschnitt 604 Scheibbs-Plankenstein-Wilhelmsburg« zwischen Erlauf- und Traisental und »Abschnitt 404 Wilhelmsburg-Wienerwald-Wien« zwischen Traisental und Wiener Alpenostrand. Die Signatur gibt über die regionale Betreuung Aufschluß und lautet von Salzburg bis St. Gilgen »OeAV-Sektionenverband Salzburg«, bis Maria Neustift »OeAV-Sektionenverband

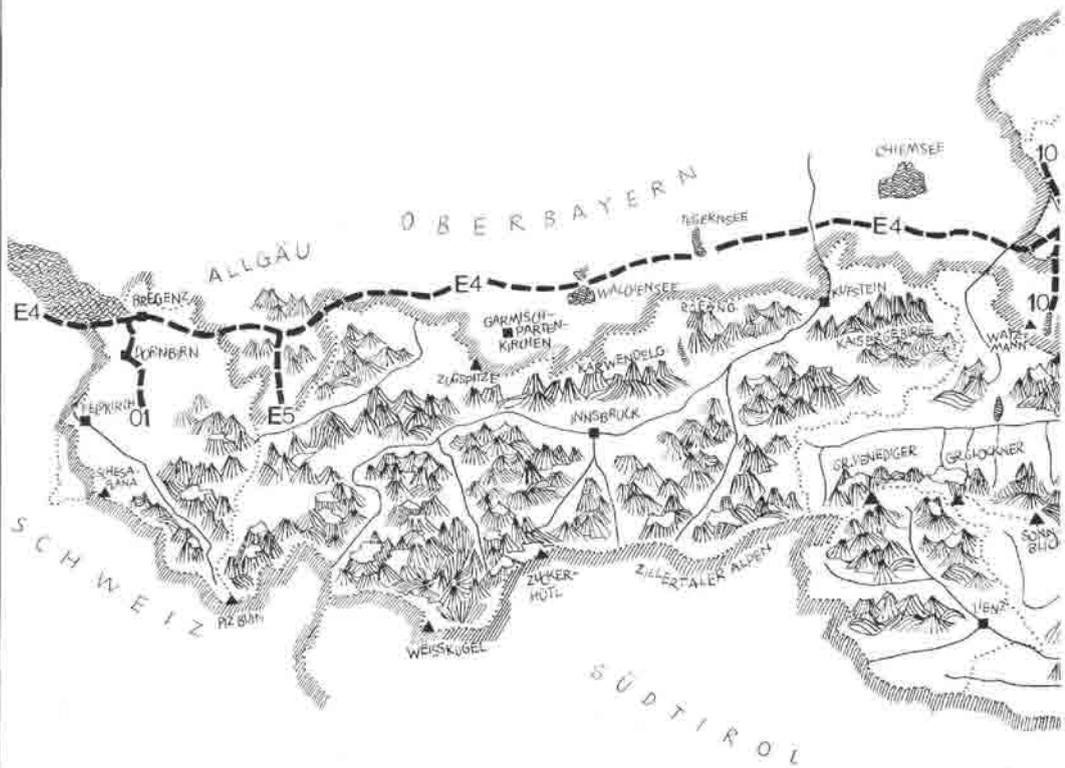
Oberösterreich« und bis Wien »OeAV-Sektionenverband Niederösterreich«, wobei in Arbeitsgebieten anderer alpiner Vereine (ÖFK, TVN) deren Signatur aufscheinen soll.

Weglänge und -gliederung:

Mit über 500 km Gesamtlänge ist der voralpine Weitwanderweg etwa halb so lang wie der nord- bzw. zentralalpine Weitwanderweg 01 bzw. 02 (ca. 1400 bzw. 1200 km). Trotzdem drängt sich aber auch beim Weg 04 der Gedanke einer vernünftigen Wegstreckengliederung auf. Beim nordalpinen Weitwanderweg 01 hat sich bereits die Dreiteilung in einen westlichen, mittleren und östlichen Streckenabschnitt als gleichzeitige Wertungsetappen für ein abgestuftes Wanderabzeichen (Bronze, Silber, Gold) durchzusetzen vermocht. Ähnlich wird es sich bei dem schon in Entstehung begriffenen zentralalpinen Weitwanderweg 02 verhalten. Aber auch beim kürzeren Voralpenweg wird sich eine derartige Dreigliederung anbieten und ließe sich unter Umständen auch in den Dienst des Fremdenverkehrs stellen. Hierbei erscheinen beim 04 als Begrenzungspunkte Salzburg und der Traunsee (westliche Wertungsetappe Salzburg-Ebensee), das Ybbstal (mittlere Wertungsetappe Ebensee-Waidhofen/Ybbs) sowie der Wiener Alpenostrand (östliche Wertungsetappe Waidhofen/Ybbs-Wien) am günstigsten.

Wegverlauf und -kreuzungen:

Ausgangspunkt des österreichischen Voralpenweges 04 ist Salzburg. Hier wird 1979 der Kreuzungspunkt mit dem österreichischen Weitwanderweg Nr. 10, dem sogenannten »Rupertiweg« Böhmerwald-Karnische Alpen liegen. Der Voralpenweg 04 führt von der Stadt Salzburg zur Gaisbergspitze (1288 m) hinauf (Rundblick auf Untersberg, Flachgau, Osterhorngruppe, Tauern, Hochkönig, Watzmann, Göll) und von dort über die Zistelalm hinab nach Ebenau im Wiestal (ehemals fürsterzbischöfliche Waffenschmiede; Natur- und Moorbad Plötz). Hier sind wir schon im westlichen Salzkammergut, wo der Weg 804 zunächst über die wildromantische Strubklamm, den Fremdenverkehrsort Faistenau (in der Nähe der idyllische Hintersee) und den wegen seiner Aussicht nicht zu verachtenden Filbling (1309 m; Ausblick u. a. Dachstein, Tennengebirge, Tauern, Hochkönig) nach Fuschl am gleichnamigen See und hierauf über Hochlak-



Der Verlauf des Österreichischen Voralpen-Weitwanderweges »04« von Salzburg bis Wien

Graphik: Elke Staller

ken und den sogenannten »Mozartsteig« nach St. Gilgen am Wolfgangsee verläuft. In St. Gilgen könnte man dem aussichtsreichen Zwölferhorn oder aber dem berühmten gotischen Flügelaltar von Michael Pacher und dem »Weißen Röbl« im benachbarten St. Wolfgang einen Besuch abstatten.

Der Weg 804 selbst zieht von St. Gilgen über die Schafbergalm auf die Spitze des Schalberges (1783 m) an der salzburgisch/oberösterreichischen Landesgrenze. (»österreichischer Rigi« wegen seines prachtvollen Rundblickes: Salzkammergutseen, Dachstein, Tauern, Hochkönig, Watzmann, Untersberg, Böhmerwald, Innviertel). Vom Schafberg steigen wir über die sogenannte Himmelspforte hinab zur Eisenau und dann zwischen Burggrabensklamm und Schwarzensee in den schon am Attersee gelegenen noch salzburgischen Ort Burgau.

Vom oberösterreichischen Weißenbach am Attersee begeben wir uns in das Herz des Hölzlengebirges, das in Richtung Ebensee durchquert wird. Hierbei berühren wir auf einem fast 1700 m erreichenden Höhenweg die Hüttenstützpunkte Hochleckenhaus, Rieder Hütte sowie jene am Feuerkogel und dürfen uns immer wieder schöner Tiefblicke auf Attersee, Langbathseen und Traunsee erfreuen. Mit Ebensee am Traunsee wird dann nicht nur die Salzkammergutbahn und gleichnamige Bundesstraße erreicht, sondern auch die Grenze zwischen der westlichen und mittleren Wertungsetappe sowie zwischen den Wegabschnitten 804 und 404.

Vermag man sich in Ebensee etwas Zeit zu vergönnen, so ließen sich die Besichtigung eines Fremdenverkehrsortes am Traunsee oder von Bad Ischl oder aber eine Besteigung des so lohnenden Erlakogels («Schlafende Griechin») und der Besuch der Gassel-Tropfsteinhöhle einfügen. Ansonsten führt uns der Weg 404 jetzt im östlichen Salzkammergut über Rindbachklamm, Pahrenau und Griebeneckbachtal zum Offensee und hierauf über den Hochpfad zum herrlichen Almsee. Von diesem geht es über Schwarzenbrunn und Jagersimmerl bei Habernau zum Almtaler Haus mit den Ödseen, weiter über den Ring ins hinterste Steyrlingtal und über Bernerau, Brunngraben und Steyrling nach Klaus im Steyrtal und an der Pylrnbahn. Zwischen Offensee und Almtaler Haus bietet sich einige Male Gelegenheit, in das Tote Gebirge aufzu-

steigen und so vom voralpinen E 4 noch auf den »E 4 alpin« in den Nördlichen Kalkalpen überzuwechseln.

Ab Klaus bis Molln folgt man dem Steyrtal abwärts über das Kraftwerk Klaus, den Wallfahrtsort Frauenstein (»Schutzmantel-Madonna«, barocker Hochaltar) und den romanischen »Steyrdurchbruch«. Nach Molln steigen wir durch den Dorngraben auf die Grünburger Hütte am Hochbuchberg (1101 m) auf, von wo wir uns nun entweder zum aussichtsreichen Schoberstein oder aber über Messerer Gscheid, Rehboden und Herndlockalm direkt nach Ternberg an der Enns begeben. Von dort geleitet uns der Weg 404 ab dem Jochberg auf einem reizvollen Höhenweg, mit Ausblicken vornehmlich in das Sengsen- und Reichraminger Hintergebirge, über Rumpglüt, Wolfsau, Plattenberg (916 m) und Spadenberg (1042 m) sowie Glasenberg in den Wallfahrtsort Maria Neustift. Im Bereiche des Plattenberges befindet sich dabei die Kreuzungsstelle mit dem künftigen österreichischen Weitwanderweg Nr. 9, dem »Salzsteigweg« 09 Mühlviertel-Karawanken.

Von Maria Neustift gelangt man jetzt über das bereits niederösterreichische Konradsheim in die mittelalterlich anmutende Statutarstadt Waidhofen an der Ybbs mit kulturell interessanten Kirchen sowie Rathaus und Museum. In Waidhofen enden die Wegnummer 404 und die mittlere Wertungsetappe und es beginnt mit dem Weg 204 die östliche Wertungsetappe. Auch werden hier der schon in Entstehung begriffene österreichische Weitwanderweg Nr. 8, der »Eisenwurzweg« 08 Waldviertel-Drautal sowie der künftige Niederösterreich-Rundweitwanderweg gekreuzt. Der Weg 08 wird hierbei vom nördlichsten zum südlichsten Punkt Österreichs verlaufen (von Rottal bei Litschau bis zum Kärntner Seeberg). Der Niederösterreich Rundweitwanderweg wird mit ihm vom Nebelstein bis Hollenstein an der Ybbs parallel ziehen.

Von Waidhofen an der Ybbs geht es nun wieder auf sanften und aussichtsreichen Höhenrücken über Windhag oder – kulturell ersprächlicher – über Sonntagberg (barocke Wallfahrtskirche mit Deckenfresken, Schatzkammer) nach St. Leonhard am Wald und von da über den Grestener Hochkogel (1110 m) nach Gresten im Kleinen Erlaufthal.

Von Gresten führt die Hauptroute 204 über Reinsberg nach Scheibbs im Großen Erlaufthal



Almsee bei Grünau im Almtal

Foto: Otto Simoner

und von dort unter der Wegnummer 604 über Plankenstein und Rabenstein a. d. Pielach nach Wilhelmsburg an der Traisen. Auf etwas längerer und auch mindestens ebenso schöner Tour kann man aber von Gresten auch etwas südlicher nach Kienberg/Gaming und von hier durch die sogenannten Tormäuer (schluchtartige Engen der Großen Erlauf) nach Puchentuben und Schwarzenbach an der Pielach und dann über die Türnitzer Höhen des Eisenstein und Hohenstein zum Kaiserkogel bei Wilhelmsburg wandern. Auf der Haupttroute gelangt man hingegen nach der Bezirksstadt Scheibbs, wo die Wegnummer von 204 auf 604

umwechself, über den aussichtsreichen Blasenstein auf das vom Nord-Süd-Weitwanderweg 05 und zugleich europäischen Fernwanderweg 6 Ostsee-Wachau-Adria durchquerte Plateau und in dessen umgekehrter Richtung nach Plankenstein (Wallfahrtsort, Schloß). Hier trennen sich Voralpen- und Nord-Süd-Weitwanderweg wieder. Der Weg 604 folgt jetzt in östlicher Richtung der auch vom regionalen Römerweg 651 und Pielachtal-Rundwanderweg 652 benützten Trasse unmittelbar über das Alpenvereinshaus Texing, das Schwabeckkreuz (Pietà) und das Gasthaus »Luft« nach Rabenstein an der Pielach, das an

der Mariazellerbahn liegt. Am nördlichen Ortsende von Rabenstein biegen wir rechts in das Tal nach Deutschwald ein, steigen den Kaiserkogel bergan, wo wir auf den schon erwähnten Türnitzer Höhenweg und auf den Waldviertler/St. Pöltner Ast des österreichischen Weitwanderweges Nr. 6, »Mariazellerweg 06«, treffen. Vom Kaiserkogel wandern wir nun nach Wilhelmsburg an der Traisen, wo die Wegnummer 604 durch 404 abgelöst wird. Unterbricht man in Wilhelmsburg, so heißen sich Absteher südlich nach Lilienfeld bzw. nördlich nach St. Pölten, Stift Herzogenburg oder Göttweig oder Krems am Eingang der Wachau einschleichen.

In Wilhelmsburg trennen sich der Voralpen- und Mariazellerweg und findet der bereits vorhandene Wienerwald-Weitwanderweg, ein regionaler Rundwanderweg, seinen westlichen Drehpunkt. Der Begeher des Voralpenweges kann jetzt wählen; der Wiener Kahlenberg bzw. Wien-Grünzing läßt sich auf kürzester Route durch den westlichen und nördlichen Wienerwald über Hegerberg, Laaben, Schöpfl, Rekawinkel, Troppberg, Riederberg, Tulbingerkogel, Hagenbachklamm, Greifenstein und Klosterneuburg erreichen. Man kann aber, wenn man einige Tage einschaltet, auch auf längerer, jedoch fast ergiebigerer Route durch die Gutensteiner Voralpen und den südlichen Wienerwald wandern, wie es auf dem F 4 geschieht. Hierbei werden bis zum Wiener Kahlenberg vor allem Kukubauerwiese, Hainfeld, Unterberg, Kieneck, Hocheck, Altenmarkt a. d. Triesting, Hafnerberg, Peilstein, Hoher Lindkogel (Eisernes Tor), Baden, Pfaffstättenkogel, Mödling, Anninger, Weißenbach bei Hinterbrühl, Kammersteiner Hütte bei Perchtoldsdorf, Wiener Hütte bei Kaltenleutgeben, Breitenfurt Ost (Grüner Baum), Laab im Walde, Baunzen, Purkersdorf, Sofienalm, Hamcau, Dreimarkstein und Hermannskogel berührt.

Hinsichtlich des Wienerwaldes erübrigt sich eine eingehendere Beschreibung; es darf hier auf den bei den alpinen Vereinen erhältlichen Wanderführer der Organisation der Internationalen Wienerwald-Wanderung hingewiesen werden. Als Kreuzungs- bzw. Anschlußpunkt mit anderen Weitwanderwegen seien hier jedoch genannt: Einerseits die Wiener Pforte im Raum Klosterneuburg/Langenzersdorf hinsichtlich des künftigen Niederösterreich-Landes-Rundwanderweges sowie der schon

bestehenden Weinviertler Wege (u. a. Ost-österreichischer Grenzlandweg 07), aber auch noch bezüglich des späteren Zwischenverbindungsweges Krems-Lobau einer Gesamtstrecke Passau-Mühlviertler Mittellandweg-NÖ. Kremstalweg-Hainburg, andererseits hingegen der südwestliche Wiener Stadtrand bei Wien-Rodaun/Perchtoldsdorf-NÖ. hinsichtlich der Weitwanderwege 01 (»Nordalpenweg«) und 06/Wiener Ast (»Mariazellerweg«) sowie auch des NÖ.-Landes-Rundwanderweges.

Schwierigkeitsverhältnisse

Mit Ausnahme des fast bereits hochalpinen Schafberges und des Höllengebirges kann der Gesamtweg als noch nicht schwer (eher sogar leicht) und zu einem Großteil des Jahres begehbar gelten. Die durchwanderten Landschaftsformen sind, wie sich aus der Wegkurzbeschreibung entnehmen läßt, recht vielgestaltig und wechseln vor allem zwischen Wäldern, Almen und Bergwiesen sowie Seen ab. Trotzdem muß aber auf gute Ausrüstung, insbesondere Bergschuhe und Wetterschutz großer Wert gelegt werden.

Kontrollstellen

Die Kontrollstellen für ein abgestuftes Wanderabzeichen werden in bisher bewährter Weise die an der Wegstrecke liegenden Schutzhütten und Talortschaften sein. Unterbrechungen sind möglich.

Begehungsdauer und vorgeschlagene Tagesgliederung

Die Gesamtstrecke läßt sich in etwa 3 Wochen bewältigen.

Die Einteilung bleibt jedem Wanderer selbst überlassen; folgende Abschnitte bieten sich an:

1. Tag: Salzburg - Gaisberg - Ebenau - Strubklamm - Faistenau,
2. Tag: Faistenau - Fuschl - St. Gilgen,
3. Tag: St. Gilgen - Schafberg - Burgau,
4. Tag: Burgau - Weißenbach/Attersee - Hochleckenhaus,
5. Tag: Hochleckenhaus - Rieder-Hütte - Feuerkogel,
6. Tag: Feuerkogel - Ebensee - Rindbach,
7. Tag: Rindbach - Offensee - Almsce - Almtaler Haus,
8. Tag: Almtaler Haus - Ring - Steyrling - Klaus,

9. Tag: Klaus - Molln - Grünburger Hütte - Ternberg.

10. Tag: Ternberg - Maria Neustift,

11. Tag: Maria Neustift - Konradsheim - Waidhofen/Ybbs,

12. Tag: Waidhofen/Ybbs - St. Leonhard / Wald - Gresten,

13. Tag: Gresten - Scheibbs - Plankenstein,

14. Tag: Plankenstein - Rabenstein a. d. Pielach,

15. Tag: Rabenstein/Pielach - Kaiserkogel - Wilhelmsburg,

16. Tag: a) Wilhelmsburg - Hegerberg bzw. b) Kukubauerwiese - Hainfeld,

17. Tag: a) Hegerberg - Schöpfl - Hasenriegel bzw. b) Hainfeld - Unterberg Schutzhaus,

18. Tag: a) Hasenriegel - Rekawinkel - Heinersberg - Tulbingerkogel - Passauerhof bzw. b) Unterberg - Kieneck - Hocheck,

19. Tag: Passauerhof - Hagenbachklamm - Klosterneuburg bzw. b) Hocheck - Altenmarkt/Triesting - Hafnerberg - Peilstein,

20. Tag: a) Klosterneuburg - Kahlenberg - Hermannskogel - Sofienalm - Purkersdorf bzw. b) Peilstein - Hoher Lindkogel - Baden und

21. Tag: a) Purkersdorf - Baunzen - Laab im Walde - Kaltenleutgeben - Kammersteiner Hütte - Wien/Rodaun oder Perchtoldsdorf bzw. b) Baden - Mödling - Anninger - Weißenbach bei Hinterbrühl - Kammersteiner Hütte - Wien/Rodaun bzw. Perchtoldsdorf.

Wegebetreuungsstellen

Arbeits- und Markierungsgebiete liegen im wesentlichen im Bereich der Sektion Salzburg von Salzburg bis Fuschl, Sektion St. Gilgen bis St. Gilgen, Sektion Mondsee bis Ackeralm im nordöstl. Schafberggebiet, wieder Sektion St. Gilgen bis Burgau, Sektion Ischl bis Weißenbach/Attersee, Sektion Vöcklabruck im westlichen Höllengebirge/ Hochleckenhaus, Sektion Ried im mittleren Höllengebirge/Rieder Hütte, Sektion Gmunden im östlichen Höllengebirge, insbesondere Feuerkogel bis Traunfluß, Sektion Ebensee bis Hochpfad, Sektion Wels bis Ring, Sektion Kirchdorf/Krems bis Molln im Steyrtal, Sektion Grünburg bis Messerer Gscheid, Sektion Steyr bis Maria Neustift, Sektion Waidhofen/Ybbs bis Reinsberg, ÖTK von Reinsberg über Scheibbs bis Plankenstein, Sektionenverband Niederösterreich von Plankenstein bis Raben-

stein/Pielach im Einvernehmen mit örtlichen Fremdenverkehrsverbänden, ÖTK von Rabenstein/Pielach bis Wien, jedoch ausgenommen Liesing-Perchtoldsdorf von der Seewiese über die Föhrenberge bis ins Kaltenleutgebener Tal.

Anschließend möchte der Autor allen Begehren des Voralpenweges aus dem In- und auch Ausland recht beglückende Berg- und Wandererlebnisse wünschen.

Die Kontrollstellen des Weitwanderweges »04« sind im Heft 9/10, 1978 der OeAV-Mitteilungen veröffentlicht.

Wanderkarten

Österreichkarten 1:50000 Blatt Nr. 3 (Salzburg), 64 (Straßwalchen), 65 (Mondsee), 66 (Gmunden), 97 (Bad Mitterndorf), 67 (Grünau im Almtal), 68 (Kirchdorf an der Krems), 69 (Großbraming), 70 (Waidhofen a. d. Ybbs), 71 (Ybbsitz), 54 (Melk), 55 (Ober-Grafendorf), 56 (St. Pölten), 57 (Neulengbach), 58 (Baden), 59 (Wien) und 66 (Bruck/Leitha) sowie die Wanderkarten Freytag/Bernöt 1:100000 Blatt Nr. 39 (Umgebung Salzburg), 28 (Dachstein und Salzkammergutsee), 9 (Westl. Salzkammergut), 8 (Östl. Salzkammergut/Totes Gebirge), 5 (Unteres Ennstal), 3 (Ötscher/Mariazell), 2 (Schneeberg, Semmering, Raxgebiet) und 1 (Wienerwald).

Anschrift des Verfassers:

Dr. Robert Wurst

Sonnbergstraße 58/6/6

2380 Perchtoldsdorf bei Wien

Rudolfshütte wird Alpinzentrum des Österreichischen Alpenvereins

LOUIS OBERWALDER

Aufgabe jeder Vereinsleitung ist es, über eine ordentliche Geschäftsführung hinaus gesellschaftliche Entwicklungen zu erkennen und sie vorbereitend – neue Programmschwerpunkte zu setzen. Fallweise wird dies die Reaktion auf kurzlebige Trends, vielleicht nur Moderscheinungen sein, daneben aber kann die Vereinsleitung auch Markierungen für die Zukunft setzen.

Solche Markierungen zeichnen die Geschichte des Alpenvereins seit Beginn aus. So sind die Vereinsvorsitzenden gut beraten, wenn sie zur Ideenfindung Beispiele und Vorbilder aus der Vereinsgeschichte heranziehen. Entwicklungsphasen wiederholen sich, nicht inhaltsgleich, aber ideenverwandt.

Was sagen heute die Auguren, wie sehen die Vereinsväter die Zeichen der Zeit?

1. Bergurlaub – Bergwandern im Aufwind:

Es sei hier kein soziologischer Befund versucht. Unverkennbar sind Veränderungen in der Lebenseinstellung und damit auch im Freizeit- und Konsumverhalten einzelner Bevölkerungsgruppen. Die Skepsis gegenüber dem Fortschritt, der Machbarkeit aller Dinge, und der Bedürfnisbefriedigung durch materiellen Konsum, nimmt zu. Die Grenzen der Naturbelastbarkeit werden von immer breiteren Bevölkerungskreisen mit Erschrecken zur Kenntnis genommen. Es zeigen sich Ansätze eines veränderten Verhaltens, wie Konsumschränkung, Rückkehr zum einfachen Leben, bewußte Schonung der Umwelt – zum Teil sektiererisch demonstriert, von kleineren Gruppen in aller Stille gelebt, aber auch von Bürgerinitiativen gefordert. Überlagert wird diese Entwicklung durch einen Massenandrang in den Erholungsraum unserer Alpen.

Wandern, Bergwandern und Bergsteigen erleben einen Aufschwung wie nie zuvor.

Dies zeigt sich auch im Mitgliederzuwachs der alpinen Vereine, insbesondere des Alpenvereins, wieder. Der OeAV hat den einst vermuteten Plafond von 200.000 Mitgliedern weit überschritten und geht in den nächsten 10 Jahren mit guter Hoffnung auf die Viertelmillion zu.

ALPIN ZENTRUM HOHE TAUERN RUDOLFSHÜTTE

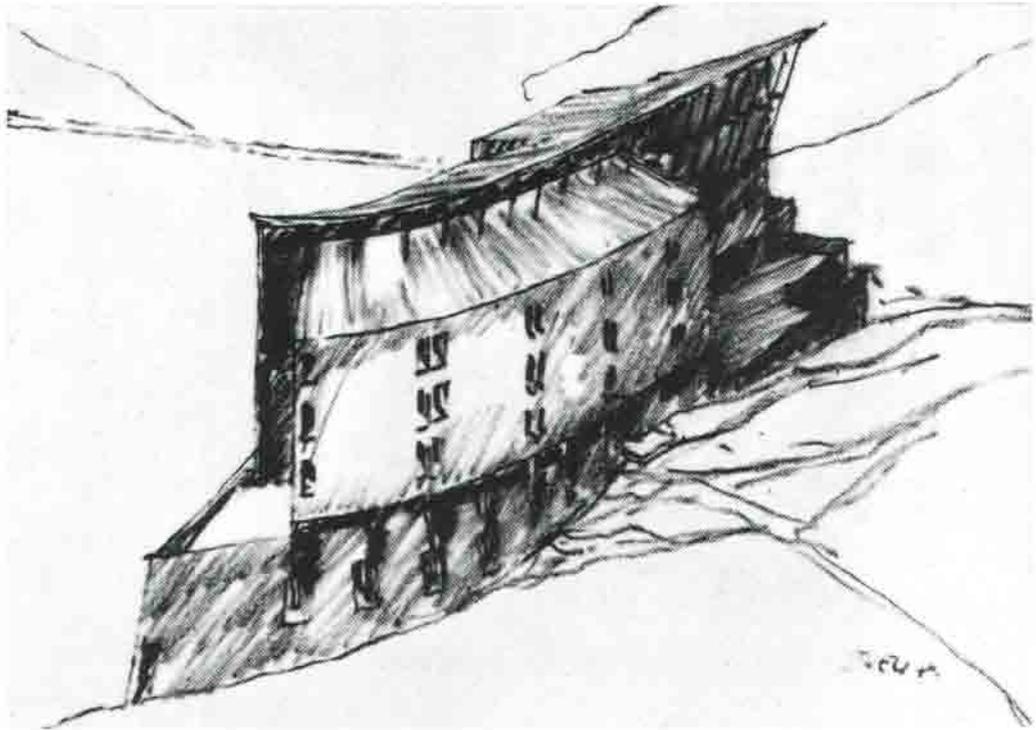
OeAV
Österreichischer
Alpenverein 

Der DAV hält derzeit bei 320.000 Mitgliedern.

Die vermehrten Dienstleistungen des Vereins gegenüber dem Bergwandern und Bergsteigern vermochten bisher nicht die ständig zunehmenden Bergunfälle, um nur diese dramatische Entwicklung aufzuzeigen, in den Griff zu bekommen. Im Jahre 1977 gab es über 400 Bergtote in den Alpen. Ein großer Teil der fast läuglichen Unglücksreihe wäre zu verhindern, wenn der Bergwanderer und Bergsteiger besser informiert, besser beraten, besser ausgerüstet und besser ausgebildet wäre.

Neben diesem blutigen Unglück gibt es auch Fehlverhalten, das zwar nicht statistisch erfaßt wird, aber für jeden Bergsteigerverein zu einer Herausforderung werden mußte. Aus dem facettenreichen Distelstrauß sei nur auf die seelische Unfähigkeit vieler Alpenbesucher verwiesen, die Natur zu sehen, zu verstehen, für kurze Zeit an ihr teilzuhaben und sie selbstverständlich auch entsprechend zu schonen. Bergwandern und Bergsteigen haben neben der physiologischen und technologischen auch eine psychologische und soziale Dimension.

Der Alpenverein hat in seinem Symposium »Bergsteigen – Lebensform und Lebenshilfe«, das im Juni vergangenen Jahres in Innsbruck durchgeführt wurde, wesentliche Bereiche des Bergsteigens analysiert und in einem Maßnahmenkatalog die Alpinausbildung als wesentlichen Schwerpunkt kommender Vereinspolitik und Vereinsarbeit festgelegt.



Entwürfe: Architekten Heinz - Mathoi - Strelj

Die Kombination von Altbestand und Neubau

Die beherrschend auf dem Schafbichl im Talschluß gelegene Rudolfshütte wird durch einen Zubau auf der Westseite in Oktoederform so erweitert, daß sich das Gebäude architektonisch gut in die formenreiche Hochgebirgslandschaft fügt. Gleichzeitig wird eine Organisation des Hauses erreicht, die es ermöglicht, die dargestellten Funktionen in gegenseitiger Abstimmung zu erfüllen.

Im Kellergeschoß des Altbaues sind Skiabstellraum und Werkstatt, Trockenraum, Wäscherei und Lagerräume untergebracht. Daran schließen im Neubau, bereits ebenerdig, die Räume für die Forschungsbereiche Höhenmedizin – Klima-, Lawinenkunde. Es folgen Hallenbad und Sauna.

Im Parterre der ehemaligen Rudolfshütte steht – in Verbindung mit der Küche – ein Selbstbedienungsrestaurant mit 140 Sitzplätzen den Tagesbesuchern zur Verfügung. Im Neubau sind Rezeption, Halle, Lehrsaal, Bücherei, eine gemütliche Stube und ein Speisesaal Zentrum für den Kursbetrieb und Aufenthalt für die nächtigenden Bergsteiger.

Der erste Stock verfügt im Neubau über zwei weitere Lehrräume und enthält die bis ins Dachgeschoß reichende Kletterwand. Die Halle mit der Kletterwand ist in diesem und in den folgenden 2 Stockwerken von Zweibettzimmern, jeweils mit Naßzelle, umgeben. Dazu kommen die Kleinwohnungen für den bergsteigerischen und den wirtschaftlichen Leiter des Hauses. Im Altbau bleiben die Zimmer unverändert. Lediglich im 3. Stock, in dem bisher Lager untergebracht waren, werden die Personalzimmer eingebaut.

Die bisherige Terrasse erfährt eine Erweiterung mit einem Winterzugang, der wasser- und schnee-geschützten Eintritt ermöglicht.

2. Alpinausbildung im Österreichischen Alpenverein:

Unabhängig von einer Definition des Bergsteigens und der nie abzuschließenden Diskussion über das Selbstverständnis dieser Tätigkeit, der immer noch die Faszination unversehrt Jugend anhaftet, tritt das Bergsteigen immer stärker in die Phase wissenschaftlicher Durchleuchtung: Höhenmedizin, Höhenpsychologie, den Zielpersonen angepaßte Trainingsprogramme, Sicherheitsprüfungen für technische Ausrüstung, sind nur ein paar Überschriften, die diese Entwicklung kennzeichnen.

Der klassische Bergführer hat sich längst zum Berg- und Skiführer mit erweiterten Tätigkeiten und einer erweiterten Ausbildung qualifiziert. Er sieht sich immer mehr von einem breiten alpinen Führungskader aus allen gesellschaftlichen Gruppen umgeben, deren Tätigkeiten Bergsteigen berühren wie z.B. Bergwacht, Bundesheer, Gendarmerie, Zollwache, Sportlehrerausbildung u. a. Im Vorfeld wartet auch die Schule auf eine Einbeziehung in die Alpinausbildung.

Nunmehr verlangt die österreichische Fremdenverkehrswirtschaft, daß das alte Angebot des Wanderführers für die Aktion »Berg-erlebnis« vermehrt und neu organisiert wird.

Diese grundsätzlich erfreuliche Entwicklung wirft die Frage auf, ob in freilich noch ferner Zukunft nicht auch den alpinen Vereinen jenes Schicksal beschieden sein könnte, das die einst Pionierarbeit leistenden Schwimmvereine erfahren mußten. Durch die Schule vermittelt, wurde Schwimmen zum Sport für alle.

Die Vision eines Volkes von Bergsteigern ist so utopisch, daß dem Alpenverein noch lange Zeit die alpine Ausbildungs- und Betreuungsfunktion erhalten bleiben wird.

Für die erforderliche Konzentration auf diese Aufgabe besitzt der AV nicht nur ein Primogeniturrecht als ältester Bergsteigerverein, er verfügt auch über die ideelle und materielle Potenz. Er hat die Hirne, die Muskeln, eine ausgereifte Technologie und Arbeitsgebiete mit Schutzhütten und alpinen Wegenlagen. Die Reserven an »Know how«, wie man sich heute ausdrückt, stellen eine Substanz dar, die nicht hoch genug einzuschätzen ist. Dabei liegt es dem Verein fern, Urheberrechte irgendwelcher Art für sich in Anspruch zu nehmen.

Da der AV auf Grund seiner föderalistischen Struktur in seinen Sektionen lebt, müssen die

Aktivitäten vor allem von den Sektionen getragen werden. Dazu gehören Angebote umfassender Information, Beratung in den Belangen Bergwandern und Bergsteigen, von wem immer sie gewünscht wird, Ausbildung der Mitglieder, alters-, interessens- und leistungsadäquat, Gruppenführungen und Bergaufenthalte, in denen auch das gemeinsame Bergerlebnis gepflegt wird.

Der Gesamtvereinsleitung verbleibt lediglich eine Hilfestellung gegenüber den Sektionen. Nur dort, wo Sektionen überfordert sind oder in einer Phase von Inaktivität ihre Mitglieder im Stich lassen, kann und muß der Gesamtverein mit eigenen Angeboten einspringen.

Das Sachgebiet »Bergsteigen« (Sachwalter Siegfried Aeberli, Alpinreferent Wolfgang Nairz) ist in den letzten Jahren zwar zielstrebig ausgebaut worden, verfügt aber noch nicht über das notwendige Instrumentarium, um die heute schon gestellten und in Zukunft vermehrten Aufgaben erfüllen zu können.

So forderte schon Wastl Mariner als Sachwalter massiv eine Ausbildungsstätte für Bergsteigen und erstellte dazu ein Konzept. Sein Traum war ein Ausbildungshaus im Kaunergrat, vom Fels- und Eisangebot her der attraktivste Standort. In den Vereinsgremien wurde durch Jahre das Projekt eines Ausbildungszentrums beraten, dies in zwei Alternativen:

- Die kleine Lösung in Form einer für das Sommerbergsteigen ideal gelegenen Schutzhütte (Kaunergrat) mit den entsprechenden Lehrräumen für spezialisierte Kaderaus- bildung;

- die große Lösung, ein auch im Winter leicht d.h. mechanisch erreichbares Haus in einer Touren-Umgebung, die Ausbildung im Sommer- und Winterbergsteigen für breite Bergsteigerschichten ermöglicht, und auch die notwendige Forschungsfunktion im Bereich Bergsteigen übernehmen kann.

3. Alpinzentrum Rudolfshütte als große Lösung:

Der 1976 endlich getroffene Entschluß, ein ganzjährig geführtes Ausbildungshaus für eine breite Besucherschaft zu errichten, schränkte die Auswahl des Standortes sehr ein.

Die erste Wahl fiel auf Hochstubaui, wobei eine Lösung in Kooperation mit der Dresdnerhütte angestrebt wurde. Das Projekt fiel endgültig

unter den Tisch, als sich die Gemeinde Neustift gegen die Errichtung des Ausbildungshauses aussprach. Damit war der Weg zur Rudolfshütte der Sektion Austria am Weißsee im Stubachtal gewiesen. Zentrale Lage in Österreich, leichte Erreichbarkeit durch eine Seilbahn, eine für die Grundausbildung geeignete touristische Umgebung und die spontane Zustimmung von Seiten der Gemeinde Uttendorf und des Landes Salzburg – mit der Bereitschaft, das Vorhaben in jeder Weise zu fördern – waren Positivfaktoren, die die Standortwahl leicht machten.

Die mit der Sektion Austria aufgenommenen Verhandlungen führten rasch zum Erfolg. In einer a.o. Hauptversammlung gab die Sektion grünes Licht, die Rudolfshütte zu bestimmten Bedingungen an den Gesamtverein zu verpachten. Die Hauptversammlung in Schladming änderte einstimmig, dem HV-Beschluß von Freistadt entsprechend, den neuen Standort um.

Die so getroffene Lösung **Alpinzentrum Hohe Tauern Rudolfshütte** ist damit keine Spontanidee, auch kein Prestigeobjekt, sie ist das Ergebnis eines ausgereiften Konzeptes. Damit vermied man auch die nicht seltene Vorgangsweise, zuerst ein schönes Haus zu bauen, um sich nachher im Detail zu fragen, was darin passieren soll. Mit seinem Alpinzentrum erfüllt der Verein vielseitige Forderungen, Funktionen zu übernehmen, für die bisher die personellen, technischen und räumlichen Voraussetzungen fehlten. Die Genesis des Hauses ist ein Garant für den Erfolg.

Dem Alpinzentrum kommen fünf Funktionen zu:

1. Wahrnehmung von Forschungsaufgaben zur Entwicklung des Bergsteigens, insbesondere aus den Bereichen Höhenmedizin, Psychologie, Schnee- und Lawinenforschung, Meteorologie u. a. und darauf aufgebaut, die Entwicklung von Trainingsmodellen für Bergwandern und Bergsteigen;

2. Alpine Kaderausbildung für den eigenen Verein und für Verbände und Institutionen, die alpin ausgebildeter Führungskräfte bedürfen. Dabei sollen neue Formen und Techniken entwickelt, erprobt und weitergegeben werden. Dem Innovationscharakter des Programms wird die Leitung des Hauses ihr besonderes Augenmerk zuwenden. In Verfol-

gung der Funktionen 1) und 2) werden Kurse im Baukastensystem, Seminare, Tagungen und Enqueten mit grundsätzlicher Thematik durchgeführt werden.

3. Dem gegebenen Bedarf einer Breiten-Ausbildung wird durch eine umfangreiche Palette von Angeboten Rechnung getragen. Zielpersonen sind das einzelne Mitglied wie auch an bergsteigerischer Ausbildung interessierte Nichtmitglieder. Die Angebote werden sowohl teilnehmerspezifisch, wie: Jugendkurse, Familienwochen, Seniorenkurse, als auch leistungsdifferenziert, Anfänger- und Aufbaukurse, ausgeschrieben. Skiaus- und Aufbaubildung auf der Piste, Tourenskilauf, Langlauf, Winterbergsteigen lassen sich ebenso in ein Wochenprogramm zusammenbinden wie im Sommer Gehen im Fels und Eis mit einer Einführung in die Fauna, Flora und Morphologie des Hochgebirges kombiniert werden kann.

Der Katalog der möglichen Inhalte ist vielfältig wie das Gebirge selbst. Die Nachfrage wird im konkreten entscheiden, welche Inhalte besondere Schwerpunkte werden.

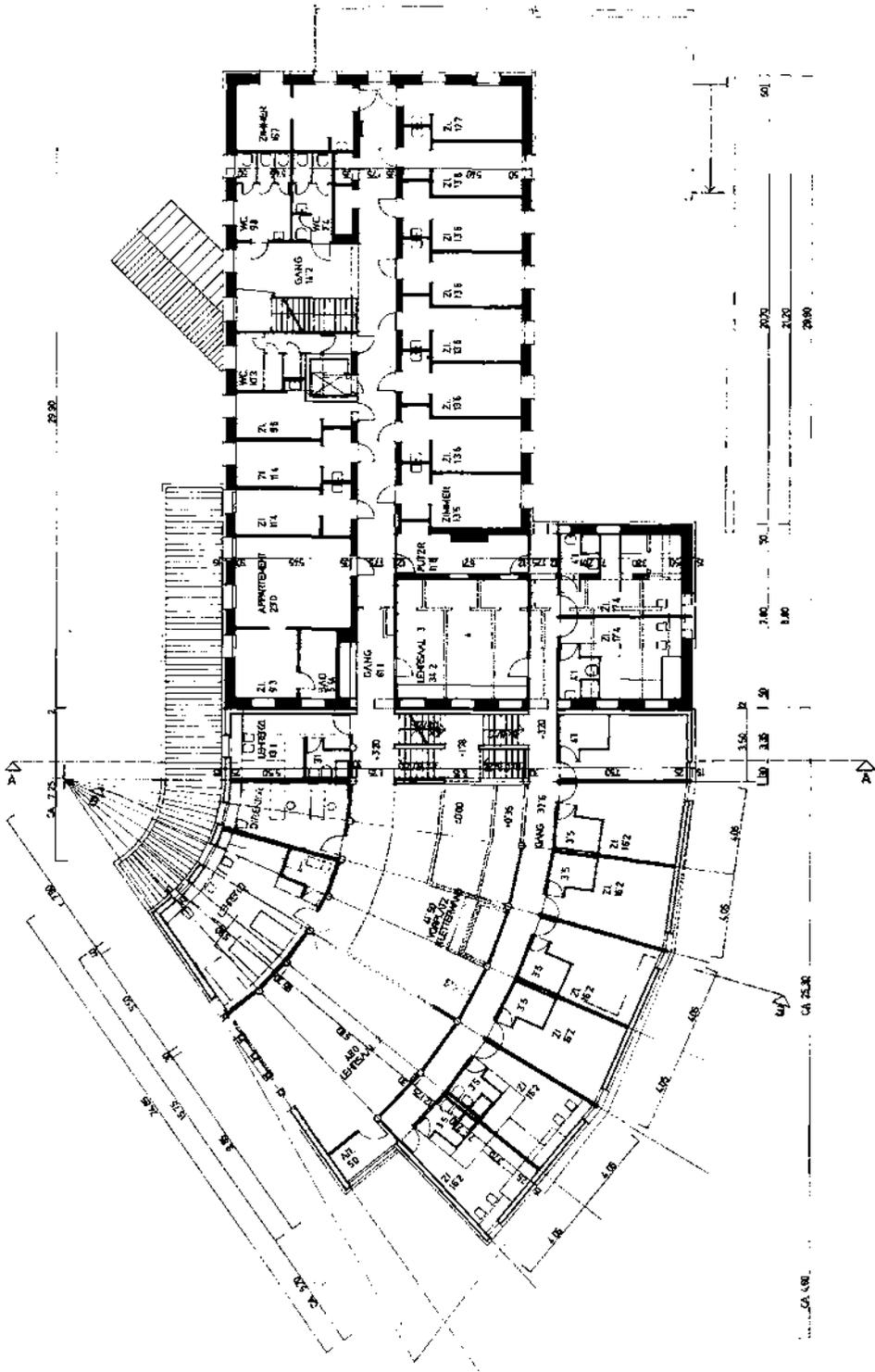
4. In dem attraktiven Haus, in einer grandiosen Hochgebirgslandschaft gelegen, sollen die Alpenvereinssektionen und alpine Nachbarn die Möglichkeit haben, selbst Ausbildungskurse oder Bergwochen durchzuführen. Dabei stehen ihnen auf Wunsch neben der Unterrichtstechnologie auch Lehrkräfte des Zentrums zur Verfügung. Bei entsprechender Preisgestaltung erfüllt dieses Angebot eine sehr notwendige Dienstleistung des Gesamtvereins zur Förderung der Eigeninitiative der Sektionen.

5. Die adaptierte Rudolfshütte wird vom Alpinzentrum nicht absorbiert. Dem erweiterten Haus bleibt die Schutzhüttenfunktion. Bergwanderer und Bergsteiger werden wie bisher aufgenommen und sollen die Betreuung erfahren, die gutgeführten Schutzhütten entspricht.

Da das Haus mechanisch erreichbar ist und ein vermehrter Tagesbesuch zu erwarten sein wird, ist für die Versorgung der Tagesgäste ein Selbstbedienungsrestaurant vorgesehen.

Es sollte gelingen, auch dieser Tagesgastversorgung den Stempel von Alpenvereinsgastlichkeit aufzudrücken.

Die Kombination von fünf, wohl in sich zusammenhängenden, aber doch sehr unterschiedlichen Funktionen erfordert ein Perso-



Planskizze 1. Stock

nal- und Raumprogramm, das nur durch die erwähnte große Lösung zu erreichen ist.

Die bergsteigerische Führung des Hauses als pädagogische Aufgabe zu sehen, bedarf eines hochqualifizierten Leiters. Dieser muß über den wissenschaftlich-theoretischen Hintergrund, über die methodisch-didaktische Ausbildung und über die persönliche Praxis eines Spitzenbergsteigers verfügen.

Aus einer Schar qualifizierter Bewerber fiel die Wahl auf Erich Lackner, international bekannter Expeditionsbergsteiger, der bereits an der Programmerstellung für die vielfältigen Funktionen des Hauses arbeitet.

Der bergsteigerische Leiter sucht sich selbst seine Mitarbeiter aus, die zum Teil ganzjährig angestellt, zum anderen mit zeitlich begrenzten Verträgen arbeiten werden.

Dem wirtschaftlichen Leiter und seinen Mitarbeitern obliegt die kaufmännische Führung des Hauses, die mit allen Mitteln bemüht sein muß, mit einem gewissen Polster aus dem Tagesgeschäft kostengünstige Kursangebote zu ermöglichen. Das Haus muß sich wirtschaftlich selbst erhalten, wobei der Pachtzuschilling an die Sektion Austria und Rückzahlungsverpflichtungen für aufgenommene Darlehen mit zu verkraften sind.

Die Raumerfordernisse machen es notwendig, das bestehende Objekt – die Rudolfshütte ist das größte Alpenvereinshaus Österreichs – durch einen Zubau zu erweitern, der das bisherige Raumvolumen verdoppelt. Der neue Baukörper wird nach den Plänen der Architektengemeinschaft Heinz-Mathoi-Streli an die Südwestfront des Hauses angeschlossen und gibt, in einem Halbrund (Oktoeder-Form) gestaltet, den vollen Blick in die großartige Gipfel- und Kammszenerie der Granatspitzgruppe frei.

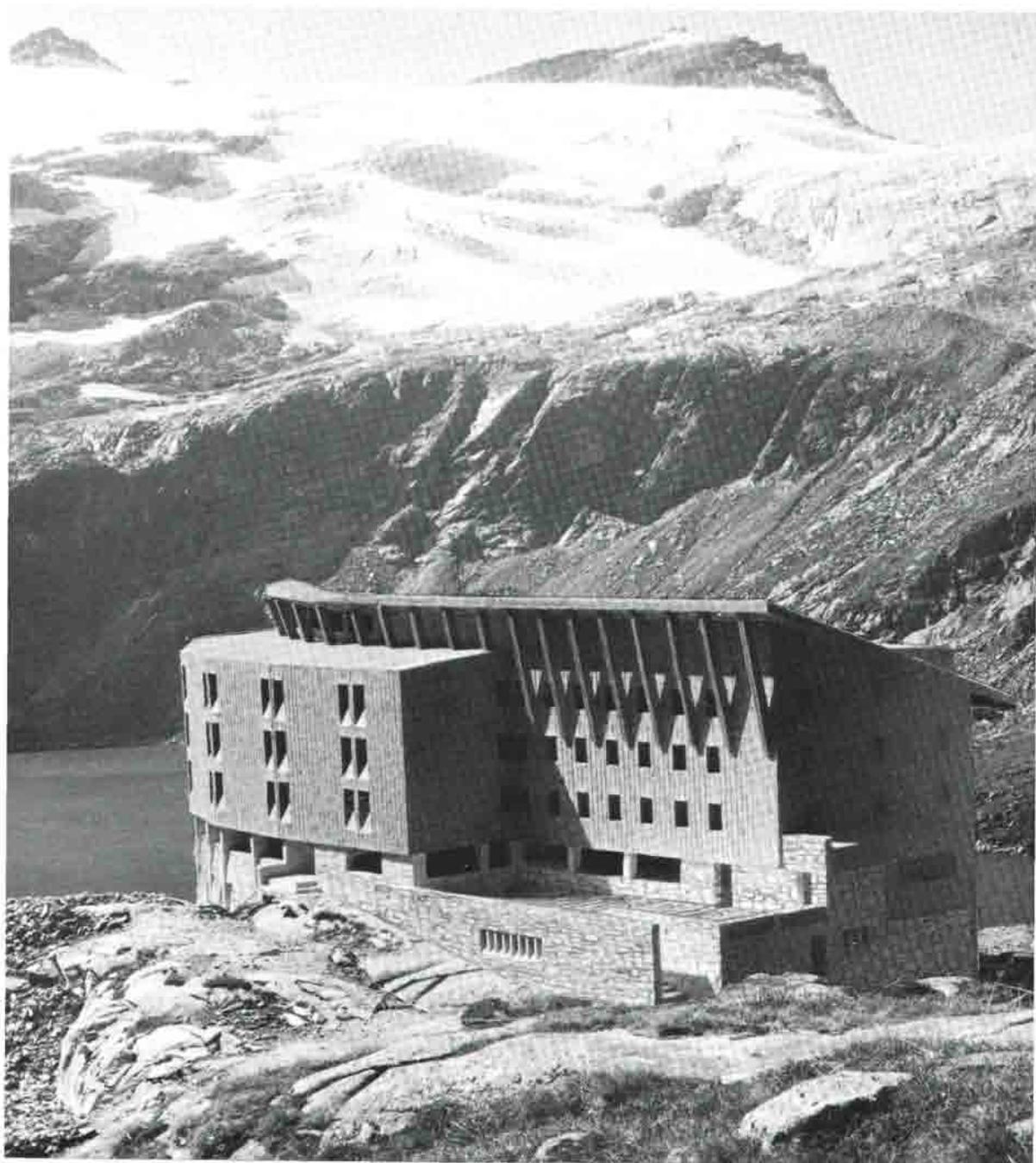
Das erweiterte Haus – der Altbestand der Rudolfshütte wird generalsaniert – nimmt in 58 Zwei- bis Vierbettzimmern und einem Matratzenlager gut 200 Gäste auf. Die Zimmer haben Kalt- und Warmwasser; 28 Zimmer im Neubau verfügen über Dusche und WC. An 2 Speisesäle für Kursgäste und Touristen mit 180 Sitzplätzen schließt sich das Selbstbedienungsrestaurant für Tagesgäste mit nochmals 140 Sitzplätzen an.

Für den Ausbildungsbetrieb stehen 2 Lehrsäle für jeweils 50–60 Teilnehmer zur Verfügung, wobei einem Lehrsaal auch die Halle angeschlossen werden kann, um für größere Tagungen bis zu 140 Teilnehmer aufzunehmen; Dazu kommen 3 kleinere Aufenthaltsräume. Die technologische Ausstattung wird allen Anforderungen entsprechen. Eine Fachbücherei wird allen Teilnehmern zugänglich sein. Hallenbad und Sauna haben eine Funktion im Trainingsprogramm. Eine 12 m hohe Kletterwand in der Halle des Hauses wird besonders bei Schlechtwetter die praktische Ausbildung ermöglichen. Der Forschung sind 6 Räume gewidmet.

Am 17. Juni dieses Jahres hat Handelsminister Dr. Josef Staribacher im Rahmen einer kleinen Spatenstichfeier symbolisch einen Sprengschuß ausgelöst, der den Beginn der Bauarbeiten markieren sollte. Der Fortschritt dieser Bauarbeiten ist sehr stark wetterbedingt. Wenn die Dinge gut laufen, müßte es gelingen, noch in diesem Jahr den Rohbau zu erstellen und im Jahr 1979 Neubau und Adaptierung des Altbestandes fertigzubringen. Spätestens im Winter 1979 soll der Ausbildungsbetrieb voll aufgenommen werden.

Mit der Wahl der Rudolfshütte kehrte der Österreichische Alpenverein mit seinem Gesamtvereins-Projekt in eines seiner ältesten und traditionsreichsten Arbeitsgebiete – in die Bergheimat der großen »Austria« zurück. Diese Verbindung, Alte Rudolfshütte – Neues Alpinzentrum, sollte nicht nur Symbolcharakter haben. In das große, technisch perfekte, leistungsfähige neue Haus muß bei allem rationalem Management doch echter Alpenvereinsgeist Hintergrund aller Tätigkeiten sein. An ihm wird der Erfolg des großen Projektes zu messen sein. In dem Sinne sollte sich ideenstark ein Band von den Gründern dieser Hütte, Stüdl und Hofmann, die 1869 den Hüttenplatz auswählten, zu den Lehrern spannen, die, so gebe es Gott, 1979 mit den alten Idealen ins neue Haus einziehen werden.

*Anschrift des Verfassers:
Prof. Louis Oberwalder
Wilhelm-Greil-Straße 15
6010 Innsbruck*



Das Alpinzentrum – wie es fertig aussehen wird.



Zur Erinnerung an Hofrat Professor Martin Busch

Ehrenmitglied des Deutschen und des
Österreichischen Alpenvereins
* 14. 4. 1896 / † 5. 8. 1958

DR. RICHARD GRUMM

Zum 20. Male schon jährte sich heuer der Todestag jenes Mannes, dessen Name nicht nur als der des bisher einzigen gemeinsamen Ehrenmitgliedes der beiden großen Alpenvereine (und ihrer Sektionen Berlin, Bielefeld, Frankfurt/Main, Innsbruck und Wels) unvergessen bleiben soll, sondern auch als der eines vor allem ob seiner Herzensgüte, seiner aufrechten Biederkeit und unverrückbaren Grundsatztreue liebenswerten Menschen, dessen allgemeines Ansehen und mutiges Eintreten für die Sache des Rechtes entscheidenden Anteil am Wiederaufstieg des Alpenvereins nach dem 2. Weltkrieg hatte.

Dies ist außer seinen ehemaligen Freunden und Bekannten in dem heute weit über eine halbe Million Bergfreunde zählenden Kreis der Alpenvereinsmitglieder dies- und jenseits der Grenzen, vor allem der jüngeren Generation, vielfach nicht mehr bewußt oder überhaupt nicht bekannt. Es war daher der Wunsch beider Vereinsleitungen, das Bild dieses um unsere große Gemeinschaft so verdienten Mannes auch im Jahrbuch festzuhalten und für die Zukunft zu bewahren, zumal nach seinem Tode nur in den »Mitteilungen« und im »Bergsteiger« etwas ausführlicher darüber berichtet wurde. Und weil in unserer so arg schnelllebigen Zeit auch große Verdienste nur allzurasch

vergessen werden, sobald sie dem Tagesgeschehen entrückt sind und ihre unmittelbaren Zeugen verstummen, deshalb soll hier der Versuch unternommen werden, das Leben und Wirken Prof. Buschs in kurzen Zügen noch einmal vor uns erstehen zu lassen.

Man möge verzeihen, wenn dem Chronisten als seinem ehemaligen Schüler und späteren Kameraden und Mitarbeiter dabei manchmal mehr die alte Liebe und Verehrung die Feder führt, als einem kritischen Betrachter vielleicht gerecht erscheinen mag; sicherlich werden aber alle, die Hofrat Busch noch persönlich kannten, ihm dabei zustimmen. Soweit es der beschränkte Raum erlaubt, sollen Zeitdokumente, Auszüge aus Reden vor den Hauptversammlungen des OeAV und DAV sowie Zeugnisse seiner Weggefährten helfen, das Bild so klar als möglich zu zeichnen.

Die wichtigsten Lebens- und Berufsdaten
(nach Mitteilung des Landesschulrates für Tirol an den OeAV vom April 1956)

Martin Busch wurde am 14. 4. 1896 in Wels (Oberösterreich) geboren, wo er auch die Volksschule und die Unterklassen des Gymnasiums besuchte. Die Reifeprüfung legte er mit Auszeichnung am Bischöflichen Collegium

Petrinum in Linz ab und meldete sich danach sogleich freiwillig zum Kriegsdienst bei der österreichischen Gebirgstruppe, den Landes-, nachmals Kaiserschützen. An der höchstgelegenen Front des 1. Weltkrieges, im Ortlergebiet, erhielt er als bereits mehrfach ausgezeichnete Reserve-Leutnant und Führer einer MG-Abteilung nach der Erstürmung der 3692 m hohen Punta San Matteo 1918 den für seinen Dienstgrad höchst selten verliehenen Kronenorden. Der junge Heimkehrer studierte neben dem Hauptfach Turnen klassische und romanische Sprachen und trat 1921 den Dienst als Turnlehrer am Bundesgymnasium und Realgymnasium in Innsbruck an, dessen Lehrkörper er fortan angehörte. 1924 erwarb er das Sprachdiplom an der Alliance française in Paris (was ihm später sicher bei Verhandlungen mit der Besatzungsmacht sehr zustatten kam), 1934 bis 1938 erfüllte er gleichzeitig einen Lehrauftrag am Turnlehrerbildungsinstitut der Universität Innsbruck. Nach dem Anschluß Österreichs wurde Busch vom Schuldienst enthoben, in den er erst nach Kriegsende zurückkehren konnte. 1939 bis 1945 diente er als reaktivierter Offizier bei Panzerjägern in der 2. und 6. Gebirgsdivision in Polen und Frankreich, zuletzt als Major im Stabe eines Generalkommandos, nachdem ein altes Kriegsleiden weiteren Fronteinsatz verbot. 1945 wieder in den Schuldienst zurückberufen, wurde er 1947 Fachinspektor für Leibbeserziehung an den Knabenmittelschulen in Tirol, Salzburg und Vorarlberg. Seine Verdienste um den Wiederaufbau des österreichischen Schulwesens und die Förderung der Leibbeserziehung wurden von höchster staatlicher Stelle durch die Verleihung des Hofrats-Titels anerkannt.

Neben seinem Beruf war Prof. Busch fast von Anbeginn auch in der außerschulischen Jugend- und Erziehungsarbeit (nicht zuletzt für den Alpenverein!) tätig, 1934 bis 1938 zugleich als Inspektor der Skischulen Tirols und letztlich führend in der Österreichischen Jugendbewegung.

Das Wirken im und für den Alpenverein

(wichtigste Daten)

Von 1930 bis 1938 war Prof. Busch Leiter der Landesstelle Tirol für alpines Jugendwandern im DuOeAV. Er sammelte in dieser Zeit über 6000 Jugendliche in den Reihen der Alpen-

vereinsjugend (die von ihm geleiteten Landesjugendskitage mit mehreren Tausend Teilnehmern sind bei diesen heute noch in bester Erinnerung) und gehörte gleichzeitig dem Ausschuß des Zweiges Innsbruck an.

Im Juni 1945 wurde Busch in den von der Tiroler Landesregierung eingesetzten Notvorstand des DAV (der seinen Sitz ja seit 1938 in Innsbruck hatte) berufen und war maßgeblich an dessen Umbildung in den »Alpenverein« und 1950 in den heutigen »OeAV« beteiligt;

im November 1945 von der Besatzungsmacht zum Verwalter der deutschen Hütten in der französischen Besatzungszone Österreichs bestellt;

im Sommer 1946 zum Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses des Alpenvereins gewählt und kurz darauf auch zum 2. Vorsitzenden des in Wien neugegründeten OeAV, dessen Ersten Vorsitzenden er im Sommer 1947 als Stellvertreter ablösen mußte;

im Dezember 1946 durch die Landeshauptmannschaft bestellt zum »Öffentlichen Verwalter für sämtliche in Tirol gelegenen Vermögensschaften des DAV, soweit diese sich im Eigentum reichsdeutscher Sektionen befinden«.

Mit 29. 10. 1947 erhielt Busch Auftrag und Vollmacht des Bundesministeriums für Vermögensversicherung und Wirtschaftsplanung als »Verwalter des Vermögens der nichtösterreichischen Zweige des ehemaligen DAV«.

Am 1. 11. 1947 wurde Busch in der ersten »regulären« Hauptversammlung des AV und OeAV für fünf Jahre zum Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses beider Vereine gewählt, die 1950 zum heutigen Österreichischen Alpenverein verschmolzen.

Ende 1952 übergab er die Amtsgeschäfte als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses an seinen Nachfolger, Univ. Prof. Dr. Hans Kinzl. 1953 bis 1957 Erster Vorsitzender des OeAV. 1956 durch die DAV-Hauptversammlung in Cuxhaven zum Ehrenmitglied des Deutschen Alpenvereins ernannt.

1957 durch die OeAV-Hauptversammlung in Velden zum Ehrenmitglied des Österreichischen Alpenvereins ernannt und vom Deutschen Bundespräsidenten mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Diese kurze Datenübersicht über die Tätigkeit für den Alpenverein läßt auch nicht annähernd ahnen, welche Fülle von Arbeit, vor allem aber

welchen unentwegten persönlichen Einsatz, welche Gleichmut und Charakterstärke es erforderte, in den Nachkriegsjahren die anfänglich schwer bedrohte Sache des Alpenvereins (den man von bestimmter Seite gar zu gerne aufgelöst sehen wollte, um ihn beerben zu können) und seine beharrliche Verteidigung des deutschen Hüttenbesitzes mit solchem Nachdruck und Erfolg zu vertreten, wie dies Prof. Busch getan hat. Nicht zu zählen waren die persönlichen Vorsprachen und die Schriftsätze an die verantwortlichen Stellen, in denen immer wieder die Dinge ins rechte Licht gerückt werden mußten, bis zunächst der Fortbestand des Gesamtvereins und der Sektionen vor dem Österreichischen Verfassungsgerichtshof erkämpft und endlich, nach dem Staatsvertrag, jene Vermögensregelung durchgesetzt werden konnte, die Hofrat Busch seit je angestrebt hatte. Nun konnte er nach mehr als 20jähriger Amtsführung an der verantwortlichen Vereinsspitze die Führung getrost in andere Hände legen, zumal es ihm gelungen war, in seinem oberösterreichischen Landsmann, alten Freund und Kaiserschützenkameraden, Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, einen hervorragenden und in jeder Hinsicht bestens vorbereiteten Nachfolger im Vorsitz des OeAV zu gewinnen.

Buschs Einstellung zu der ihm durch das allgemeine Vertrauen übertragenen Aufgabe kennzeichnet wahrscheinlich nichts besser als seine kernigen Reden vor den Hauptversammlungen, aus denen einige besonders markante Stellen deshalb hier zitiert seien.

So erklärte er 1948 in Mayrhofen:

»Ich habe diesen Auftrag angenommen, weil ich glaubte, damit der österreichischen Bergsteigerschaft einen Dienst zu erweisen und weil ich mir bewußt war, daß diese Verwaltung nur dann einigermaßen erfolgreich vor sich gehen könne, wenn ich an der großen Organisation des Alpenvereins den entsprechenden Rückhalt habe. Sie ist meines Erachtens nur möglich, wenn ein möglichst großer Hüttenbesitz sich in einer Hand befindet, weil nur so ein Ausgleich der Lasten und Risiken durchführbar ist und weil nur dann alle jene vielen opfervollen und kostspieligen Nebenaufgaben, die mit dem Hüttenbesitz verbunden sind, aber in der Regel gar nicht gesehen und gerechnet werden, mit übernommen werden können: Die Anlage und Erhaltung von Wegen und Markierungen samt den notwendigen Wegstafeln, die Versicherung oder Befürsorgung der Hütten und deren ständige Betreuung, die Herausgabe von Gebirgskarten und Führern, kurz alle jene Dinge, die der Bergsteiger, verwöhnt durch die 80jährige Arbeit des Alpenvereins, als Selbstverständlichkeiten anzutreffen erwartet. Das sind sie aber nicht, sondern Werte, die mit ungeheuren Opfern und außerordentlichen Kräften ge-

schaffen wurden und nur erhalten werden können, wenn diese Kräfte ungehindert und unvermindert am Werke sind.«

Wie sehr er es verstanden hatte, seinen Freund, Tirols Landeshauptmann Dr. Weißgatterer, von seinem Standpunkt zu überzeugen, bewies dieser mit der in der gleichen Versammlung getroffenen und für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlich mutigen Feststellung:

»Den nichtösterreichischen Sektionen des ehemaligen DuOeAV ist es heute nicht möglich, Ansprüche geltend zu machen. Für die endgültige Regelung der Eigentumsfrage kann aber billigerweise kein anderer Standpunkt maßgebend sein als der, der sich aus der Kenntnis der Entstehung und des Werdeganges dieser Hütten, aus der Bedachnahme auf den Zweck, dem sie dienen sollen sowie aus den Prinzipien der Anständigkeit und Gerechtigkeit ergibt. Bis zu diesem Zeitpunkt soll der Alpenverein ihr unbestechlicher treuhändiger Verwalter sein!«

Dies war die Leitlinie, die – vom trostlosen Anbeginn bis zum letztlich doch guten Ende – Buschs Verwaltungstätigkeit bestimmte, bis er nach dem endlichen Abschluß des österreichischen Staatsvertrages 1955 vor der Hauptversammlung in Bad Aussee in Anwesenheit des Vertreters der Bundesregierung, Minister DDr. Illig, erklären konnte:

»Mit dem Staatsvertrag verquickt ist nun eine Frage, die jetzt zur Entscheidung drängt, und die uns, aber auch das ganze österreichische Volk interessieren muß: Das künftige Los der Hütten des Deutschen Alpenvereins in Österreich, klarer ausgesprochen: Die Rückgabe dieser Hütten an ihre Eigentümer, die sie einst mit viel Idealismus, aus eigener Kraft und zum Nutzen vor allem unserer Volkswirtschaft errichtet haben.

Dieser Hüttenbestand erwuchs seit mehr als 80 Jahren und umfaßt heute nahezu 180 Hütten. Er war bis 1945 unbestrittenes Eigentum der deutschen Sektionen, jetzt aber ist er, zuerst von den Besatzungsmächten beschlagnahmt, durch den Staatsvertrag an Österreich übergeben worden. Sollen die wahren Eigentümer dieses Besitzes nun seiner verlustig gehen? Soll ich – ich will nicht unbescheiden sein, aber ich muß es sagen – mit meinen Mitarbeitern, mit dem ganzen Apparat des OeAV, den Unterlagen, der Sachkenntnis und der Liebe zur Sache, die eine richtige Verwaltung dieser Objekte, die einen materiellen, aber ebenso einen idealen Wert für unser Land und sein Volk darstellen, erst ermöglichen, sollen wir etwa durch Erfassung des Ganzen als einheitlichen Wirtschaftskomplex und selbstlosen Einsatz unserer Mittel, später auch unter Mithilfe des DAV, diese Hütten vor dem Verfall errettet haben, damit sie nun unser Staat erhält; erhält im doppelten Sinne? Oder, was wahrscheinlicher wäre, daß sie anderen Vereinen übergeben werden?

Ich habe dem Finanzministerium gegenüber an Hand von Aufzeichnungen nachgewiesen, daß diese Hütten zwischen den zwei Weltkriegen einen jährlichen Zuschuß des Gesamtvereins von rund $\frac{1}{4}$ Millionen guter Schillinge oder Mark erforderten, das sind aber höchstens 40% der Erfordernisse: die übrigen 60% mußten die Sektionen selbst erbringen. Wer

kann, wer will sich das leisten, wenn nicht die ursprünglichen Eigentümer? Ich glaube, derb ausgedrückt, jeder andere würde an diesem Bissen ersticken und die Hüten über kurz oder lang zugrunde gehen lassen oder aber schreien: Staat, zahl' du alles!

Ein anderer Gesichtspunkt: Für wen haben die deutschen Sektionen diese Stützpunkte geschaffen und betreut? Sie haben es getan aus Liebe zu unseren Bergen, zu ihrer Schönheit, gewiß, und um dort auch ein Heim zu besitzen; aber wer war und ist der Hauptnutznießer? Das ist der gesamte Fremdenverkehr in unserer Heimat, die große Gemeinde der Bergsteiger Österreichs und aller Länder und Richtungen, das ist unsere Bevölkerung und unsere ganze Volkswirtschaft.

Es soll auch nicht übersehen werden, wenn es zur Lösung der Frage kommt, daß die deutschen Sektionen genau so wie wir kulturell, erzieherisch und sozial wirken, daß sie somit in jene Kategorie juristischer Personen einzureihen sind, denen ihr Besitz laut Staatsvertrag zurückgegeben werden kann und nach unserer Meinung zurückgegeben werden soll und muß. Wir, der Österreichische Alpenverein, in Sonderheit seine Leitung, haben uns bisher streng mit Äußerungen zurückgehalten, weil wir einerseits wußten, daß viele verantwortliche hohe Persönlichkeiten und Stellen in dieser Frage genau so denken wie wir, und weil wir andererseits doch wohl annehmen durften, daß der DAV unser von der Vernunft gebotenes Schweigen verstehen wird, da er ja unsere Rechtsauffassung zu dieser Frage und unsere ganze ideale Einstellung dazu seit langem kennt und weiß, daß sich hier seit 1945, wo wir daneben selbst um unser Recht kämpfen mußten, ungeachtet der jeweiligen Strömung nie etwas geändert hat. Heute aber hal-

ten wir den Zeitpunkt für richtig, klar auszusprechen, was wir meinen und wollen.

Die ganze Entstehungsgeschichte der Hüten und ihr Wirken, die Grundsätze der Gerechtigkeit und des Anstandes, aber auch eine bloß nüchterne sachliche Überlegung, also ideelle und materielle Gesichtspunkte, lassen uns die Forderung erheben:

Gebt die deutschen Hüten ihren rechtmäßigen Eigentümern, ohne Einschränkung und bedingungslos zurück!

Schon im Jahr darauf, als der OeAV in Krems tagte, konnte Hofrat Busch bereits über die am 1. 7. erfolgte Rückgabe von 143 deutschen Hüten an die rechtmäßigen Eigentümer-Sektionen berichten und dafür den vom Ersten Vorsitzenden des DAV, Direktor Jennewein, in ebenso umfassender wie formvollendeter Rede überbrachten Dank entgegennehmen. Dieser schloß mit der Feststellung:

»Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß für Hofrat Busch und mit ihm für den Verwaltungsausschuß und für den ganzen Österreichischen Alpenverein der Gedanke der innigsten Verbundenheit mit dem Deutschen Alpenverein das leitende Prinzip war und ist, dann wäre er durch diese letzte Phase des zehnjährigen Kampfes allein schon eindeutig erbracht worden.«

In einer bisher einzigartigen Weise würdigten die beiden Alpenvereine das überaus verdienstvolle Wirken von Hofrat Busch, indem ihm DAV und OeAV die Ehrenmitgliedschaft verliehen. Die im OeAV-Archiv verwahrten Urkunden tragen folgenden Wortlaut:

Der Deutsche Alpenverein ernennt den Treuhänder der Hüten seiner Sektionen, die in Österreich liegen,

HERRN HOFRAT BUSCH,

für seine unermüdliche Fürsorge um die Erhaltung dieser Hüten in den Jahren 1945 bis 1956 und in Würdigung seines mutigen und unbeirrbaren persönlichen Einsatzes für deren Rückgabe an die Sektionen des Deutschen Alpenvereins in aufrichtiger Dankbarkeit zum

EHRENMITGLIED

Cuxhaven, am 8. September 1956

Deutscher Alpenverein

gez. Dr. A. Heizer gez. Alfred Jennewein

Die 76. Hauptversammlung
des Oesterreichischen Alpenvereins
in Velden, hat gemäß der Satzung

HERRN HOFRAT
PROF. MARTIN BUSCH,

Vorsitzender des
Verwaltungsausschusses 1945–1952
Erster Vorsitzender 1953–1957
zum

EHRENMITGLIED

des Oesterreichischen Alpenvereins
ernannt.

Mit dieser höchsten Ehrung will der Verein einen kleinen Teil jenes Dankes abstaten, der Hofrat Busch als dem Retter des Alpenvereins in der schwersten Zeit seiner 95jährigen Geschichte und für die unschätzbaren Verdienste um seinen Bestand und Wiederaufstieg nach dem zweiten Weltkrieg gebührt.

Velden am Wörthersee, 29. September 1957
gez. Dr. Neuhauser gez. H. Kinzl

Einstimmig und mit großem Beifall faßte die Versammlung folgende Entschliebung:

»Die Hauptversammlung 1956 des Österreichischen Alpenvereins benützt die Gelegenheit der Berichterstattung über die Rückgabe von 143 Hütten an die Sektionen des Deutschen Alpenvereins, um der gesamten Österreichischen Bundesregierung und insbesondere dem Herrn Bundesminister für Unterricht, Dr. Heinrich Drimmel, sowie allen mit der Regelung dieser Frage befaßten Stellen aus diesem Anlaß den herzlichsten Dank auszusprechen.

Die Versammlung dankt gleichzeitig dem 1. Vorsitzenden, Herrn Hofrat Prof. Martin Busch, und allen seinen in der Hüttenverwaltung tätig gewesenem Mithelfern für die während 10jähriger Arbeit dem Alpenverein geleisteten wertvollen Dienste.«

Diese hohen Ehrungen, denen weitere, wie die Taufe der Neuen Samoar-Hütte der Sektion Berlin auf seinen Namen und die Verleihung der Silbernen Medaille der Tiroler Handelskammer folgten, und die Busch, der nie auch nur einen Schilling Vergütung für seine Verwaltung bezog, so wie jeden Dank immer nur stellvertretend für seine Mitarbeiter entgegenzunehmen bereit war, haben ihn gerührt und gefreut. Noch mehr aber taten dies, das wissen alle, die ihm nahestanden, die Worte, mit denen Dir. Jennwein seine viel beachtete Rede vor der HV 1957 in Velden schloß:

»Gerne greife ich den Gedanken auf, den Herr Hofrat Busch vor 8 Tagen bei der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins in Füssen in bewegten Worten zum Ausdruck gebracht hat. Dieses gemeinsame Werk des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins bis zum Zusammenbruch, das aus einer großen Idee heraus geplant und mit einzigartigem Idealismus wurde, ist ein Freundschaftsband, das uns nach wie vor fester zusammenbindet als alle Fäden mit sonstigen Bergsteigerverbänden. Das Werk verpflichtet uns, es in irgendeiner Form als wohlgeordneten Organismus zu erhalten und weiterzuführen. Das aber bedeutet wiederum eine Gemeinsamkeit der Zielsetzung, die nur erreicht werden kann durch den ständigen Kontakt zwischen hüben und drüben. Wege zu finden zur Vertiefung dieses Kontaktes im Dienste des großen ideellen und materiellen Werkes, das soll die vornehmste und dringendste Aufgabe der beiden Vereinslei-

tungen sein. In dieser Stunde wollen wir deshalb geloben: Treue im Treue in echter Bergkameradschaft über den Dank hinaus, zum Segen der beiden Alpenvereine!«.

Damit war genau das ausgesprochen, wofür Hofrat Busch gelebt hatte und wofür er, der stets in dem von ihm verehrten und vielfach um Rat gebetenem Professor v. Klebelsberg die Symbolgestalt des alten DuOeAV gesehen hatte, schließlich selbst zum Sinnbild geworden ist.

Der Alpenverein und jeder, der sich zu ihm und seinen Idealen bekennt, sollte Martin Busch niemals vergessen!

(P. S.: Sein Grab liegt an der Nordseite der Innsbrucker St. Nikolauskirche unterhalb der Hungerburg.)

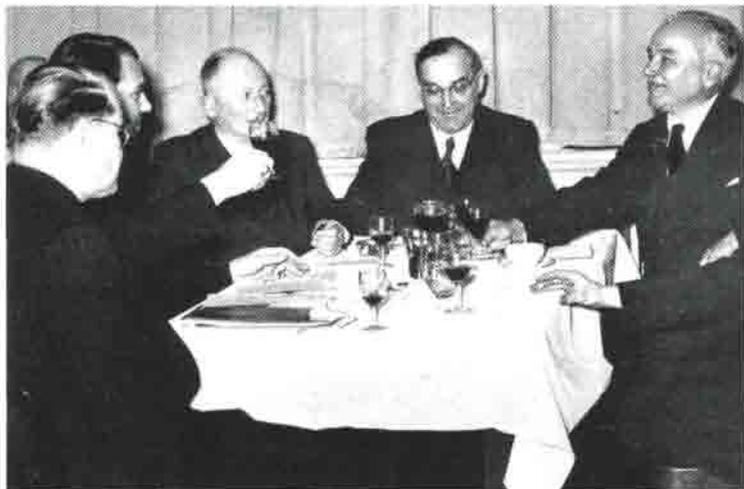
Quellen:

OeAV-Archiv, »Mitteilungen« des OeAV Jg. 11 (81), 1956, S. 33 und Jg. 13 (83), 1958, S. 65, 70 und 82 und des DAV, Jg. 10, 1958, S. 129 und »Der Bergsteiger«, Jg. 1958, S. 20–24, 42 und 93–95.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Richard Grumm
Wilhelm-Greil-Straße 15
6010 Innsbruck*

*Alpenvereins-Führungsgespräch in den Fünfziger Jahren; von links: BH Hofrat Dr. Lauer, Dr. Seykora und die 3 Ehrenmitglieder des OeAV: Prof. Busch, Prof. Kinzl, Prof. v. Klebelsberg
(Archivbild)*



Von Josias Simler zum Alpenvereinsführer Ein Vierteljahrhundert »Alpenvereinsführer« – vier Jahrhunderte alpines Führerschrifttum

FRANZ GRASSLER

»25 Jahre Alpenvereinsführer« – das sollte das Thema eines Beitrages werden, den der OcAV für seine »Mitteilungen« von mir erbeten hatte, allerdings nicht schon im »Jubiläumsjahr« 1976, sondern erst 1977. Ich schrieb einen kurzen Artikel, doch nun schlug der OcAV mir vor, ihn »etwas erweitert« im »Jahrbuch des Alpenvereins 1978« zu veröffentlichen. Da ich grundsätzlich der Meinung bin, in das »Jahrbuch« sollten – im Gegensatz zu den alpinen Zeitschriften – nur Beiträge von gewissem Gewicht und Umfang aufgenommen werden, schien mir an dieser Stelle und zwei Jahre nach dem »Jubiläum« eine erhebliche Erweiterung des zunächst geschriebenen Beitrags notwendig zu sein – und zwar in dreifacher Richtung: einmal in Richtung einer geschichtlichen Darstellung des alpinen Führerschrifttums von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg (wobei ich auf eine eigene Arbeit aus dem Jahr 1950 – »Der Bergsteiger« Jg. 1949/50, S. 503 – zurückgreifen konnte), zum anderen als Übersicht über die Entwicklung des Führerschrifttums der Nachkriegszeit in Deutschland, Österreich und Südtirol und schließlich als kritische Bestandsaufnahme des »Alpenvereinsführers« als Führerwerk.

I. Das alpine Führerschrifttum von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg

Als erstes, allerdings nicht alpines Reisehandbuch kann man die »Itineraria Antonini« bezeichnen, in denen zu Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr. die Reisestraßen des Römischen Reiches aufgeführt waren. Das Mittelalter kannte Führer für Pilgerreisen nach Jerusalem oder Rom und zu Wallfahrtsorten, doch das Hochgebirge der Alpen tritt uns erst bei **Josias Simler** entgegen. Freilich ist sein Werk »De Alpibus Commentarius« aus dem Jahre 1574 kein Führer im heutigen Sinne, sondern eher ein alpines Handbuch. Simler faßte das alpine Wissen seiner Zeit zusammen; er gab eine Einteilung der Alpen, beschrieb die

Alpenstraßen und befaßte sich mit den Schwierigkeiten und Gefahren von Alpenreisen. In seinem Werk sind Verhaltensmaßregeln für Gletscherwanderungen enthalten, die heute noch sinnvoll erscheinen. Doch der Schweizer Theologe Simler war seiner Zeit vorausgeeilt; noch bestand kein sonderliches Bedürfnis für Führerwerke. Nach einer Fülle topographischer Werke über die Alpenländer, in denen jedoch die Bergwelt meist recht stiefmütterlich behandelt wurde, war erst im 18. Jahrhundert die Zeit für Reiseführer in Gebirgsgegenden reif geworden. Die genauere Kenntnis von den Gebirgen, wie sie Johann Weichand von Valvasor (1688), Johann Jakob Scheuchzer (1706), Johann Georg Altmann (1751), Gottlieb Sigmund Gruner (1760) und Jakob Samuel Wytenbach (1776) – um nur die wichtigsten Namen herauszugreifen – in ihren umfangreichen Werken verbreitet hatten, und vielleicht noch mehr die Begeisterung für die mit rosaroter Brille gesehene Bergwelt, die am stärksten in Albrecht v. Hallers Lehrgedicht »Die Alpen« (1729) zum Ausdruck gekommen war, wirkten zusammen, um vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an eine Fülle von Reiseführern erscheinen zu lassen. Nach manchen Vorläufern gab **Heinrich Heidegger** in seinem »Handbuch für Reisende durch die Schweiz« (1792) als erster einen Reiseplan, »wie man mit Zeit- und vielem Geldersparnis vieles sehen könnte«; er vermittelte schon eine ganz gute Kenntnis einiger Gebirgsgegenden, wenn auch das Hochgebirge selbst noch unberücksichtigt blieb. In seinem Gehalt übertraf diesen Führer das Werk des norddeutschen Arztes und späteren Bürgers von Zürich **Johann Gottfried Ebel** »Anleitung, auf die nützlichste und genaueste Art die Schweiz zu bereisen« (1793; acht Auflagen bis 1839). Wie einst schon Simler, befaßte sich Ebel auch mit dem Bergsteigen und der dazu notwendigen Ausrüstung; was die meisten seiner Vorgänger versäumt hatten, er führte zu den Naturschönheiten des »Gartens von Europa«, wie er die Schweiz nannte. Goethes Schweizerreisen blieben nicht ohne tiefen Widerhall; die Schweiz wurde neben Italien das bevorzugte Reiseland Europas. Das spiegelt sich im Reiseschrifttum und in der ständig anwachsenden Zahl englischer Schweiz-Reisender; aus ihren Reihen erwachsen wenige Jahrzehnte später die großen Erschließer der Westalpen. **Henry Coxe** (»Traveller's Guide

through Switzerland«, 1819) und **Charles Joseph Latrobe** (»The Alpenstock«, 1829) blieben ohne durchgreifenden Erfolg, denn 1834 erschien jenes Werk, das den englischen Reiseverkehr in die Westalpen entscheidend beeinflusste: das »Handbook for Travellers in Switzerland and the Alps of Savoy and Piedmont« von **John Murray**. Hier erschienen erstmals im Titel die Alpen als Reiseziel.

In den Ostalpen war **Joseph August Schultes** schon 1802 mit einem Führer über einen der Wiener Hausberge, den Schneeberg, hervorgetreten; mit seiner vierbändigen Schilderung der »Reise auf den Glockner« (1804) machte er den Großglockner erst so richtig bekannt. 1834 erhielt Österreich sein umfassendes Führerwerk: »Reisehandbuch durch das Erzherzogtum Österreich« von **Adolf Schmid**; er war selbst Bergsteiger, doch über die ganzen Dolomiten wußte er in seinem 500 Seiten starken Werk nur in fünf Zeilen zu berichten: »Dieser höhere Teil nun ist besonders durch die blendend weißen Dolomitgebilde so merkwürdig. Häufig stehen glatte Wände über 1000 Fuß senkrecht in die Höhe, oft bilden sie ungeheure Obeliskten und Türme, oft gleichen sie gefrorenen Wasserfällen«, Schmidl wurde verdrängt durch einen Mann, dessen Name heute noch ein Begriff und dessen Führerwerk nach über 100 Jahren noch lebendig ist: **Baedeker**! 1842 erschien sein »Handbuch für Reisende« für Deutschland und Österreich. 1844 sein »Reisehandbuch für die Schweiz«. In diesem Land erwuchs ihm allerdings heftige Konkurrenz mit **Iwan v. Tschudis** »Der Tourist in der Schweiz« (1855, zahlreiche Auflagen). In all diesen Führern waren jeweils jene Bergbesteigungen genannt und beschrieben, die für die Alpenreisenden jener Zeit in Betracht kamen. Jetzt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, war der Alpinismus bereits in so weite Kreise vorgedrungen, war die Erschließung der Alpen soweit fortgeschritten, daß ein Bedürfnis für Führer entstand, die sich ausdrücklich an Bergsteiger wandten. Für keinen Kenner der alpinen Geschichte ist es verwunderlich, daß der erste Führer dieser Art in jenem alpenfernen Land entstand, in dem auch der erste Alpenverein gegründet worden war, in England. **John Ball**, der als erster Engländer größere Bergfahrten auch in den Ostalpen unternommen hatte (u. a. Erstbesteigungen 1857 des Pelmo, 1865 der Cima Tosa), schenkte den Bergsteigern seiner Zeit

1863–1868 den »Alpine Guide« (zwei Bände Westalpen, ein Band Ostalpen).

Mit der Ausweitung des Bergsteigens konnte Balls Führerwerk bald nicht mehr allen Ansprüchen genügen: Es entstand das Bedürfnis nach dem Typ eines Führers, den wir heute als »Spezialführer« bezeichnen, also Führer für einzelne Gebirgsgruppen mit möglichst vollständiger Angabe aller hier bereits unternommenen Bergfahrten. Der erst 1937 als Lord Allington verstorbene Alpinist und Forschungsreisende **William Martin Conway** schrieb 1881 mit 25 Jahren den ersten Hochgebirgsführer für ein begrenztes Berggebiet, für das »Mekka des Alpinismus« Zermatt, das »Zermatt Pocket Book«. Aus diesem zunächst nur in kleinster Auflage erschienenen Büchlein entwickelte sich in Zusammenarbeit Conways mit dem als Bergsteiger wie als alpiner Geschichtsforscher gleich bedeutenden **W.A.B. Coolidge** die hervorragende Reihe der »Climbers Guides«. Als erster erschien 1890 ein Führer durch die zentralen Penninischen (Walliser) Alpen. Unter Mitarbeit ausgezeichnet englischer, französischer und schweizerischer Bergsteiger wie Dübi, Duhamel, Louis Kurz, Perrin, Strutt und Yeld wurden u. a. Bände für Lepontinische, Dauphiné-, Adula, Berner und Bernina-Alpen, für die Montblanc- und die Paradiso-Gruppe veröffentlicht. So kam es, daß für viele Alpengruppen zunächst nur Führer in englischer Sprache vorlagen; es klingt merkwürdig, ist aber Tatsache, daß z. B. eine von deutschen Bergsteigern so vielbesuchte Gruppe wie die Bernina 1910 einen englischen und 1911 einen italienischen Spezialführer erhielt, aber erst 1932 einen in deutscher Sprache (und der war eine Übersetzung aus dem französischen Originaltext von Marcel Kurz!). Dieser Kurz'sche Bernina-Führer gehört zu jenem Führerwerk, ohne das seit fast einem Jahrhundert das Bergsteigen in den Westalpen kaum vorstellbar ist, die »**Clubführer des Schweizer Alpenclub**«. Von 1864 bis 1901 gab der SAC 22 Bändchen heraus, die als »Itineraria« bezeichnet wurden und die eine Mischung von Führer und wissenschaftlicher Monographie darstellten. Da diese Reihe die aktiven Bergsteiger nicht recht befriedigen konnte, wurde sie abgelöst durch die »Clubführer«, deren erster Band für die Glarner Alpen 1902 erschien. Die letzten Bände dieses großen Führerwerks kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg heraus, während andere

Bände bereits in mehrfacher Auflage vorliegen.

Zurück in die Ostalpen in die Zeit ihrer Erschließung! Da gab es zunächst nur **Beda Webers** dreibändiges Handbuch »Das Land Tirol« (1837/38), den Baedeker und für Sprachkundige den dritten Band von John Ball's »Alpine Guide«. Bis etwa 1865 gehen die Anfänge eines beliebten Reisehandbuches zurück, das der Mitbegründer des DAV **Theodor Trautwein** schuf; sowohl der »Große Trautwein« (»Ostalpen«) wie die kleinere Ausgabe »Bayerisches Hochland, Nordtirol« wurden bis in die Zeit zwischen beiden Weltkriegen hinein immer wieder aufgelegt und neu bearbeitet. Etwa seit 1870 entstanden in den bayerischen und österreichischen Alpen zahlreiche Orts- und Gebirgsgruppen-Führer, die dem Bergsteiger jener Zeit genügten, soweit er nicht zu den noch recht seltenen führerlosen Hochtouristen zählte. Ein früher Spezialführer war der durch die Ortler-Gruppe, den 1876 die alpine Gesellschaft »**Wilde Banda**« herausbrachte, freilich noch ein dürftiges Büchlein. Überaus fruchtbar als Führerautor war **Julius Meurer** in Wien, der 1880 ebenfalls mit dem Ortlergebiet begann und diesem Führer eine ganze Reihe folgen ließ; sie waren Führer für »Touristen«, nicht Spezialführer im heutigen Sinne. Als solche dürfen gelten der »Führer für den Schneeberg und die Raxalpe« von **Dr. W. Fikeis** (1883) und vor allem die Führer des Münchner Seilermeisters und ersten Sportgeschäftsinhabers **Heinrich Schwaiger**; seinem »Führer durch das Karwendelgebirge« (1888) folgten Bände für Wetterstein, Rofan und Kaiser – die ersten Vorläufer heutiger Alpenvereinsführer. Doch nur zu einem Teil war damit die Klage überholt, die Dr. Kurtz in der »Zeitschrift« des DAV Bd. I (1869/70) erhoben hatte: »Bekanntlich zerfallen die Alpenreisenden zum Teil in solche, denen es genügt, auf den Hauptwegen das Land zu durchziehen, zum Teil in solche, deren Bestreben es ist, den eigentlichen Kern und das Charakteristische der Alpen kennen zu lernen und zu durchforschen. Die Reisenden erster Art können sich über den Mangel an Reisehandbüchern, wenigstens durch den größten Teil der Deutschen Alpen, notorisch nicht beklagen, dagegen fehlt es an einem eigentlichen Gebirgsführer durch die Deutschen Alpen noch gänzlich, obgleich schwerlich jemand bestreiten möchte, daß ein solcher

ebenfalls bereits Bedürfnis geworden ist.« Fast ein Vierteljahrhundert mußte vergehen, bis dieser Anregung Folge geleistet wurde: 1894 legten **Ludwig Purtscheller** und **Heinrich Hess** den »Hochtourist in den Ostalpen« vor. Das schließlich auf acht Bände angewachsene Werk erschien zuletzt 1925–1930 in 5. Auflage.

Zu Climbers Guides, SAC-Clubführer und »Hochtourist« trat als großes Führerwerk Italiens der »**Guida dei Monti d' Italia**«; es hatte seinen Ausgang von einzelnen Mitgliedern und Sektionen des Club Alpino Italiano genommen und wurde 1906 vom CAI selbst übernommen. Die späteren Bände wurden gemeinsam vom CAI und vom Touring Club Italiano herausgegeben. Ost- und Westalpen sind entsprechend dem Anteil des Landes an den beiden Alpenhälften berücksichtigt. Wegbereiter war **Luigi Vaccarone**, der bereits 1878 mit dem »Guida itinerario per le valli dell' Orco, di Soana e della Chiusella« den ersten italienischen Führer für Bergsteiger geschrieben hatte.

Etwa seit der Jahrhundertwende kamen in rascher Folge für alle bergsteigerisch einigermaßen bedeutenden Gebirgsgruppen Spezialführer heraus. Ihre Aufzählung würde eine lange Liste füllen; nur einige wenige sollen hier genannt werden, da sie für die Entwicklung des Führerwesens wichtig oder aus anderen Gründen bemerkenswert sind. Von lange bleibendem Wert waren u. a. der Gesäuseführer von **Heinrich Hess** (später Hess-Pichl), die Rax- und Schneeberg-Führer von **Dr. Benesch**, der Dachsteinführer von **A. v. Radio-Radiis**, der Hochschwabführer von **Mayer – Obersteiner**, der Glocknerführer von **Tursky**, der Führer durch die Berchtesgadner Alpen von **Max Zeller**, der Allgäuer-Führer von **Ernst Zettler** oder der Kaiserführer von **Dr. Georg Leuchs**. Der zuletzt genannte Führer galt infolge der Einheitlichkeit der Beschreibung lange als Muster; sie konnte dadurch erreicht werden, daß Leuchs etwa 96% der damals bekannten Anstiege selbst begangen hatte. So manche Erstbegehung verdankt ihre Entstehung Führerverfassern oder -bearbeitern, die hier noch eine Lücke entdeckt hatten; ein schon fast klassischer Fall ist die gründliche Nacherschließung des Wettersteins mit zahlreichen neuen Anstiegen, die **Willo Welzenbach** anläßlich der Überarbeitung des einst von Schwaiger begonnenen und von Leberle wei-

tergeführten Führers durchführte. Als Kuriosum sei die polizeiliche Beschlagnahme eines Führers genannt, nämlich des Zeller-Führers 1911 in Österreich, da er Kritik an den unhaltbaren Jagdverhältnissen im Blühnbachtal gewagt hatte; dieser Fall, für den der Erzherzog-Thronfolger als Jagdherr verantwortlich war, blieb glücklicherweise eine Einzelercheinung.

Weit über die heimatlichen Berge hinaus griff der **Österreichische Alpenclub**, als er vor dem Ersten Weltkrieg die ersten deutschsprachigen Führer durch Montblanc-Gruppe und Dauphiné-Alpen vorlegte. Durch ihre reiche Bebilderung neuartig waren die von **J. J. Schätz** um 1930 herausgegebenen »Velhagen & Klasing's Bildführer durch die Alpen«; ein Preisbeispiel für jene Zeit: das Bändchen »Ammergauer Alpen« kostete bei einem Umfang von 72 Textseiten und 24 Bildtafeln in Leinen gebunden 2,80 RM. Für den Gebirgswanderer und Hüttenbummler schuf **Dr. Josef Moriggl** das mehrbändige Werk »Von Hütte zu Hütte«. Als bedeutendste Führerverfasser der Zeit um den Zweiten Weltkrieg sollen der Welschschweizer **Marcel Kurz** (Verfasser des umfangreichen Führers durch die Penninischen Alpen, des Berninaführers und des dreibändigen Skiführers durch die Penninischen Alpen und Bearbeiter des Montblanc-Führers seines Vaters) und der Schwabe **Walther Flaig** genannt werden; Flaig, der zahlreiche Sommer- und Skiführer für das gesamte Grenzgebiet zwischen Österreich und der Schweiz geschrieben hatte, werden wir beim Alpenvereinsführer nochmals begegnen. Kurz wie auch Flaig haben ihre große Erfahrung auch den **Skiführern** zukommen lassen, wie sie seit etwa der Jahrhundertwende in ständig steigendem Maße für die meisten Skigebiete der Alpen erschienen sind. Von besonderer Bedeutung für den ostalpinen Raum waren zwei Sammelwerke: die »Schifahrten in den Ostalpen« von **Biendl/v. Radio – Radiis**, ein für ihre Zeit gelungener Versuch, dem alpinen Tourenläufer die bedeutendsten Schifahrten vorzustellen (1906), und **Julius Gallian's** »Ostalpen-Skiführer«. Herausgegeben im Einvernehmen mit dem D. u. Oe. Alpenverein (1938); von diesem auf fünf Bände angelegtes Werk, einer Parallele zum »Hochtouristen in den Ostalpen«, erschienen nur zwei Bände, da der Kriegsausbruch die Weiterführung verhinderte. Damit bin ich beim Zweiten Weltkrieg als der

großen Zäsur auch im Führerschrifttum angelangt. Viele Namen, viele Titel wurden in diesem ersten Teil meines Beitrags genannt, noch mehr Namen, noch mehr Titel blieben unberücksichtigt: etwa alle Führer, die Sonderzwecken dienten, seien es naturwissenschaftliche, geologische, botanische u.dgl. Führer, Höhlenführer oder Führer für einzelne Gipfel oder Hütten, aber auch das reichhaltige Führerschrifttum über außeralpine Gebirge.

II. Das Führerschrifttum der Nachkriegszeit in Deutschland, Österreich und Südtirol

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die Führerarbeit in den vom Krieg betroffenen Alpenländern nur zögernd wieder aufgenommen werden. Im Arbeitsgebiet des nunmehr zerschlagenen DuOeAV (1938–1945 DAV) – auf das ich mich im folgenden im wesentlichen beschränken möchte – war es fast ausschließlich der **Bergverlag Rudolf Rother** (künftig »BV« abgekürzt) in München, der schon bald nach Kriegsende einige neue Führer herausbrachte und einen großangelegten Plan in Angriff nahm, nämlich ein »Sommerführerwerk Ostalpen«. Er hatte mit dem nach den Schwierigkeitsgraden zweigeteilten Weitersteinführer damit bereits den Anfang gemacht, als der (lange vor dem DAV wieder handlungsfähige) OeAV den damals recht umstrittenen Entschluß faßte, auf eine Neubearbeitung des bewährten Führerwerks »Der Hochtourist in den Ostalpen« zu verzichten und dafür möglichst viele neue oder doch überarbeitete Spezialführer im Rahmen des »Alpenvereinsführers« (die Abkürzung »AVF« gilt künftig sowohl für das Führerwerk selbst wie für den einzelnen Alpenvereinsführer) unter seine Obhut zu nehmen. Der Vorschlag zu diesem umfassenden Führerwerk war von dem alten Praktiker **Walther Flaig** ausgegangen; nach seiner Vorstellung sollte unter seiner Schriftleitung der AVF sowohl den »Hochtouristen« wie sämtliche Spezialführer der Ostalpen ersetzen. Der »Hochtourist« war (ebenso wie heute die meisten Führer außerhalb des AVF) ein »Auswahlführer«, während der AVF als »Spezialführer« den Grundsatz der Vollständigkeit verwirklichen sollte. Der OeAV wandte sich in diesem Sinne an alle Führerverlage in Österreich und Deutschland, doch das Echo blieb aus – mit Ausnahme des BV; dieser traf mit dem OeAV und dem inzwischen (1950) wiedererstandenen DAV eine

Vereinbarung (die u. a. den Verzicht auf die Hauptschriftleitung Flaigs enthielt, jedoch keinem anderen Verlag die Mitarbeit am AVF versperren sollte) und machte sich an die praktische Arbeit. Bis Februar 1978 (Abschluß dieses Beitrages) lagen schließlich 31 Bände AVF vor, viele von ihnen schon in mehrfacher Auflage; ich werde auf den AVF im dritten Teil dieser Arbeit noch näher eingehen. Wer sich aber für die Diskussion um 1950 interessiert, sei auf den Artikel von Dr. Herbert Kunt-scher »Zur Frage der alpinen Führerliteratur in den Ostalpen« (»Der Bergsteiger« 1951/52 S. 372) und meine Erwiderung »Alpenvereinsführer« oder »Hochtourist« (a. a. O. S. 494) verwiesen.

Nach zögerndem Beginn hat das Führergeschäft in den Sechziger- und Siebziger-Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen; eine Aufzählung auch nur der wichtigsten Führer und auch nur jener Führer, die in Deutschland oder Österreich erschienen sind, würde viele Seiten füllen; man findet sie teilweise in den Katalogen von Fachverlagen und Reisebuchhandlungen. Ich möchte mich an dieser Stelle auf einen Überblick beschränken, der vor allem Führerreihen als solche nennt. Zu diesen Reihen darf vorweg angemerkt werden, daß etliche Verlage mit großen Hoffnungen und teilweise lauten Ankündigungen Serien begonnen, sie aber nach gewisser Zeit stillschweigend wieder eingestellt haben; das »Führergeschäft« geht nicht so gut, wie Anfänger auf diesem Gebiet – mögen sie auch sonst renommierte Verlage mit langjähriger Erfahrung sein – in gewisser Euphorie geglaubt haben.

Uneingeschränkter Respekt verdient das Gesamtführerwerk, das der Bergverlag Rudolf Rother (BV) in der Nachkriegszeit aufgebaut hat. Außer dem AVF – der einzigen Sammlung von Spezialführern – liegen in verschiedenen Reihen und in Einzelbänden Auswahlführer der verschiedensten Art und jeden Umfangs vor. Sie umfassen ganze Länder (z. B. Vorarlberg, Graubünden) oder weitgefaßte Landschaften (z. B. »Bayerisches Hochland und angrenzendes Nordtirol«, »Tiroler und Salzburger Zentralalpen«), ja sogar die ganzen »Nördlichen Kalkalpen« bei Führern für Höhenwege, Klettersteige, Höhlen u. dgl., oder auch nur das Gebiet einzelner Fremdenverkehrsorte. Besonders umfangreich ist die Reihe der »Kleinen BV-Führer«, die meist

parallel zum AVF (und verfaßt von den Bearbeitern der AVF-Bände) eine Auswahl für Bergwanderer bringen, gelegentlich aber auch Gebirgsgruppen behandeln, die im AVF nicht (oder noch nicht) vorgesehen sind (z. B. Tuxer Alpen) oder die außerhalb des Arbeitsgebietes der Alpenvereine liegen (z. B. Sarntaler Alpen). Über dieses Arbeitsgebiet hinaus griff der BV mit seinem umfangreichen Führerwerk für die Südlichen Kalkalpen, bes. die Dolomiten (Kletterführer von Dr. Gunther Langes, viele »kleine« Führer, Klettersteigführer), Ortler, Brenta und Adamello, aber auch mit seinem Bernina-Führer und den immer umfangreicher gewordenen Westalpenführern (Montblanc, Berner und Walliser Alpen, Dauphiné) und sogar einem Pyrenäen-Auswahlführer. Mit dem Überwiegen des Pisten-skilauts ist dagegen bei den Skiführern eine stark rückläufige Bewegung festzustellen; das Angebot des BV an diesen Führern ist heute wesentlich geringer als in den Fünfzigerjahren. An die Stelle oft umfangreicher Skiführer (z. B. mein eigener »Skiführer durch die Berchtesgadener Alpen« 1949, 108 S.) sind teilweise sog. »Kurzführer« getreten, nämlich dünne Hefte mit knappen Ergänzungen einer beigefügten Skikarte; Führer dieser Art gibt es auch als Wanderführer. An die bergsteigenden Autofahrer wandte sich die Reihe »Vom Gaspedal zum Gipfelkreuz« (Ernst Höhne). Eine neue und gute Idee stellten die »BV-Tourenblätter« dar; der Bergsteiger sollte nicht mehr gezwungen sein, einen ganzen Führer ins Gebirge mitzunehmen, sondern sich auf Faltblätter beschränken können, die in Text, Bild und Karte ein bestimmtes Gebiet vorstellen. Der Untertitel der meisten dieser Tourenblätter »Die schönsten Bergwanderungen aus den Alpenvereinsführern« weist auf die enge Verbindung dieser Reihe mit dem AVF hin; wie bei vielen »kleinen« Führern zeichnen auch hier meist die Verfasser der AVF für den Inhalt verantwortlich.

Ein scharfer Konkurrenzkampf schien sich anzubahnen, als die **BLV-Verlagsgesellschaft** in München mit ihren »BLV-Boxen« auf den Markt trat; hier waren jeweils 24 Einzelblätter mit je einer Kartenskizze und entsprechendem Text in einer Hülle gesammelt. Nach furiosem Anlauf mit der erklärten Absicht, für alle Gebirgsgruppen der Alpen und auch für die deutschen Mittelgebirge solche Boxen herauszubringen, wurde dieses Unternehmen jedoch

nach einigen Jahren eingestellt; es hatte wohl nicht den erhofften Erfolg gebracht.

Die recht ansprechende Reihe der »**Bruckmann-Leporello-Führer**«, welche »auf Höhenwegen« jeweils die Durchquerung eines größeren Berggebietes (z. B. »Wetterstein, Karwendel, Miesinger«) erleichtern sollten, fand nach drei Führern ebenso ihr Ende wie der Versuch der **Nymphenburger Verlags-handlung**, unter verschiedenen Titeln (»Quick-set«, »Tourenkarten«) Tourenvorschläge in Form von Doppelkarten herauszugeben. Nach acht Kassetten wurde auch die Reihe »Neuwirths Pistenkarten« des Münchner Verlags **Gräfe & Unzer** nicht fortgesetzt; sie drohten ohnehin bei dem ständigen Ausbau des Skiliftnetzes allzu schnell zu veralten. Daß die Idee solcher Loseblattsammlungen jedoch nicht tot ist, beweist die noch im Ausbau befindliche »Wanderkassetten«-Reihe »Rund um die Hütten« des **Geo-Buch-Verlags** in München; hier werden die Hütten einer (oder mehrerer) Gebirgsgruppen mit ihrem Tourengebiet auf jeweils einer Doppelkarte (Text, Karte, Foto) vorgestellt. Nur am Rande sei erwähnt, daß wohl die ersten Führer in Loseblattform schon 1903 in der Schweiz mit den »Schneehuhn-Führern« von **Speck-Jost** erschienen waren.

Mehr an Wanderer und Spaziergänger als an Bergsteiger wendet sich die stattliche Reihe der (meist von Helmut Dumler verfaßten) »Rundwanderführer« des Verlags **F. Fink** in Stuttgart; verdienstvoll sind die Führer dieses Verlags über die Gebirge z. B. Griechenlands, Rumäniens, Spaniens und Korsikas. »Wege und Gipfel« in Südbayern und im Salzkammergut stellen schmale Führerbändchen des Verlags **Pannonia** in Freilassing vor. Spezialkletterführer gibt es für die meisten deutschen Mittelgebirge und Klettergärten.

Leider haben sich österreichische Verlage nicht am AVF beteiligt, obgleich ihnen die Mitwirkung stets offen stand. Neben zahlreichen neuen oder neuaufgelegten Wanderführern von meist örtlicher Bedeutung verdient vor allem die noch im Ausbau befindliche Reihe der Wanderführer des Innsbrucker Verlags **Tyrolia** Beachtung; in diesem Verlag sind auch das bekannte Dolomiten-Wandebuch von Hermann Delago und der Osttirol-Führer von Louis Oberwalder erschienen. Der **Denzel-Auto- und Wanderführer-Verlag** in Innsbruck hat bisher vier Bände seines »Kom-

bifahrers auto | wanderschuh« vorgelegt, mit denen die Autofahrer zu Bergwanderungen in Österreich und Südtirol angeregt werden sollen. Als eine neue Reihe, die vor allem die Wandergebiete Ostösterreichs bedienen sollte, kündigte der Wiener Verlag **Gerlach & Wieding** 1973 seine »Wanderführer durch Österreich« an; während Bd. 1 »Der Schneeberg« des vielseitigen Führerautors Dr. Franz Hauleitner dieser Zielrichtung entsprach, wurde sie 1975 doch wohl verlassen, als die 4. Auflage des bewährten »Tauernhöhenweg«-Führers von Dr. Ernst Herrmann als Band 2 übernommen wurde. Zu bedauern ist, daß der in der Vorkriegszeit führende österreichische Führerverlag **Artaria** (Holzhausens Nachf.) in Wien sich weitgehend von diesem »Geschäft« zurückgezogen hat; hier erschien zuletzt die 10. Auflage des von Hess und Pichl begründeten Ennstaler Führers (1971; »bearbeitet von der Bergsteigergruppe der S. Austria, herausgegeben vom ÖAK«). Als eine »Auswahl der schönsten Wander- und Kletterwege« wurde vom Verlag **Johannes Heyn** in Klagenfurt ein zweibändiger »Führer durch die Karawanken und die Steiner Alpen« angekündigt; Teil I »Karawanken« (mit dem für einen Führer etwas ungewöhnlichen Vermerk »Schriftleitung: Friedrich Zopp«) erschien 1974. Meine österreichischen Freunde mögen mir verzeihen, wenn ich – trotz intensiver Bemühungen in der Alpenvereinsbücherei – Wesentliches in der österreichischen Führerproduktion übersehen haben sollte.

In Südtirol, dessen Bergwelt vom BV ziemlich vollständig erfaßt ist, bleibt vor allem die Reihe der »Südtiroler Gebietsführer« des in der alpinen Literatur äußerst rührigen Bozner Verlags **Athesia** zu nennen; sie ist bei 14 Bändchen (Ende 1977) noch im Ausbau, spricht allerdings die Bergsteiger nur am Rande an. Zwar auch Führer, doch weit mehr als bloße Führer sind die sieben umfangreichen Bände der »Südtiroler Landeskunde« (ebenfalls Athesia). Reiche Informationen für Bergsteiger enthalten die Schrift »Die Meraner Bergwelt« von Helmut Ellmenreich (3. Aufl. Meran 1977) und die Festschrift der AVS – Sektion Brixen »Bergsteigen und Wandern um Brixen« (1975).

Wenn auch die Übersicht über das Führerschrifttum der Nachkriegszeit sich grundsätzlich auf die Ostalpen und auf die deutschsprachige Literatur beschränkt, sei doch auf eine

interessante, reichbebilderte Führerreihe des Verlags **Tamari** in Bologna in italienischer Sprache hingewiesen, nämlich die »Itinerari alpini. Guide per Alpinisti ed Escursionisti«; von 1967 bis Ende 1977 wurden bereits 32 Bändchen hauptsächlich für ostalpine Berggebiete (darunter auch Skitourenführer) vorgelegt.

III. Der »Alpenvereinsführer« (AVF)

Doch nun zurück zum AVF, dessen 25jähriges Bestehen (1976) den Anstoß zu diesem Beitrag gegeben hat; im Jahre 1951 war als erster Band dieses großen Führerwerkes der Führer »Karwendelgebirge« in der Bearbeitung von Dr. Heinrich Klier und Dr. Fritz März erschienen. Walther Flaig hatte dem AVF die Idee und den heute noch gültigen Untertitel »Ein Taschenbuch in Einzelbänden für Hochalpenwanderer und Bergsteiger zu den Gebirgsgruppen der Ostalpen« gegeben. Die Ausarbeitung von umfangreichen, teilweise bis ins Detail gehenden Richtlinien, welche den Autoren die einheitliche Bearbeitung der Führer ermöglichen sollte, wurde mir als damaligem »Hauptschriftleiter« des BV (bis 1.4. 1957) übertragen; ich konnte dabei allerdings auf meine Vorarbeiten für das geplante »Sommerführerwerk Ostalpen« des BV zurückgreifen. Mit OeAV und DAV wurde klar gestellt, daß der AVF nicht die gesamten Ostalpen umfassen sollte, sondern lediglich das Arbeitsgebiet der beiden Alpenvereine; ausgenommen vom Verzicht auf die Einbeziehung des Arbeitsgebietes ausländischer Alpenvereine blieben jedoch jenseits der österreichischen Staatsgrenzen gegenüber Italien, der Schweiz, Liechtenstein und Jugoslawien gelegene Teile jener Gebirgsgruppen, die auf österreichischem Boden von jeher zum Arbeitsgebiet des AV gehören. Auf sie konnte nach dem für alle Spezialführer geltenden Prinzip der Vollständigkeit nicht verzichtet werden.

Altbewährte Spezialführer (z.B. über die Allgäuer oder die Berchtesgadener Alpen) wurden von jüngeren Bergsteigern neu bearbeitet und nach Möglichkeit den AVF-Richtlinien angepaßt, völlig neue Führer entstanden. Führerarbeit ist schwierig, wenn sie so ernst genommen wird, wie dies in der Verantwortung gegenüber dem Bergsteiger getan werden muß; sie ist von vornherein unterbezahlt und ohne eine gehörige Portion Idealismus nicht

denkbar – und sie beginnt sich erst dann zu »lohnen«, wenn mehrfache Neuauflagen notwendig werden. Zu den »Männern der ersten Stunde« – zu denen vor allem **Dr. Heinrich Klier** und **Walther Flaig** zählen – kamen erfahrene ältere Bergsteiger (wie **Heinz Groth** und **Hubert Peterka**) und viele junge Gebietskenner. Das Netz des AVF umspannt heute schon die wichtigsten Gebirgsgruppen, soweit sie ganz oder teilweise Arbeitsgebiet der beiden Alpenvereine bilden. DAV und OeAV zeichnen gemeinsam als Herausgeber des AVF, die Vorsitzenden der beiden Verwaltungsausschüsse steuern jeweils ein gemeinsames »Geleitwort« bei. Leider erschöpft sich jedoch darin im wesentlichen ihre Betätigung, denn die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Autoren, das finanzielle Risiko beim Verlag; diese mit einer Herausgeberschaft kaum zu vereinbarende Tatsache darf nicht verschwiegen werden. Während die Zahlung einer »Lizenzgebühr« für die Verwendung des Namens AVF durch den BV an die beiden Alpenvereine – wie sie ursprünglich vorgesehen war – 1957 endlich wegfiel, zahlen diese seit 1964 Zuschüsse für die (anfangs nicht befriedigende) Bebilderung der Führer.

Wie der AVF im einzelnen nach dem Stand vom Februar 1978 aussieht (und auch was in absehbarer Zeit geplant ist), ergibt sich aus der Tabelle am Ende dieses Beitrags; sie ist nicht in der Reihenfolge des Erscheinens der einzelnen Bände, sondern nach der »**Alpenvereins-Einteilung der Gebirgsgruppen**« (AVE) gegliedert.

Es erscheint notwendig, zu dieser Einteilung (künftig »AVE« abgekürzt) etwas zu sagen, ohne allerdings auf den Streit von Geographen und Geologen vor allem im vorigen Jahrhundert (z.B. die Einteilung von Böhm und Gersbers) einzugehen. Für den AVF (und auch für den BV) ist nach den unmißverständlichen Erklärungen der Verantwortlichen und dementsprechend nach den Richtlinien die Einteilung von **Moriggl** verbindlich. Dr. Josef Moriggl, Generalsekretär des DuOeAV, entschied sich in seinem mit Hauptausschuß des DuOeAV 1924 (2. Aufl. 1928) veröffentlichten »Ratgeber für Alpenwanderer in den Ostalpen« für eine »für touristische Zwecke besser« geeignete »Einteilung nach augenfälligen Tiefenlinien« und für die »die Gesteinsart nicht berührenden Namen: »Nördliche, Zentrale und Südliche Ostalpen««. Das in die-

sem »Ratgeber« enthaltene Schutzhüttenverzeichnis ist in jene 60 Gebirgsgruppen eingeteilt, die annähernd dem Arbeitsgebiet des AV bis zum Ende des Ersten Weltkrieges entsprechen; es enthält nicht die sechs Gebirgsgruppen, die völlig außerhalb dieses ehemaligen Arbeitsgebiets liegen, jedoch nach heute übereinstimmender Auffassung der Fachleute zu den Ostalpen gehören (Plessur-, Oberhalbsteiner, Albula-, Bernina-, Livigno- und Bergamasker Alpen). Diese Einteilung nach Moriggl hat sich in der Praxis (von noch zu nennenden Ausnahmen abgesehen) vor allem deshalb durchgesetzt, weil sie in das vom späteren Generalsekretär des DuOeAV bzw. OeAV, Dr. Schmidt-Wellenburg, herausgegebene »Taschenbuch für Alpenvereinsmitglieder« übernommen worden ist, das in kurzen Abständen (bis 1975 alle zwei Jahre, nun alljährlich) neu aufgelegt wird; dort findet sich bei jeder der 60 Gebirgsgruppen die genaue Umgrenzung. Diese Grenzen sind in der »Schutzhüttenkarte der Ostalpen« (Beilage zum AV-Jahrbuch 1957) und zur Neuerscheinung »Die Alpenvereinshütte« eingezeichnet; ebenfalls finden sie sich in dem Kartenanhang zum »Internationalen Hüttenatlas 1977/78«, (Geo-Buch-Verlag München). Auch dieses Hüttenverzeichnis richtet sich – ebenso wie das 1978 beim BV erschienene Schutzhüttenverzeichnis des DAV und OeAV »Die Alpenvereinshütten« nach der AVE.

Wie erwähnt (und in der Tabelle im einzelnen festgehalten), halten sich einzelne AVF nicht streng an diese Einteilung und damit an die Richtlinien; insbesondere hat sich Walther Flaig im Bereich der Gebirgsgruppen 1–3 (vgl. Tabelle) teilweise darüber hinweggesetzt – wobei er in der Abgrenzung zwischen Bregenzerwaldgebirge und Allgäuer Alpen nicht nur auf einleuchtende geographische Gründe, sondern auch auf die Tatsache hinwies, daß die von ihm genommene Grenze, nämlich die Subers Ach »seit Jahrzehnten auch in den Allgäuführern« angewendet wird (Rz. 20 AVF »Bregenzerwaldgebirge«). Abweichungen größeren Umfangs finden sich auch bei den Gruppen 26, 36, 42/44, 56, 57. Dazu ist festzustellen: Die AVE nach Moriggl ist kein Tabu und ist sicher in einigen Punkten überholungsbedürftig, doch sollte die Änderung nicht jedem einzelnen Führerautor überlassen werden, sondern von den beiden Alpenvereinen selbst in die Hand genommen, ggf. in den

»Mitteilungen« zur Diskussion gestellt werden.

Ich selbst darf diese Diskussion mit einigen Vorschlägen eröffnen, die vielleicht mehr der Praxis entsprechen als die AVF und die im übrigen in wesentlichen Punkten zur Übereinstimmung zwischen der AVE und den bereits vorliegenden AVF führen würden; auf die Tabelle wird dabei Bezug genommen:

- 1) Gruppe 1 heißt nur noch »Bregenzerwaldgebirge«: die bisher im Gruppennamen mitenthaltene »Allgäuer Voralpen« werden zwischen den Gr. 1 und 2 (»Allgäuer Alpen«) entsprechend den AVF 1 und 2 aufgeteilt.
- 2) Gr. 3 »Lechtaler Alpen« wird am Flexenpaß in die selbstständigen Gruppen 3a Lechquellengebirge und 3b Lechtaler Alpen geteilt. Die Daniel-Gruppe kommt zu den
- 3) Ammergauer Alpen, die von den Bayerischen Voralpen (Gr. 7) gelöst werden und eine eigene Gruppe (3c oder 7a) bilden.
- 4) Die »Bayerischen Voralpen westlich des Inns« (künftig Nr. 7 bzw. 7b) umfassen das Gebiet zwischen Loisach und Inn.
- 5) Die Silvretta wird im SW von der Flüelapaß-Straße und der Linie Davos-Wolfgang-Klosters (und nicht Flesspaß-Vereinatal-Klosters) begrenzt; die Flüela-Weißhorn-Gruppe kommt also von den Albula-Alpen zur Silvretta.
- 6) Die Lasörting-Gruppe kommt von den »Villgratner (Deferegger) Bergen« (Gr. 38) zur Venediger-Gruppe (Gr. 36).

Ich bin mir dabei bewußt, daß ein Teil dieser Vorschläge zwar mit den entsprechenden AVF übereinstimmt, aber nicht mit den Alpenvereinskarten (z. B. Silvretta und Venediger).

Eine grundsätzliche Änderung der AVE würde m. E. voraussetzen, daß die beiden Alpenvereine diese beschließen oder zumindest absegnen – und daß sie dann an die Verlage herantreten, die Führer und vor allem Hüttenverzeichnisse herausgeben, um eine Übereinstimmung jedenfalls des AVF mit den von den Alpenvereinen selbst herausgegebenen oder in ihrem Schatten stehenden (»Taschenbuch der Alpenvereinsmitglieder«) Hüttenverzeichnissen zu erreichen.

Neben der Gebirgsgruppeneinteilung hat sich beim AVF die **Schwierigkeitsbewertung** als Problem erwiesen; in diesem Punkt wurden einzelne AVF (z. B. Kaisergebirge) vielfach

kritisiert. Der Weg von der Welzenbach-Skala zur Alpenskala, zur UIAA-Skala und vielleicht bald zum VII. Grad war ein Dornenpfad für die Bearbeiter der AVF – und im übrigen mehrfach Gegenstand von Erörterungen in der alpinen Fachpresse; da eine Überarbeitung der AVF-Richtlinien unter Federführung von Pit Schubert, dem Vorsitzenden des Sicherheitskreises des DAV, im Gange ist, darf ich es mir versagen, auf diese Frage im einzelnen einzugehen.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die **Einteilung** der einzelnen Führer selbst nicht immer den Richtlinien entspricht; diese Tatsache trifft vor allem dann zu, wenn ältere Führer bei einer Neuauflage (ohne völlige Neubearbeitung) in den AVF übernommen worden sind. Als Muster gilt an sich immer noch der erste AVF (Karwendel) mit den Hauptteilen: A Einführender Teil, B Talorte, Hütten und Wege (Unterteilung: I. Talorte, II. Die Hütten und ihre Zugangswege, III. Verbindungswege,

Höhenwege), C Gipfel und Gipfelwege. Auch hier fehlt es oft an der Einhaltung der Richtlinien. Recht unterschiedlich ist schließlich die Art der Wegbeschreibung, die sich von der größten Ausführlichkeit (Flaig, auch Peterka und Zimmermann) bis zur bloßen Aufzählung von Bergnamen (z. B. Holl, »Niedere Tauern«, Rz. 1494: 16 Gipfel mit Höhen zwischen 2151 und 2536 m – und dazu zwei Zeilen!) erstreckt. Die nachfolgende Tabelle enthält alle zum Arbeitsgebiet der Alpenvereine zählenden Gebirgsgruppen entsprechend der AVE, alle bereits vorliegenden, in Bearbeitung befindlichen oder geplanten Alpenvereinsführer (wobei ich für die künftigen Bände die Verantwortung über die entsprechenden Angaben dem BV überlassen muß), ihre Verfasser, das Jahr der ersten und der bisher letzten Ausgabe und schließlich Bemerkungen über ihre Übereinstimmung mit der AVE und den Richtlinien, soweit ich Anlaß hatte, ohne Überprüfung jeden einzelnen Bandes darauf einzugehen.

Name der Gebirgsgruppe nach AVE:	Titel des Führers	Bearbeiter	Jahr der	
			I. Aufl.	letzten Aufl.
1) Bregenzerwaldgebirge und Allgäuer Voralpen	Bregenzerwaldgebirge	Walther Flaig +	1977 (1969)	(1977)
2) Allgäuer Alpen	Allgäuer Alpen	Ernst Zettler +/ Heinz Groth; Tannheimer Gruppe; Helmut Dumlér	1951	1974
3) Lechtaler Alpen	a) Lechquellengebirge	Walther Flaig +	1977 (1969)	(1977)
	b) Lechtaler Alpen	Heinz Groth	1972	1975
4) Wettersteingebirge und Mieminger Kette	Wettersteingebirge u. Mieminger Kette	Helmut Pfanzelt (Wetterstein) Siegfried Aeberli (Mieminger)	1966	1971
5) Karwendel	Karwendelgebirge	Dr. Heinrich Klier/ Dr. Fritz März	1951	1974
6) Brandenberger Alpen oder Rofangebirge	Rofangebirge	Dr. Rudolf Röder/ Ernst Schmid	1969	1975
7) Bayerische Voralpen (westl. des Inns)	a) Ammergauer Alpen		1977	
	b) Benediktenwandgruppe, Estergebirge und Walchenseeberge	Wolfgang u. Gerlinde Zimmermann (Kletterführen: Dr. H. Zebhauser)	1976	
	c) Tegernseer und Schlierseer Berge			
8) Kaisergebirge	Kaisergebirge	Dr. Georg Leuchs +/ Franz Nieberl + Toni Dürnberger	1971	1976
9) Loferer und Leoganger Steinberge	Loferer und Leoganger Steinberge	Max Zeller +/ Hellmut Schöner	1965	1976
10) Berchtesgadener Alpen	Berchtesgadener Alpen			
11) Chiemgauer Alpen				

12) Salzburger Schiefer alpen				
13) Tennengebirge	Tennengebirge	Ortwin Kollarz	1968	1975
14) Dachsteingebirge	Dachsteingebirge	Willi End	1967	1974
15) Totes Gebirge	Totes Gebirge	Dr. Ludwig Krenmayr	1968	1974
16) Ennstaler Alpen (Gesäuse)				
17) Salzburger u. Oberösterr. Voralpen				
18) Hochschwab-Gruppe	Hochschwab	Peter Rieder	1968	1976
19) Müritzsteiger Alpen				
20) Rax-Schneeberg-Gruppe				
21) Ybbstaler Alpen	Ybbstaler Alpen	Dr. Josef Steffan/ Werner Tippelt	1977	
22) Türritzer Alpen				
23) Gutensteiner A.				
24) Wienerwald				
25) Rätikon	Rätikon	Walter + und Günther Flaig	1953	1974
26) Silvretta-Gruppe	Silvretta	Walter Flaig +	1953	1976
27) Samnaun-Gruppe	Samnaun-Gruppe	Hans Jöchler +	1975	
28) Ferwall-Gruppe	Ferwall-Gruppe	Franz Malcher	1956	1974
29) Sesvenna-Gruppe				
30) Öztaler Alpen	Öztaler Alpen	Dr. Heinrich Klier/ Dr. Henriette Klier	1953	1975
31) Stubai Alpen	Stubai Alpen	Dr. Heinrich Klier/ Walter Klier	1953	1976
32) Sarntaler Gruppe				
33) Tuxer Alpen (auch »Tuxer Voralpen«)				
34) Kitzbüheler Alpen	Kitzbüheler Alpen	Horst Höfler/ Kurt Kettner	1976	
35) Zillertaler Alpen	Zillertaler Alpen	Dr. Heinrich Klier/ Dr. Henriette Klier	1954	1974
36) Venediger-Gruppe	Venediger-Gruppe	Hubert Peterka +	1969	1976
37) Rieserferner-Gruppe				
38) Villgratner (Deferegger) Berge				
39) Granatspitz-Gruppe	Glocknergruppe und Granatspitzgruppe	Hubert Peterka +	(1953)	1975
40) Glockner-Gruppe	wie 39	wie 39	1953	1975
41) Schober-Gruppe	Schober-Gruppe	Walter Mair	1972	
42) Goldberg-Gruppe	»Ankogel- und Gold- berg-Gruppe ein- schließlich Hafner- und Hochalm spitze«	Liselotte Buchenaauer	1976	
43) Kreuzeck-Gruppe				
44) Ankogel-Gruppe	wie 42	wie 42	1976	
45) Niedere Tauern	Niedere Tauern	Peter Holl	1977	
46) Norische (Gurktaler u. Lavantaler) Alpen				
47) Randgebirge östlich der Mur				
48 55)				
56) Gailtaler Alpen	Lienzer Dolomiten	Hubert Peterka +	1972	
57) Karnische Alpen	Karnischer Hauptkamm	Peter Holl	1978	
58) Julische Alpen				
59) Karawanken und Bachergebirge				
60) Steiner Alpen				

Bemerkungen

- ad 1) 1969 gemeinsamer AVF »Bregenzerwald- und Lechquellengebirge«, 1977 Teilung in zwei selbständige Führer; entgegen AVE Berücksichtigung der Allgäuer Voralpen nur bis zur Subersach.
- ad 2) Spezialführer von Ernst Zettler + aus dem Jahr 1925; Neubearbeitung durch Heinz Groth. Enthält entgegen AVE einen Großteil der Allgäuer Voralpen.
- ad 3) a) entstanden durch Teilung des AVF »Bregenzerwald- und Lechquellengebirge«, umfaßt die Gruppen der Lechtaler A. westlich des Flexenpasses (Klostertaler Berge, Formarin-Gruppe); Namensgebung durch Flaig.
b) umfaßt die »eigentlichen« Lechtaler Alpen östlich des Flexenpasses (»Parseierkette, Rotlochgruppe, Fernseeberge«) ohne Daniel-Gruppe (die in den Ammergauer Führern von Schuster (bearbeitet von Dr. G. Haber bzw. Emmy Bubenzer) enthalten ist).
- ad 4) Die ersten Auflagen enthielten nur das Wettersteingebirge; 1971 Einfügung des bisher selbständigen Miedinger-Führers von Aeberli und damit Angleichung an AVE (vgl. Geleitwort der AV).
- ad 5) der erste AVF; nach seinem Aufbau Muster für das AVE.
- ad 6) umfaßt bisher (entgegen AVE) nur den eigentlichen Rofanstock mit Vorbergen, Unnütz- und Guffertstock; die nächste Auflage wird in Bearbeitung von Wolfgang Zimmermann auch den Angerbergkamm zwischen Kufstein und dem Brandenberger Kamm enthalten, also die vollständige Gruppe.
- ad 7) a) vorgesehen für 1978
b) das »Geleitwort« der beiden AV enthält den sachlich falschen Hinweis, über den »mittleren Teil der Bayerischen Voralpen« (richtig: den Ostteil) sei 1976 der Führer c) erschienen.
c) erfährt kleine Teile der Gr. 6: Guffert-Vorberge Schneidjoch u. a., Berge südl. der Ackernalm. Mein Vorschlag: wegen des touristischen Zusammenhangs hier belassen, jedoch auch in den neuen Rofanführer übernehmen.
- ad 8) völlige Neubearbeitung durch Pit Schubert und Wolfgang Zeis vorgesehen (1978).
- ad 9) Spezialführer von Max Zeller aus dem Jahr 1911; seitdem immer neue aufgelegt und überarbeitet; 1965 Übernahme in den AVF, jedoch ohne Änderung des dem AVF nicht entsprechenden Aufbaues
- ad 11) in Bearbeitung durch Dr. Helmuth Zebhauser in Vorbereitung (1978?)
- ad 12) Bearbeitung durch Wolfgang Zimmermann vorgesehen (1979?)
- ad 16) Bearbeitung durch Willi End vorgesehen
- ad 17) Bearbeitung durch Wolfgang Zimmermann vorgesehen
- ad 20) Bearbeitung durch Dr. Franz Hauleitner vorgesehen
- ad 21) »... Tatsache, daß der Aufbau des Führers völlig von der bestens bewährten Gliederung der AV-Führer abweicht – praktisch 5 in einem Band zusammengefaßte Kleinführer... eher Eindruck eines Auswahlführers als eines AV-Führers« (Besprechung in »Alpinismus« 1977, S. 52/11)
- ad 26) entgegen AVE Einbeziehung des Gebiets zwischen Fleißpaß – Vereinaltal einerseits und Flüelapaß – Wolfgangpaß andererseits (Gruppe Flüela-Weißhorn – Pischahorn)
- ad 29) nicht mehr Arbeitsgebiet AV.

- ad 31) ursprüngliche Bearbeiter Dr. W. Rabensteiner und Dr. H. Klier (nur Kalkkögel); seit 1959 Dr. H. Klier, seit 1976 Dr. H. und Walter Klier
- ad 32) nicht mehr Arbeitsgebiet AV; »Kleiner Führer« von Helmut Dumlér 1976
- ad 33) »kleiner Führer« von Walter Klier 1976
- ad 35) Neuauflage 1978 vorgesehen

- ad 36) entgegen AVE Einbeziehung der Lasöring-Gruppe (anstatt Gr. 38)
- ad 37) Bearbeitung durch Willi End vorgesehen (1980?)
- ad 38) Nordteil (Lasöring-Gruppe) im AVF Venediger (vgl. Nr. 36)
- ad 39) vgl. Bemerkung zu Nr. 40

- ad 40) 1953 Bearbeitung durch Vera Lienbacher +; ab 1969 Hubert Peterka unter Ausdehnung »auf die gesamte Granatspitzgruppe«.
- ad 42) willkürliche Zusammenfassung zweier Gruppen unter Weglassung wesentlicher Teile, nämlich der Reißeck-Gruppe und der Westl. u. Nördl. Goldberg-Gruppe: »Die Reißeckberge und der Zirknitz-Wurtenkamm sowie der Eckbergkamm und der Sadnigkamm« (Vorwort der Verfasserin); vgl. Anmerkung zu Nr. 43
- ad 43) 1978 »Kleiner Führer durch die Kreuzeck-, Reißeck- und Sadnig-Gruppe« von Rudolf Gritsch.
- ad 44) vgl. Bemerkung zu Nr. 42 und 43
- ad 45) Vorläufer war AVF »Schladminger und Radstädter Tauern« von Peter Holl; teilweise ungewöhnlich dürftige Behandlung weiter Berggebiete.

- ad 48)–55) außerhalb des Arbeitsgebietes; zahlreiche Führer
- ad 56) Führer nur für den bergsteigerisch wichtigsten Teil der Gruppe bei Abschluß meines Manuskripts vor Fertigstellung; Führer nur für einen Teilbereich
- ad 58) außerhalb des Arbeitsgebietes
- ad 59) Bearbeitung durch Heinrich Gallhuber geplant (nicht vor 1980)
- ad 60) außerhalb des Arbeitsgebietes

Nur ein bescheidener Zweig am weitausladenden Baum des alpinen Schrifttums sind die Führer, und wenig Ruhm ist mit ihnen zu ernten, doch dem Bergsteiger sind sie ein treuer, zuverlässiger Gefährte auf seinem Weg zum Berg. Den selbständigen Bergsteiger wollen sie beraten, der mit offenen Augen die Natur um sich sieht – nicht den kümmerlichen »Bücherltouristen«, der die Nase im Buch hat und dabei über die Steine am Weg stolpert.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Franz Grassler
Arcisstraße 64/II
D-8 München 40

Die Eroberung des Triglav

ERIK VALLENSPERG

Die Erstersteigung

Vor 200 Jahren, am 26. August des Jahres 1778, also 8 Jahre bevor durch die Erstersteigung des Mt. Blanc durch Jaques Balmat und Dr. Michel Paccard, das »Goldene Zeitalter des Alpinismus« eingeleitet wurde, standen vier mutige Männer erstmals auf dem höchsten Berg der Ost-Julier, dem Triglav 2864 m, dem heiligen Berg der Slowenen. Es waren dies Lorenz Willomitzer (Lovrenc Willomitzer) 31 Jahre alt, Wundarzt aus Stara Fužine (Althammer), der Revierjäger Stefan Rosizh (Stefan Rožič), 39 Jahre, aus Savice, Mathäus Kos (Matevž Kos), 34 Jahre alt, Bergmann aus Jereka und Lukas Koroschetz (Luka Korošec) vulgo »ta vel'ki Jurjevec«) 31 Jahre alt, Bergmann aus Koprivnik. Alles Orte um den Wocheiner See. Sie waren im Auftrage von Baron Zojs – der auch bei weiteren Besteigungen immer eine Rolle spielte – am 24. August von ihren Heimatorten aufgebrochen und nahmen vom Wocheinerbecken den Weg über »Velo polje«, der Krederica zum Kleinen Triglav, überquerten die »Schlüsselstelle«, den noch lange gefürchteten Ostgrat, von wo aus sie den Gipfel erreichten. Sie kehrten am selben Tag zu ihrem Ausgangspunkt zurück, wobei die Männer den Weg bezeichneten, um ihn leichter im kommenden Frühjahr wieder aufzufinden. Auf dem Gipfel gruben sie im Stein die Namen von Joseph II., Baron Sigismund Zojs, Balthasar Haquet sowie ihre Namen ein.

Die Erstersteigung des Triglav gehört jedenfalls zu einer der ältesten beglaubigten Besteigungen in der Geschichte des Alpinismus. Es war dies damals noch eine Zeit, wo man Berge, Berge sein ließ und sie nur ängstlich vom Tale aus bewunderte.

Der Gelehrte Balthasar Haquet

Doch schon ein Jahr vor der Erstersteigung des Triglav, im August des Jahres 1777, wurde durch Balthasar Haquet ein Versuch unternommen, den Gipfel zu erobern. Bei seinen damaligen Begleitern soll es sich um die späteren Erstersteiger M. Kos, St. Rožič und Willomitzer gehandelt haben. Doch der Versuch scheiterte. Von seinen Gefährten im Stiche gelassen, von Unwetter umtobt, durch Wind-

stöße niedergeworfen, mußte Haquet nach Erreichung des Kleinen Triglav seinen Rückzug antreten.

Triglav! Dreihaupt! Man wird allerdings vergeblich nach drei Gipfeln Ausschau halten, denn auch der Kleine Triglav kann nur als Vorberg gewertet werden. Sein Name wird von einer dreiköpfigen altslawischen Gottheit abgeleitet, dem die Herrschaft über Luft, Erde und Wasser zugeschrieben wird und deren eines Haupt in die Vergangenheit, das mittlere in die Gegenwart und das letzte in die Zukunft blicke.

Dem Gelehrten Haquet verdroß seine Niederlage, angespornt durch den Sieg der Erstersteiger, mußte er den Berg seiner Träume besiegen! Und so geschah es, daß im Jahre 1779 Baron Zojs wieder den Wundarzt Willomitzer und M. Kos beauftragte, Haquet zum Gipfel zu geleiten. Als die kleine Expedition den gefürchteten Ostgrat am Rande des Kleinen Triglav erreichte, erklärte der erschöpfte Gelehrte, daß ihm »ganz schwindlich sey« und er nicht weiter könne. Der Platz sei ohnehin zu einer Höhenmessung des Triglav geeignet und der Unterschied von seinem Standpunkt bis zum Gipfel unbedeutend. Sehr genau konnte diese Messung nicht sein, da schließlich noch ein Höhenunterschied von ca. 200 m vorlag. Nach slowenischen Quellen sollen aber seine Führer damals den Gipfel bestiegen haben.

Unklar ist es, wann Haquet die erste beglaubigte Besteigung gelungen sein sollte. Die verschiedenen Quellen geben die Jahre 1782, 1783 und 1784 an.

Im Jahr 1786 scheiterte ein neuerlicher Versuch Haquets, wie er sich selbst ausdrückt, an der »seigeren Wand« des Gipfels. In der weiteren Ersteiger Geschichte taucht sein Name nicht mehr auf.

Wer war eigentlich dieser Haquet und den man – trotz seiner Mißerfolge – für den eigentlichen Initiator einer Eroberung des Triglav ansehen kann und dessen Vorname einmal Belsazar, dann wieder Balthasar lautete? Beide Namen sind richtig. Zuerst nannte er sich Belsazar und später einfach halber Balthasar. Er hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich. Geboren wurde er so vermutet man – etwa 1740, wahrscheinlich in der Normandie, sein Vater soll ein französischer Adelige gewesen sein, der seinem unerwünschten Sohn zwar jährlich eine ordentliche Summe Geldes überwies, sich aber sonst nie um ihn kümmerte und auch nie

in Erscheinung trat. Haquet hat später eine hohe Prämie ausgesetzt um die Erlangung eines ordentlichen Geburtsscheines, doch niemand konnte diese Summe verdienen. Mit 18 Jahren war er schon ausgebildeter Wundarzt, machte Reisen nach Paris, Spanien und England. In den damaligen Kriegswirren kam er in die Dienste der französischen Flotte und geriet in englische Kriegsgefangenschaft. Dann machte er wieder Dienste bei den Franzosen, den Preußen und den Sachsen und gelangte schließlich nach Österreich, wo er aber keine Arbeit finden konnte. Haquet reiste nach Konstantinopel und erkrankte in Bessarabien an der Pest. 1764 schien sich sein Schicksal zu einem Besseren zu wenden. Er studierte an der Wiener Universität die verschiedensten Fächer und erhielt 1773 – also mit 33 Jahren – die Professur für Anatomie, Physiologie, Chirurgie und sogar der Hebammenkunst an der Universität in Laibach. Er war also 37 Jahre alt, als er den ersten Versuch unternahm, den Triglav zu besteigen.

Die weiteren Besteigungen bis zum Jahre 1895

Es ist in diesem Bericht unmöglich, die weiteren Ersteiger ausführlich zu nennen, obwohl die meisten von ihnen in Fachzeitschriften interessante und genaue Berichte schrieben. Ich will versuchen, kurz die Namen jener Ersteiger anzuführen die irgendwie von Bedeutung sein könnten. Slowenische Quellen haben es mir auch ermöglicht, die Namen der betreffenden Führer anzugeben, die damals schließlich zum Erfolg den Hauptanteil beitrugen. Im Juli 1790 und im September 1792 gelang dem Obhutmann Schervonik (Žirovnik) in Begleitung von M. Kos den Gipfel zu bezwingen.

Im Jahre 1892 wagte Primus N. (nach Kugy) lt. slowenischen Unterlagen Primoš Hudovernik, ein Gamsjäger im Dienste des Grafen Thurn, etwas Außergewöhnliches. Er war die Wette eingegangen, im Alleingang den Gipfel des Triglavs in der Dunkelheit zu besteigen und als Zeichen seines Sieges ein Feuer anzuzünden. Er gewann die Wette. Von Bohinjska Bistrica (Feistritz) konnte diese kühne Tat beobachtet werden.

Am 1. September 1808 führte Anton Kos vulgo Kosov Tone, Sohn des Erstersteigers, die beiden Kaplane Johannes und Jacob Deschmann auf den Gipfel, wobei sie Zeichen ihres Sieges hinterließen. Am 8. August 1809 wie-

derholte Johannes Deschmann wieder diese Tour unter der Führung von Anto Korošec vulgo Cerkovnik Tone.

Am 24. September 1808 erklimm Valentin Stanig (Stanič) den Bergriesen und machte auf dessen Spitze die ersten barometrischen Beobachtungen. Vom berühmigten Ostgrat sagte er: »Ich, der ich so viele Salzburgs Gebirge erstieg, mußte hier, was ich sonst nie tat, mit beiden Händen meinen Augen Schirm machen, damit ich nicht die beiderseitigen Abgründe, sondern nur gerade vor mich hinsehen konnte.« Anton Kos war sein Führer, der damals seinen noch oft wiederholten Spruch tat: »Es ist garnicht so schrecklich, schaut nur nicht nach links und nach rechts.« Stanič war übrigens jener Mann, der am 29. Juli 1800 um 11 Uhr – einen Tag nach der Erstersteigung – mit Führern und Trägern ein Kreuz auf dem Großglockner errichtete und wissenschaftliche Beobachtungen durchführte. Seinen Namen trägt auch die Hütte am Plateau (Pekel) des Triglavs.

Erwähnenswert ist auch die geglückte Besteigung des Gipfels durch den Prager Botaniker Franz Sieber mit seinem Führer Anton Markizetti vulgo Smukavec. Er hinterließ ein Fläschchen mit der Behauptung, nach Haquet der Dritte am Gipfel gewesen zu sein, was aber scheinbar auf einem Irrtum beruht.

Eine Tragödie ereignete sich im Jahre 1822. Hauptmann Bosio erhielt den Auftrag, am Gipfel des Triglavs eine Triangulierungs-Pyramide und eine Wetterstange (Blitzableiter) zu errichten. Seine Gefährten waren der Korporal Rothemmel, die Führer Anton Kos, Stare Simon vulgo Orjakov, Anton Korošec vulgo Cerkovnik Tonej und fünf unbenannte Träger. In der Nacht vom 5-ten auf den 6-ten Juli überraschte sie ein fürchterliches Gewitter, wobei Anton Korošec vom Blitzstrahl getötet wurde.

Nun begannen sich auch Herrschaften des »höheren Standes« für den Triglav zu interessieren. Es waren dies Hofrat Käferstein (18. Juli 1828) aus Halle bei Leipzig, Franz Edler von Rosthorn (17.–18. Juli 1828). Es dürfte aber hier trotz ausführlichen Berichtes von Rosthorn zu einem Datumsirrtum gekommen sein, da ein Zusammentreffen der beiden Parteien nirgends erwähnt ist. Franz von Hermannsthal (1831). Alle diese Herren waren in großer Gesellschaft, hatten die bekanntesten Führer mit sich sowie zahlreiche Träger.



Der Aljažev-Dom im Vratatal mit dem Gipfel und der Nordwand des Triglav

Ich überspringe die nächsten Jahre, in denen einige Partien nachweislich zum Gipfel gelangten und komme zum Jahre 1860. In diesem Jahr schuf der bekannte Maler Markus Pernhart sein berühmtes Triglav-Panorama, dessen Original sich heute in der Ljubljauer National Galerie befindet.

1867 stand der bekannte englische Alpinist Francis Fox Tuckett, geführt von dem ebenso bekannten Schweizer Führer Melchior Andernegg auf dem Gipfel.

Diese Bergtour scheint Tuckett gefallen zu haben, denn schon im Jahre 1869 wiederholte er in Begleitung seines Freundes Eliot Howard den Aufstieg. Führer waren der Schweizer Lauener aus Lauterbrunn, Jože Škantar vulgo Šest und dessen Sohn Lovrenc vulgo Jagrov. Christian Lauener empfand zuerst den Ostgrat als »ziemlichen Humbug«, gestand aber spä-

ter, daß er an Schwierigkeiten dem Monte Rosa ebenbürtig sei.

1870 betrat erstmals eine Frau den Gipfel. Es war Rožalje Škantar, die Tochter unseres alten »Šest« und Schwester von Lovrenc.

Einen etwas humoristischen Bericht lieferte Otto Welter, der mit seinem Freund, dem Verleger Liebeskind und dem Führer Janez Klinar vulgo Požganc, den Gipfel erreichte. Beim Abstieg gegen das Trentatal hatten sie allerlei Abenteuer zu bestehen.

Ein gewisser Franc Kadilnik soll im Jahre 1873 sogar dreimal den Gipfel besucht haben und zwar mit verschiedenen Führern, wie Jerney Jans vulgo Šustarjev, Simon Pintar vulgo Prečkin, Janez Klančnik vulgo Šimens sowie der erst zwanzigjährige Franc Skumavec vulgo Šmerc. Auch eine Anzahl weiterer Einheimischer sollen Kadilnik begleitet haben.

Im gleichen Jahr soll auch Professor Linhart mit größerer Gesellschaft den Triglav erreicht haben. Sein Führer war ebenfalls Simon Pintar vulgo Prečkin.

1875 stand Julius Kugy erstmals auf der Spitze des Königs der Julier. Er war damals siebzehn Jahre alt. Als Führer begleitete ihn Janez Klančnik vulgo Šimenc. Kugy wurde späterhin der Verkünder der Schönheiten der Ost- und West-Julier in Wort und Tat. Geehrt wurde Kugy von den Slowenen durch ein Denkmal in der Trenta, und die Italiener errichteten eine Gedenktafel in der Seisera. Kugy erzählt in einem seiner zahlreichen Bücher: »Der Triglav ist der Idealberg meiner Jugend gewesen und so ist es gekommen, daß ich vielleicht vierzigmal auf seinem Scheitel gestanden bin«.

Bisher ging die Route auf den Triglav von der Wochein aus, Kugys Route führte durch das Krma Tal. Späterhin nahm er den Weg über das »Sicbenseental« oder bestieg seinen geliebten Berg von der Trenta her.

Am 8. August 1881 gelang Kugy in Begleitung seines treuen Andreas Komac vulgo Mota – er hatte ihn ein Jahr vorher gelegentlich der Erstbesteigung der Škratica kennen und lieben gelernt – die Erstbesteigung des Triglav über seine großartige Westflanke aus dem Trentatal, dem heute sogenannten »Kugyweg«.

Im August 1882 wiederholte Kugy, in Begleitung des berühmten Bärenjägers Tožbar-Špik, diese Route.

Im übrigen soll dieser »Kugyweg« im Jahre 1890 von drei Damen namens Herzberg aus Wien unter der Führung von Andreas Komac begangen worden sein.

Kugy fand noch andere Wege zum Gipfel, aus dem Südkar über die Flitscherscharte und den Südgrat, ohne den Kleinen Triglav zu berühren.

Die erste Winterbesteigung auf dem Normalweg gelang im Jahre 1882 August Luschnik aus Wien am 15. Februar mit seinem wie er sagte »eminenten« Führer Jakob Jelar vulgo Dolenc.

1883 bestieg Boris Zarnik in Begleitung seines Onkels, dem Pfarrer Matija Zarnik aus Srednji vas (Mitterndorf) den Gipfel. Der Führer war Lovrenc Škantar vulgo Jagrov. Es ist vielleicht interessant, etwas über die Führertarife zu erfahren. Der Tageslohn betrug 6 Golddinare und für eine Übernachtung mußte man 1 Golddinar bezahlen. Im Vergleich dazu bekam

man für 4 Golddinar bereits 1 Paar bessere Schuhe.

1895 ließ der bergbegeisterte Pfarrer von Dovje Jakob Aljaž, auf dem Gipfel einen eisernen Turm errichten, der vier Personen bei Unwetter Schutz bieten sollte. Aljaž hatte von der Gemeinde für 1 Golddinar den Gipfel gekauft und den Turm auf eigene Kosten errichten lassen.

Die Eroberung der Nordwand

Die Nordwand des Triglavs ist eine der höchsten Felswände der Ostalpen. Sie hat eine Ausdehnung von über drei Kilometer und einen Höhenunterschied bis zum Gipfel von 1500 m. Die eigentliche Wandhöhe ist 1000 m. Die Wand ist in fünf Pfeiler gegliedert, den Ostpfeiler, den Slowenischen Pfeiler, den Zentral- oder Čop-Pfeiler und den Jug-Pfeiler. Dazwischen sind vier Schluchten eingebettet, die Slowenische und die Deutsche Schlucht, der Schwarze Graben und die Jug-Schlucht. Beinahe 130 Jahre mußten seit der Erstersteigung des Triglavs vergehen, ehe man sich an die »große Wand« heranwagte, obwohl man annehmen kann, daß bereits viel früher Wildschützen auf einigen Routen bei Verfolgung durch Gendarmen die Wand als Fluchtweg benützten.

Nun begann die Zeit der Führerlosen. Bekannte Alpinisten aber auch Führer taten sich zu Seilschaften zusammen um die bisher gefürchtete Wand zu erobern.

Der Deutsche Weg

Im Jahr 1906 haben drei entschlossene Männer den Bann, den diese Wand umgab, gebrochen. Es waren dies Dr. Felix König, Ing. Hans Reinl und Karl Domenigg. Am 9. Juli um drei Uhr früh brachen die drei Männer vom Aljažev Haus auf und mußten bei starkem Unwetter auf einem schmalen Band hiwakiern. Am 10. Juli um 3.15 h erreichten sie das Kugy Band. Die Wand wurde erstmals bezwungen! Schwierigkeitsgrad II–III.

Der Slowenische Weg

Diese Route findet seine erste touristische Besteigung am 21. August 1910 durch Dr. Henrik Tuma und den Führer Jože Komac vulgo Pavr. Doch wird erzählt, daß der Trentaner Ivan Berginc vulgo Štrukelj, diese und auch andere Routen in der Nordwand schon früher durchklettert hat, um seinen Jagdgelü-

sten nachzugehen. Diese mit II–III bewertete Route gilt heute als die leichteste in dieser Wand.

Der Bayerländische und der Lange deutsche Weg

Diesen kombinierten Weg durchstiegen erstmals am 6. September 1926 Georg Kugelstätter und Hans Unger. Der Schwierigkeitsgrad reichte bis IV+.

Der »Oberkrainger Weg« (Gorjenska smer)

Es treten drei Männer auf die Bühne der Alpen, deren gemeinschaftliche alpine Unternehmen ihnen den ehrenden Namen »Zlatna naveza« Goldene Seilschaft einbringt. Es ist dies Jože Čop, geboren am 27. März 1893, gestorben 1973. Er war in den Eisenwerken von Jesenice beschäftigt, wo er viele Gleichgesinnte fand. Dr. Stane Tomišek, geboren am 26. November 1868, gestorben am 24. März 1943. Er war der Älteste dieser einmaligen Seilschaft und Anwalt in Ljubljana. Dr. Miha Potočnik aus Belce bei Mojstrana, geboren am 29. September 1907. Er lebt heute in Ljubljana, war nicht nur ein vorzüglicher Alpinist, sondern auch Organisator verschiedener alpiner Vereine und Rettungsstellen sowie ein bekannter Schriftsteller. Diese drei Männer traten nicht nur bei kühnen Erstbesteigungen in das europäische Blickfeld, man findet ihren Namen auch immer wieder bei gefährlichen Rettungsaktionen.

Die »Goldene Seilschaft« hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Geheimnis, das den Tod des jungen Vladimir Topolovec umgab, zu lüften. Topolovec verunglückte im August 1924 am Deutschen Weg und man nahm an, daß er in die damals unerforschten Gründe des »Schwarzen Grabens« abgestürzt war. Alle Versuche, seinen Leichnam zu finden, scheiterten.

Čop, Potočnik und Tomišek gelang es, am 27. und 28. August 1928 den Oberkrainger Weg erstmals zu beschreiten und bei Begehung des »Schwarzen Grabens« fanden sie an verschiedenen Stellen die bereits von der Witterung vermoderten Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände von Topolovec. Er mußte über eine 500 m hohe senkrechte Wand herabgeschleudert worden sein. Potočnik schrieb damals in seinem Bericht: »Wer sich diese »Schwarze Wand« aus der Nähe betrachtet, der wird sich gewiß nicht wundern, daß wir



Das Wahrzeichen des Triglav-Gipfels: der Aljažev stolp, zu Zeiten Kugy's (1925); seltene Aufnahme

Fotos: Erik Vallensperg

auch nicht das kleinste Knöchelchen gefunden haben, denn alle Knochen müssen bei diesem furchtbaren Aufschlag in tausend Stücke zersplittert und, ein Spielball des Wassers und der Mühren, in alle Winde zerstreut worden sein... noch nie hatten wir dem Tode so tief ins Auge geblickt.«

1924 war ein Katastrophenjahr. Dr. Klement Jug, stürzte nach einem Versuch, einen später nach ihm benannten Pfeiler zu erobern, tödlich ab. Die Eroberung dieses Pfeilers erfolgte am 25. und 26. Juli 1930 durch Paula Jesih und Milan Gostiša. Die Erstersteiger glaubten auch, die Absturzstelle von Dr. Jug gefunden zu haben, einen Überhang, der nur mit technischen Hilfsmitteln zu bewältigen war. Trotz wiederholter Suche, wurde der Leichnam des Abgestürzten niemals gefunden. Eine Schutzhütte in der Trenta trägt seinen Namen.

Im gleichen Jahr im Juli führte der ausgezeichnete junge Bergführer Anton Hlebanja vulgo Luksov Tone aus Mojstrana, den Inspektor Stiašny über den Bamberger Weg auf den Triglav. Während der Inspektor auf der Hütte übernachtete, wollte Hlebanja noch in der Dunkelheit unbedingt allein nach Mojstrana absteigen. Trotz Warnungen und heftigen Sturmes machte er sich auf den Weg. Er kam niemals in seinen Heimatort an. Den nächsten Tag fand man ihn auf einer nichtgenannten Route mit furchtbaren Kopfverletzungen tot

auf. Man kann annehmen, daß Hlebjanja über die Kot-Tal-Route abgestiegen war, die er als ehemaliger Träger gut kannte und daß Stein-schlag, ausgelöst durch den heftigen Sturm, die Todesursache war.

Die Eroberung der Nordwand fand ihre Fortsetzung durch die Besteigung der

Triglavkante

durch die bereits bekannten Alpinisten Karl Prusik und Roman Szalay am 5. und 6. September 1929, nach denen auch die Route benannt wurde. Die Schwierigkeiten werden mit IV+/-V bewertet.

Alle diese kühnen Taten wurden von den Erst-ersteigern in ausführlichen Berichten geschildert, die meist in Alpinen Zeitschriften erschienen.

Wieder ist die »Goldene Seilschaft« am Werk: Jože Čop, Miha Potočnik, Stane Tominšek und Matevž Frehlih begehen erstmals am 24. Juli 1931 die sogenannten »Zlatorog-Bänder«. In Bezug auf Orientierung ist diese Route eine der schwierigsten der Nordwand.

Jože Čop, diesmal mit Paula Jesih, gelingt es vom 26.-30. Juni 1945, den dann nach ihm benannten Pfeiler zu erobern. Er hat eine Wandhöhe von 1250 m und im oberen Teil des **Zentralpfeilers** findet man Schwierigkeit bis VI- vor.

Die Peternel-Führe. Im Jahre 1961 wurde obige Führe von Niko Tancar und dem Jesenicer Führer Marko Butinar durchstiegen. Der Schwierigkeitsgrad beträgt VI, dazu künstliche Hilfsmittel A 1.

Die Shpynx. Ebenfalls im Jahre 1961, vom 22.-24. August, wurde das Problem der »Sphynx« nach vorhergehenden, zahlreichen Versuchen, durch Mikec Drašlar und Aleš Kunaver, gelöst. Kunaver ist Führer aus Ljubljana. Die Führe geht über senkrechte, teilweise überhängende Wandstellen, die einen Schwierigkeitsgrad von VI+ erreicht.

Das »Sphynx Gesicht«. Diese Route ist wohl eine der schwierigsten der Nordwand (-VI, A3). Ante Mahkota und Ing. Peter Ščetinin aus Ljubljana, bewältigten 1966 diese Route in zwölf Stunden. Die geringe Wandhöhe von 250 m betont die Schwierigkeit dieser Route.

Die »Bohinj Führe«

Die westlichste Route in der Nordwand, die »Bohinj Führe« wurde durch Jože und Tine

Mihelič erstiegen. Der Schwierigkeitsgrad beträgt »nur« V.

Tine Mihelič erstiegen. Der Schwierigkeitsgrad beträgt »nur« V.

Auch viele Österreicherinnen interessierten sich für die Nordwand, wie unsere »Lisl« Buchenauer, die gleich nach dem Krieg ihr Können an der Wand bewies. Heide Licek-Sattler, noch nicht volljährig, folgte den Spuren ihres großen Vorbildes »Marko« Debelakova und bewältigte die Triglav Nordwand. Heidi Reischer aus Graz, Jahrgang 1940, war ebenfalls in der Triglav-Nordwand tätig.

Würde man die Tourenbücher unserer Alpinistinnen durchblättern, müßte man noch etliche nennen, die ihren Namen in der großen Wand eingeschrieben haben.

Zweihundert Jahre Triglav! In dieser gewaltigen Zeitspanne dürften so ziemlich alle Probleme des »Königs« gelöst worden sein. Der Jugend verbleiben vielleicht noch einige Varianten und ein ehrenvolles Begehen der Routen, die ihre »großen Vorbilder« erstmals beschritten hatten. Es gab viele stolze Siege, manche Niederlagen und Todesopfer, von denen ich nur einige angeführt habe.

Den 26. August 1978 werden die Bergsteiger Jugoslawiens wahrscheinlich im Wocheiner Tal, von wo aus die Erstersteiger ihren Weg nahmen, festlich begehen und als Höhepunkt ein Denkmal enthüllen.

Der Triglav ist eine Reise wert. Der Wanderer wird seine mächtige Nordwand vom herrlichen Vratatal aus bestaunen und bewundern. Der Bergsteiger wird von der Krederica aus, auf der üblichen Normalroute (Stachelschweinroute) zum Gipfel aufsteigen, von wo aus er bei klarem Wetter bis zur Adria blicken kann, und der gewiegte Alpinist wird sein Können an den Routen der Nordwand erproben.

Einen eindrucksvollen Abschluß solch einer Tour wird aber immer der Abstieg in das Wocheiner Tal über die »Sieben Seen« bilden.

Anschrift des Verfassers:

Erik Vallensperg

Mariahilferstraße 117/29

1060 Wien

Kleine Weiße – Nordpfeiler

HERMI LOTTERSBERGER

Am frühen Morgen gehen wir durch das stille, schöne Pffossental dem heutigen Ziel, dem Nordpfeiler »Gritschpfeiler« an der Kleinen Weiße in der Texelgruppe entgegen.

Vom Talanfang, wo bei den letzten Höfen das Auto blieb, bis zum Einstieg sind es drei Stunden. Der Pfeiler ist ca. 300 m hoch und hat seit seiner Erstbegehung 1932 nur wenige Wiederholungen. Derweil wir zügig marschieren, erzählt mir Heini die Geschichte um die Erstbegehung: Der Meraner Franz Gritsch versuchte den Pfeiler mit einem Gefährten, sie kamen nicht durch. Als Gritsch erfuhr, daß ihn andere versuchen wollen, stieg er sofort ein, allein und fand den Weg. Eine, für die damalige Zeit wohl außergewöhnliche Leistung. Der Preis für diesen Erfolg war hoch, denn Gritsch verlor seine Arbeitsstelle, da er einfach weggeblieben war.

Vom ersten Blickpunkt her sieht der Pfeiler nicht steil aus. Je näher wir kommen, umso gewaltiger wirkt er und bestimmt nicht leicht. Das steile Firnfeld zum Einstieg ist beinahe gefroren. Noch sind wir im Schatten, wo es mitten im Sommer empfindlich kühl ist. Einstieg. Heini steigt los. Mich befällt eine erregte Spannung, freudige Erwartung, wie ich ihm zuschaue. Das Besondere an dieser ersten Seillänge ist, daß es sich um rauhe, gelbe Marmorplatten handelt. Wo gibt es dergleichen? »Nachkommen«, mit dem Lossteigen kommt eine unbändige Freude in mir auf. So etwas kletterte ich noch nie!

Heini schaut sich den Weiterweg an: da muß es hinauf gehen. Ja, es ist richtig: ein alter Haken in einer schönen, ziemlich glatten Reißverschneidung beweist es. Die Hauptschwierigkeiten sollen ja im unteren Teil liegen, so könnte das schon die Schlüsselstelle sein. Gespannt verfolge ich den Heini, der sich die Finger etwas anwärmt, bevor er die Stelle angeht. »Herrlich, freu' dich drauf!« Er verschwindet um eine Ecke. Langsam läuft das Seil durch meine Hände. Muß es wieder einziehen. Warte, horche, warte. Moospolster fliegen nach unten, Steine poltern. »Stand!« Langsam wird mir warm, ich reibe meine steifen Finger bevor ich die Verschneidung angehe. Wirklich herrliche Reibungskletterei, der



Hermin am Innerkofferturm am 27. Juni 1976 (Foto: Heini Holzner †)

Heini hat nicht zu viel versprochen! Bald stehe ich bei ihm, was war los vorhin: Es war äußerst schwierig, einen sicheren Stand zu bauen! Alles ist brüchig, riesige Kalkplatten, die hohl klingen, wenn man klopft. Der alte Eisenstift erweckt wenig Vertrauen. Vor uns nun eine Plattenflucht, durchzogen von einem Reiß. Ziemlich hoch oben steckt wieder ein Haken. Schön, diese direkte Linie des Risses. Ich schaue dem Heini zu, wie er wieder los steigt: das ist Genuß! Anschließend kommt ein langer Reitgrat. »Stand«. Ich mache schnell ein Foto, richte mich her und steige nach. Heini ruft mir zu: »du mußt zugleich alles und nichts belasten!«

Vorsichtig steige ich nach. Trotzdem löst sich eine Schuppe und saust polternd in die Tiefe. Der Reitgrat ist nicht sehr steil, aber alles ist lose. Ich frage mich immer wieder, wie Heini das macht, bei ihm fliegt nie, oder selten etwas nach unten. Bei mir bleibt das nicht aus. »Ein wilder Kerl«, sagen wir voll Hochachtung, »der Erstbegeher!« Nun wieder eine Plattenwand mit feinem Reiß, flott kommen wir höher. Auf einer Kanzel verschwindet Heini wieder um eine Ecke. »Stand«. Wieder folgt ein Reitgrat lang, steil, brüchig. Ich mühe mich redlich ab und komme nur langsam weiter.

Inzwischen hat sich der Himmel stark bewölkt, in der Ferne hören wir donnern. Als Heini in



Dongusorum (Kaukasus) 4,453 m, mit Abstiegsroute

(Archivbild)

eine Plattenwand einsteigt, beginnt es zu regnen, dann zu graupeln. Schnell ist alles naß. Heini steigt zurück, wir folgen einer Rampe, wo wir wieder einen Haken finden und einen von uns stecken lassen.

Glimmer bröckelt ab, alles ist schmierig. Rasch kommen wir weiter, Heini verschwindet in einem Kamin, holt gleich alles Seil ein, also ist er schon »draußen«. Wie ich ihm am Gipfel die Hand reiche, danke, bin ich sehr glücklich! Überall kann man Blitzeinschläge sehen, wir verlassen bald den Gipfel, auf dem wir schon vor sechs Jahren gestanden hatten, als wir die gesamte Texelgruppe überschritten. »Weißt du noch?«

Auf der Sonnenseite wachsen Gletscherhahnenfuß, tiefblaues Vergißmeinnicht und Steinbrech. Heini »wedelt« elegant über ein steiles Firnfeld hinunter, während ich mich auf meinen Rucksack setze und so »abfahre«, da unten ein schöner flacher Auslauf ist.

Während wir das stille Hochtal hinaus wandern, muß ich mich immer wieder, wie nach jeder Bergfahrt, umdrehen und zurückschauen. Langsam wirkt der Pfeiler wieder flacher, bis er nicht mehr zu sehen ist. Jetzt beim Heimweg finde ich, daß das Tal endlos lange ist, oder wirkt es nun nur so, weil die Spannung

auf das bevorstehende Erlebnis am Pfeiler vorüber ist?

5. oder 6. Begehung, 1. Damenbegehung, am 10. August 1974 mit Heini Holzer, Schwierigkeitsgrad V (echt!)

Eine grausige »Fahrt«

HERMI LOTTERSBERGER

Im Schneetreiben standen wir auf dem Gipfel des Dongusorum (4453 m) und waren uns nicht ganz einig, wo wir absteigen wollten. Kartenmaterial gab es ja hier im Kaukasus keines, nach dem wir uns den Weg suchen hätten können. Franz, der schon zur Ushba mein Seilgefährte war, entschloß sich, die Eiswand und nicht den Felsgrat abzustiegen. So trennten wir uns von den anderen Kameraden.

Wir kamen gut voran, Seillänge um Seillänge ging es abwärts, bis ein senkrechter Abbruch das flotte Absteigen beendete. In schwieriger Querung überwandern wir ihn, um in eine steile Rinne zu kommen. Über uns hingen Eisbalkone, die aussahen, als würden sie jeden Augenblick herabbrechen. Wir sahen zu, diese gefährliche Passage schnell hinter uns zu bringen! Weit unter uns lag ein großer, arg zerklüfteter

Gletscher. Bis zur großen Randspalte hatten wir noch ca. 300–400 m. Die Neigung betrug ungefähr 40–45 Grad. Aus den Hauptschwierigkeiten waren wir also heraus. So stiegen wir, angeschild, ohne zu sichern (!) gleichzeitig ab. Wohl mit dem Gesicht zur Wand, wegen der Steilheit. Durch den Harsch brach man durch, der Pulverschnee darunter klebte an den Steigeisen, so daß man nach jedem Schritt den Schnee abklopfen mußte. Ich überlegte gerade, wie wir wohl über die Randspalte kommen würden, als mich ein harter Ruck des Seiles rücklings umriß. Ich rief: »Na, Franz, was tuast denn!« Und sauste rücklings, mit dem Kopf voraus nach unten, immer schneller werdend. Wohl versuchte ich krampfhaft zu bremsen, was mir nicht gelang. Den Pickel schlug es mir ein paar mal um den Kopf, bevor ich ihn verlor. Mit der zunehmenden Geschwindigkeit überschlug es mich immer wieder. Das war so grausig, daß ich mir wünschte, ich möge mir beim nächsten Aufprall das Genick brechen, damit diese Fahrt ein Ende hätte. So würde ich also bald wissen, wie es ist, wenn man tot ist. Wie taten mir meine Kinder leid, weil ich mir vorstellte, wie sie weinen würden. Und daß sie auf das viele Gefrage der Leute immer wieder sagen müßten: »Die Mutti hat sich im Kaukasus »derstessen«...

Ich spürte, daß ich über den Franz hinweg rutschte, da dachte ich: schnell die Füße in die Höhe, damit ich ihn nicht mit den Steigeisen verletze! – Danach folgte ein Flug durch die Luft (über die Randspalte), und mit großer Gewalt haute es mich aufs Kreuz in den Firnschnee, wo ich liegen blieb. Ich überlegte, ob das nun schon das Jenseits sei, da ich ganz sicher war, diese Fahrt nicht lebend beenden zu können. Aber, es war keine Engelsstimme, sondern die des Franz, der rief, ob ich mir sehr weh getan hätte! Mühsam stand ich auf, das Kreuz schmerzte irrsinnig, aber ich fand: eigentlich ist mir nichts passiert! Dabei begann es warm über das Gesicht zu rinnen. Blut. Ich griff am Kopf herum, fand aber kein Loch. Es tat mir auch da nichts weh.

Franz kam nun zu mir herab; er hatte an der Schläfe einen Kratzer und war bei seiner Landung arg auf eine Schulter gefallen. Er

fand dann an meiner Kopfhaut zwei Wunden, die vom Rutsch über ihn herführten, wobei ich mich an seinen Steigeisen verletzt hatte.

Der Weg zurück ins Lager war eine einzige Qual, denn der arg geprellte Körper schmerzte überall. Unsere Kameraden, die den Grat abstiegen, hatten von unserem Unfall nichts gemerkt, und glücklich traten wir am nächsten Tag die Heimreise an.

Drei gelbe Leiberln

Das war damals, vor ziemlich ein paar Jahren, als es noch nicht die erfinderischen Sportausrüster gab, die für alle Sparten ein zweckmäßiges und attraktives Angebot bereithalten:

Wenn mich ein Berggefährte mit auf eine Klettertour nahm, war meist irgendetwas Handgestricktes das Zeichen meiner Dankbarkeit – und ich hatte oft Gelegenheit, im Kreis meiner Freunde unterwegs zu sein.

So kam es eines Tages, als der Sepp, der Peter und der Reinhold zum Walkerpfeiler fuhren – wo auch der Fritz mit von der Partie war –, daß dieser aus dem Wundern nicht heraus kam:

Der Peter aus dem Zillertal zog am Einstieg ein schön warmes, handgestricktes, gelbes Unterleiberl an. Der Sepp aus Osttirol holte ein genau gleiches aus seinem Rucksack hervor. Und der Reinhold aus Südtirol hatte es schon an.

So fragte der Fritz, platt von Staunen, wie denn das möglich sei: jeder aus einer anderen Gegend, aber alle drei dasselbe handgestrickte gelbwollene Leiberl ...?

»Jaaa«, sagte der Sepp gutgelaunt »da müssen wir scheinbar alle drei die gleiche Freundin haben!«

Das leuchtete dem Fritz ein – und als er so mit seinen drei Freunden einstieg, wer weiß, ob er nicht auch gerne so einen »Seelenwärmer« gehabt hätte, einen leuchtend gelben, aus feiner Wolle handgestrickt und herrlich warm!?

*Anschrift des Verfassers:
Hermi Lottersberger
6290 Mayrhofen 119c*

Erste Winterbegehung der Matterhorn-Nordwand 1978 in Damenseilschaft

WANDA RUTKIEWICZ

Der Name einer Frau ist seit dem 13. September 1867 für immer mit dem Matterhorn verbunden: seit die damals 18jährige Félicité Carrel mit einer Männerseilschaft den nach ihr benannten Col Félicité, knapp unter dem Gipfel, erreichte. Den Weiterweg verwehrte ihr der heftige Sturmwind, der sich in ihren langen, weiten Röcken verfing und sie in die Tiefe zu werfen drohte.

Seither haben viele Frauen den berühmten 4477 m hohen Hauptgipfel der Walliser Alpen erstiegen. 1963 durchkletterte erstmals eine Frau die Matterhorn Nordwand. Im Sommer 1967 war die erste Damenseilschaft durch die Nordwand zum Gipfel unterwegs.

Vom 7.–10. März 1978 kämpften sich vier polnische Spitzenalpinistinnen Wanda Rutkiewicz (35) Leiterin, Anna Czerwinska (28), Krystyna Palmovska (29), Irena Kesa (24) durch die Wand. Die Massenmedien verfolgten das sensationelle Unternehmen mit lebhafter Berichterstattung; vom Hubschrauber aus wurden Bildreportagen geschossen.

Am 7. März 1978 stieg die Vierer-Frauenseilschaft in die Wand ein, nachdem am vorhergehenden Tag der Übergang über den Bergschrund erkundet worden war. Die Vorbereitung der Spur erschien deshalb wichtig, da es vorher 5 Tage pausenlos geschneit hatte. Die Matterhorn Nordwand ist jedoch zu steil, um eine Schneeauflage zu behalten – auf der Tour zeigte sich dann auch nur eine geringe Neuschneeauflage auf Eis und hartem Altschnee. Die Wettervorhersage war für einige Tage gut, mit günstigem Nordostwind. Von der Air Zermatt hatten die Bergsteigerinnen ein Funkgerät mitbekommen, um ständig den aktuellen Wetterbericht zu erhalten.

Die vier Frauen gingen im leichten Gelände in Zweier-Seilschaften, um rascher vorwärts zu kommen; im schwierigeren Gelände seilte man sich zusammen. In ihren Rucksäcken trugen sie zwei Biwacksäcke, einen Gaskocher, Proviant, Daunenjacke und Daunen hose mit sich; dazu kam die normale alpine Eis-Ausrüstung. Wenn es ging, kletterte man in Handschuhen und Fäustlingen, ausgenommen bei schwierigen



Irena Kesa nach dem Abenteuer in der Matterhorn-Nordwand: auf dem Wege der Genesung.

(Foto Birbaumer, Innsbruck)

gen Manipulationen. Unterwegs gab es nur Trockenproviant und Schokolade zu essen; am Abend im Biwak wurde richtig gekocht: Suppe mit Wursteinlage und Tee. Zum Frühstück machte man Haferflockenporridge aus Trockenmilch und Schnee. Das Schuhwerk war hochalpin: HANWAG Schuh im Schuh; Irena trug eine andere Marke, die sich leider nicht bewährt hat. Als besonders empfehlenswert erwiesen sich die Stubai Steigeisen mit der neuen Befestigung, da der Fuß nicht durch das Eisen kalt wird und daher die Erfrierungsgefahr geringer ist. Gegen Steinschlag trugen die Bergsteigerinnen Kletterhelme.

Am ersten und zweiten Tag ging es schnell voran. Die Eisfelder wurden ohne Seil begangen, um Zeit zu sparen. Erst kurz vor dem Schräg-Couloir, seilte man sich erstmals an. Es erwies sich als schwierig: Fels und lockerer Neuschnee. Man kam nur langsam voran. Jetzt in Viererseilschaft am 80 m Seil: eine führte, die zweite ging rasch nach und fixierte für die dritte das Seil, so daß diese mit Jümar-Klemmen nachkommen und die vierte nachnehmen



Wanda Rutkiewicz mit Alison Chadwick-Onyskiewicz: Erstbesteigung Gasherbrum III, 7952 m. (1975 ohne Sauerstoffgerät)

Am 16. Oktober 1978 stand Wanda übrigens 8.848 m als dritte Frau auf dem Gipfel des Mount Everest – im Rahmen einer deutsch-französischen Expedition.

(Archivbild)

ABENTEUER AM MATTERHORN

4köpfige Frauenseilschaft in der Nordwand:
1. Winterbegehung 7.–10.3. 1978

Wanda Rutkiewicz, 35, Dipl.-Ing. für Elektronik (Computertechnik) Warschau

Anna Czerwinska, Dr. der Pharmazie, 28, Warschau

Krystyna Palmovska, Dipl.-Ing. für Elektronik, 29, Warschau

Irena Kesa, 24, Studentin der Physico-Therapie, Kattowitz

Wanda: die wichtigsten Touren alle in Frauenseilschaft:

Trollryggen, Norwegen, Ostpfeiler (mit Halina Krüger); Eiger Nordpfeiler, II. Begehung (mit Stefania Egierszdzorff und Danuta Wach);

1976: Gasherbrum III, 7952 m (Leiterin, ihr höchster erstbestiegener Gipfel) und, damit

höchster Frauenrekord für Erstbegehungen zusammen mit Frau Alison Chadwick und 2 Männern: Krzysztof Zditowifcki und Janusz Onyszkiewicz. 2 Teilnehmerinnen dieser Expedition (Halina Krüger und Anna Okopinska) erreichten den Gasherbrum II 8035 m. Ohne Träger. Ohne Sauerstoff, von 3 Lagern aus.

Anna und Krystyna (fixe Damenseilschaft). Routen: Tatra im Sommer und Winter, Brenva Flanke Mont Blanc, Matterhorn Nordwand im Sommer 1977; auf 7600m anlässlich Gasherbrum Expedition.

Irena: sehr gute Felskletterin; schwierigste Touren in der Tatra. Sentinelle Rouge in Frauenseilschaft und Brown-Risse an der Aig. du Blatière, Westalpen, mit Barbara Olesiewicz.

konnte. Daraus ergibt sich theoretisch das Tempo einer Zweierschiffahrt. Eine gleichzeitig eingestiegene japanische Seilschaft (Mann und Frau) konnte im gleichen Tempo zwar folgen, jedoch war sie in der Wand nicht schneller als die vier Damen.

Das Rivalitätsgefühl zwischen der japanischen und der polnischen Gruppe galt der Frage, wer als erste Frau nach einer Winterbegehung der Matterhorn Nordwand am Gipfel stehen würde. Wie auch immer: als reine Damenseilschaft würden die Polinnen auf alle Fälle die Premiere liefern, da sie selbst auch abwechselnd führten und die Japanerin am Seil des Mannes als Zweite ging.

Jedenfalls spornte man sich gegenseitig an mit Aufmunterungen, Lachen, Vorbereitung eines Biwakplatzes und freundlichen Gesten.

Erst am zweiten Tag war das schwierige Schräg-Couloir angegangen und spät, bei Einbruch der Nacht im Licht der Stirnlampen, das zweite Biwak errichtet worden: auf einer winzigen 1/2 m breiten Plattform, aus dem Schnee herausgehauen. Die Matterhorn-Nordwand ist bekannt dafür, daß es nur spärliche Biwakplätze gibt. Erreichte man sie nicht, so mußte man im Stehen nächtigen.

Am Morgen des dritten Tages spielte sich folgendes ab: Eine weitere Klettergruppe aus drei Japanern, die nach einer Eiger-Nordwandbegehung in bester Kondition waren, überholten alle sechs Ersten und gaben der japanischen Mann- und Frau-Seilschaft Kletterhilfe durch das Seil. So konnten diese ebenfalls die 4 Polinnen überholen. Dies während zwei Seillängen, die Schlüsselstellen darstellten.

Am dritten Tag kam ein heftiger Wind auf, der den ganzen Tag über andauerte, auch während der ganzen folgenden Nacht und am Tag darauf anhielt und sich noch verstärkte (wie dies auch der Wetter-Report der HELIPORT Zermatt ausweist). In den schwierigen Kletterstellen am dritten Tag zog sich wahrscheinlich Irena ihre Erfrierungen an Fingern und Füßen zu. Nachmittags wurde der obere Wandteil erstiegen, der keine großen Schwierigkeiten mehr aufweist. Abends erreichten die Polinnen den Zmutt-Grat, wo sie von einem starken Sturmwind empfangen wurden, so daß sie beschlossen, zum Biwak wieder etwa 160 m abzusteigen zu einer großen windgeschützten Plattform mit tiefer Schneeauflage.

Am vierten Tag stiegen sie wieder zum Zmutt-Grat auf. Irena war durch ihre Erfrie-

rungen so beeinträchtigt, daß sie kaum mehr das Gleichgewicht halten konnte und völlig apathisch war. Der heftige Sturmwind raubte auch dem Rest der Seilschaft den Atem und man mußte trachten, nicht hinuntergeweht zu werden. Man kam nur im langsamen Tempo vorwärts.

Irena hatte nun kein Gefühl mehr an Händen und Füßen und mußte noch mit einem langen Abstieg über den im Winter schwierigen Hörnli-Grat rechnen. Sie war erschöpft, fast bewußtlos in unmittelbarer Gipfelnähe. Ihr Zustand war so ernst, daß sich die Seilschaftsführerin Wanda Rutkiewicz entschied, vom Funkgerät Gebrauch zu machen, um Irena rasch Hilfe zu verschaffen. HELIPORT Zermatt fing die Botschaft auf, jedoch kam wegen eines Defektes am Funkgerät keine Antwort zurück.

Nach diesem ersten Hilferuf stiegen die Bergsteigerinnen weiter gegen den Gipfel. Krystina Palmowska erhielt den Auftrag, den nahen Gipfel zu besteigen – als Symbol für die gelungene Durchsteigung der Wand – und in Gipfelnähe einen guten Platz zu erkunden, wo man Irena hinlegen konnte. Die anderen bereiteten das vierte Biwak vor.

Inzwischen traf der Rettungshubschrauber ein und führte bei Nacht und Sturm die schwierige Windenbergrung knapp unter dem Matterhorn Gipfel durch. Irena kam sofort in das Kantonshospital Visp, wo ihr Erste Hilfe geleistet wurde und später in die Innsbrucker Klinik, wo ihre schweren Erfrierungsschäden in der Gefäßstation versorgt wurden und rasch vollständig ausheilten.

Die 4 polnischen Bergsteigerinnen sind Mitglieder des hochalpinen Damenklubs RENDEZ-VOUS HAUTES MONTAGNES, dessen Präsidentin Felicitas von Reznicek sie in Zermatt betreute. Die gelungene Durchsteigung der Matterhorn Nordwand im Winter durch eine Damenseilschaft wird jedenfalls in die alpine Geschichte eingehen.

*Anschrift des Verfassers:
Wanda Rutkiewicz
Sobieskiego 8/88
02-957 Warschau, Polen*

130 Stunden in der Eiger-Nordwand

WILFRIED STUDER

Ein Bericht über die 8. Winterbesteigung der klassischen Route vom 11.–16. März 1978 mit Martin Wechselberger (OeAV-Jugend Rankweil)

Um zu verstehen, warum wir im Winter die Eiger-Nordwand durchstiegen, muß man den Wunsch eines jeden Sestogradisten kennen, sich am Prüfstein des Alpinisten zu bestätigen. Sie verlangt von einem Bergsteiger wohl das Höchste an Können, Kondition und psychischer Stärke. Obwohl mit der modernen Klettertechnik die Schwierigkeiten relativ leicht überwunden werden, zieht diese 1800 m hohe, fast senkrechte, aus Fels, Schnee und Eis bestehende Wand jeden Bergsteiger in ihren Bann. Wer immer sie ohne allzu viele technische Hilfsmittel – um dadurch den sportlichen Wert der Besteigung nicht herabzusetzen – im Winter angeht, muß großen Mut und eisernen Willen haben, wie die Pioniere der vergangenen Jahre.

Immer noch mit unbeschreiblicher Gewalt zog mich dieser Berg an, obwohl ich ihn bereits im Sommer 76 durch dieselbe Route bestiegen hatte.

Am 11. März 1978 gegen 6.30 Uhr beginnen wir unseren Aufstieg. Die schweren Rucksäcke und die warme Bergkleidung behindern unsere Bewegungen merklich. Trotzdem haben wir am Abend, als wir unser Biwak unterhalb der Roten Fluh ca. 60 m rechts vom Hinterstoisser-Quergang einrichten, 500 schwierige Meter dieser Wand hinter uns gebracht. Bei großer Kälte und völliger Stille geht die Nacht vorüber.

Sonntag, 7.30 Uhr: Die ersten Sonnenstrahlen erreichen Männlichen oberhalb der Kleinen Scheidegg. Wir sind bereit für den Hinterstoisser Quergang, der uns ins erste Eisfeld führt, welches wir dann auch ohne große Schwierigkeiten bewältigen. Den Eisschlauch erkletterte ich ohne Rucksack, denn im unteren Teil ist diese Passage beinahe senkrecht, und das Eis läßt keine Zwischensicherung zu. Die Zeit vergeht schnell, sogar sehr schnell. Um 14 Uhr sehen wir einige Franzosen in der John-Harlin-Route vom Todesbiwak abseilen. Die Gegenwart von Menschen dort oben, gibt uns



Im dritten Eisfeld

Foto: Wilfried Studer

in diesem Augenblick, da wir alles wagen, ein Gefühl des Glücks und der Einsamkeit zugleich. Als wir im zweiten Eisfeld Seillänge für Seillänge queren, ist schon später Nachmittag. Die Hoffnung, das Todesbiwak – ein guter Biwakplatz – zu erreichen, treibt uns trotz großem Durst weiter. Als wir den letzten Steilaufschwung auf dem Bügeleisen erklettern, wird es gerade dunkel.

Am Morgen des dritten Tages ein völlig neues Bild: es schneit ununterbrochen den ganzen Vormittag und wegen der regelmäßig abgehenden Lawinen ist ein Weitersteigen ausgeschlossen. So sitzen wir den ganzen Tag in unserem Biwak, erzählen über Pläne, die in unseren Köpfen herumschwirren und trinken viel Tee. Am Abend reißt der Himmel auf. Über Funk, durch den wir täglich den neuen Wetterbericht bekommen, wird uns für die kommenden Tage wechselhaftes Wetter mit

stürmischen Winden und Schneefall gemeldet. Das Wetter ist dennoch am vierten Tag einigermaßen gut und so können wir auch das dritte Eisfeld, das zwar sehr schlechtes Eis aufweist, am frühen Vormittag bis zum Beginn der Rampe queren. Die 300 m hohe Rampe überrascht uns mit ihrer Vereisung. Stellenweise ist nur mit nahezu akrobatischen Einlagen ein Erfolg zu holen. Erst gegen 8 Uhr abends können wir uns im Dunkel, nach der Überwindung des abdrängenden Eiswaules im Rampeneisfeld, einen Biwakplatz suchen.

Wir sind jetzt wohl am kritischen Punkt dieser Tour angelangt, denn von hier gibt es kein Zurück mehr. Die Biwakplatz ist sehr klein, wir beide können gerade sitzen. der Biwaksack wird vom Wind wie ein Ballon aufgeblasen. Die Nacht ist sehr kalt und in den frühen Morgenstunden beginnt es wieder zu schneien. Das macht uns bedenklich. Als wir uns entschlossen haben, diese Wand anzupacken, geschah das in der Überzeugung, daß uns nur das Unberechenbare aufhalten könnte. Aber das Unberechenbare – wo gibt es das nicht? Es ist schon eine Stunde Tag, bis unser Wille wieder so stark ist, um aus der unbequemen Haltung aus dem Biwaksack hervorzukriechen. Wir queren nach rechts, wo uns die extremen Schwierigkeiten jede Hoffnung auf Erfolg zu nehmen scheinen. Doch ich rede mir ein, daß es nur die erstarrten Glieder sind, und so gelingt es mir auch nach mehreren Versuchen, diese senkrechte, sehr abdrängende und schwierige 20 m hohe Wand hinter mich zu bringen. Nach diesen anstrengenden 15 Minuten muß ich auf meine völlig durchforenen inzwischen weiß gewordenen Finger achten. Beide Hände werden massiert und ich kann wieder in die Handschuhe schlüpfen. Sie sind zwar ganz gefroren, aber sie bieten Schutz vor dem tobenden Sturm.

Der Tanz des Windes wird immer stärker und fast unerträglich. Die Windstöße fallen wild über uns her. Wir klettern bereits seit 5 Stunden und befinden uns im Götterquergang, der 90 m lang und voller Überraschungen ist. Diese Seillängen gehören im Winter zu den ausgesetztesten und schwierigsten der ganzen Route. Am frühen Nachmittag wird das Klettern unerträglich. Wir befinden uns seit 2 Seillängen in der Spinne und versuchen so schnell wie möglich das rechte obere Ende zu erreichen. Von Windböen ausgekühlt, und ständig von abgehenden Lawinen überrascht, finden

wir doch bald Schutz unter den Felsen der Gipfelwand. Wir graben ein kleines Loch in den Schnee, so daß wir beide uns, vom Wind etwas geschützt, erholen können. Kaum einen Bissen bringen wir hinunter, dafür trinken wir viel Tee, den wir aus Schnee und Eis schmelzen.

Welch eine Nacht! Immer denken wir an den Gipfel, um durchzuhalten. Mein rechter Fuß macht mir große Sorgen. Die ganze Nacht versuche ich ihn zu massieren, doch ab und zu packt mich der Schlaf. Am Morgen gegen 5 Uhr des sechsten Tages kochen wir wieder Tee, um zu Kräften zu kommen, denn wir müssen den Gipfel erreichen. Der ganze rechte Fuß ist stark angeschwollen und an allen fünf Zehen haben sich Blasen gebildet. Zu zweit zwängen wir den Fuß in den gefrorenen Schuh, was alles eher als angenehm ist. Infolge der grimmigen Kälte sind unsere Muskeln steif geworden, und wegen der starken Windstöße, schwanken wir wie Betrunkene. Die Böen sind so stark, daß sie uns oft den Atem rauben und uns zwingen, die Augen zu schließen.

Wir haben bereits den äußerst schwierigen Quarzriß hinter uns gebracht und noch immer trennen uns 250 m vom Gipfel. Nach einer Querung nach links zum Corti-Biwak ist es schon 14 Uhr. Keiner von uns beiden gibt die Hoffnung auf, unser Ziel zu erreichen, und so kämpfen wir uns Länge für Länge durch diese letzten schwierigen Ausstiegisse, um dieser Wand zu enttrinnen.

Volle zehn Stunden schon dauert das grausame Spiel, und noch immer bläst ein heftiger Sturm. Die Anstrengung hat unsere Gesichter ausgezehrt, aber was macht das schon! Der Gipfel wartet 100 Meter über uns. Wir erreichen den Mittellegigrat und folgen diesem. Wir rennen fast, zählen die Meter, die uns vom Ziel trennen. Noch 50, 30, 10 Meter und wir stehen auf dem 3970 m hohen Eigergipfel. Unsere Uhr zeigt 16.30 Uhr. Ein Traum ist Wirklichkeit geworden!

Der Abstieg über die Westflanke gelingt uns ohne Zwischenfälle, so daß wir trotz dichtem Schneetreiben um 20 Uhr die kleine Scheidegg erreichen.

Berg Heil

Anschrift des Verfassers:
Wilfried Studer
Blonserberg 285
6712 Thüringen

Die große Tour

JÖRG KRAMPE

Ein Kletterkurs des DAV in einem Steinbruch im Wuppertal erweckte die erste Begeisterung, welche sich bald – nach vielen einfachen Bergtouren: Eisenwegen in den Dolomiten, Piz Boc in der Sella-Gruppe, Großvenediger, Ötztaler Wildspitze, Zuckerhütli, Walliser Breithorn, u. a. – in einer immer mehr steigenden Leidenschaft manifestierte. Eine Tour war schöner als die andere, machte mich immer begieriger und – baute meinen enormen Berg-Dia-Vorrat zu Hause immer weiter aus.

Mit der Zeit erfüllte mich der Wunsch nach einer anspruchsvolleren, einer ganz besonderen Bergfahrt. Aber welcher Berg kam dazu überhaupt in Frage? Das Matterhorn oder ein anderer Viertausender im Wallis? Der Mont-blanc?

Da wurden Bergbücher gewälzt, unzählige Tourenbeschreibungen gelesen, Karten studiert und viele, viele Kameraden befragt. Nach langer Unentschlossenheit stand dann endlich fest: Es soll der Piz Bernina über den Nordgrat, den BIANCOGRAT sein! Geradezu ehrfürchtig sprechen alle vom Biancoerat, der Himmelsleiter! »Eine der schönsten Firngrat-touren der Alpen« (Flaig). Das ist *die* Tour, die ich suche!

Ich bin zwar mit meinen 34 Jahren noch verhältnismäßig jung, doch kann ich mir diese gewaltige Bergtour überhaupt zutrauen? Allein der Aufstieg soll immerhin 7–8 Stunden dauern, und das bei einem Höhenunterschied von fast 1500 m aufwärts und über 2000 m abwärts. Insgesamt 12–15 Stunden, mit Rucksack!

Meine Zweifel werden noch verstärkt durch Vokabeln und Beschreibungen wie »sehr ausgesetzt«, »kombiniertes Klettern im Schwierigkeitsgrad III–IV«, »ein großes Unternehmen mit zu Zeiten beträchtlichen Schwierigkeiten und Gefahren, sehr von den Verhältnissen abhängig« (W. Flaig, Kleiner Führer Bernina-Gruppe, München 77, S. 178). Um mich gewissenhaft vorbereiten zu können, arbeite ich mir ein intensives Trainingsprogramm aus:

I. Konditionssteigerung:

Jeden Tag mindestens 10 km Waldlauf (seit 2 Jahren laufe ich ohnehin regelmäßig 3 Mal in

der Woche 10 km, um mich fit zu halten) – mit Ausnahme an Wochenenden.

2. Stärkung der Oberschenkelmuskulatur:

Jeden Tag möglichst lange »Stuhlsteigen« im Viererrhythmus, ca. 22 Mal pro Minute rauf auf den Stuhl und wieder runter. Dazu noch Fahrradfahren auf dem Heimtrainer.

3. Stärkung der Schulter- und Armmuskulatur: Jeden Morgen und jeden Abend möglichst viele Liegestütze (mindestens aber je 10).

Um langes, blasenfreies Gehen zu ermöglichen:

An jedem Wochenende eine möglichst ausgedehnte Wanderung in den Bergschuhen (mindestens 15 km).

Mitte April nehme ich mein Training auf. Penetrantes Schwitzen, permanenter Muskelkater und bleierne Müdigkeit sind die Folgen in den ersten Wochen.

Anfang Juni steige ich schon täglich 20 Minuten auf den Stuhl. Das wird aber auf die Dauer viel zu langweilig. Mein Nachbar gegenüber, der mich schon die ganze Zeit mitleidig lächelnd und mit zweifelndem Blick durchs Fenster beobachtet, traut seinen Augen nicht, als ich beginne, mein Stuhlsteigen mit Rucksack durchzuführen. Im Rucksack: Telefonbücher und dicke Warenhauskataloge, auf dem Rucksack: mein 40-Meter-Seil! Dazu Turnschuhe oder Bergschuhe und Turnhose!

Mitte Juli fühle ich mich in blendender Form. Am Montag, den 18.7.77 geht es endlich los. Die Vorhersage spricht zwar von bisher wechselhaftem, eher schlechtem Wetter; doch ist seit Sonntag das Wetter noch vergleichsweise gut! Ich habe nur 1 Woche Zeit.

Also wird kurzentschlossen für Dienstag Abend ein Bergführer zur Tschierva-Hütte bestellt.

In dieser Nacht schlafe ich sehr unruhig. Die große Tour steht unmittelbar bevor! Werde ich es schaffen? Ohne Eingehetour! Ohne Akklimatisierungsmöglichkeit. Große Zweifel befallen mich.

Dienstag Mittag ziehe ich mit Rucksack und vollständiger Ausrüstung los. Mit dem Auto bis Pontresina, dann 4 Stunden zu Fuß durchs endlose Roseg-Tal zur Tschierva-Hütte (2472 m), zunächst sehr flach, dann immer steiler werdend. Das Gewicht des Rucksacks ist jedoch erträglich. Und da endlich sehe ich mein Ziel, den Biancoerat, zum ersten Male mit eigenen Augen. Grandios! Aber gar nicht so steil wie angenommen.



*Piz Bernina mit
Scharte und Turm.
Foto: Jörg Krampe*

Am Abend erscheint Chris, der junge vollbärtige, lustige, sympathische Bergführer. Der Rotwein des Hüttenwirtes schmeckt prima. Ebenso das Abendessen. Chris hat lediglich Bedenken wegen des enormen Höhenunterschiedes: Aus dem Auto auf 4000 m Höhe. Nun habe ich dennoch Angst, mich zu blamieren, denn Chris meint: Wer sich für solch eine Tour anmeldet, der kann auch im IV. Grat klettern und hat auch keine Angst vor ausgesetzten Stellen.

Um 2.30 Uhr morgens geht es nach einer mehr

oder weniger durchwachten Nacht – rechts und links neben mir scheinen die beiden einzigen Schnarcher der Hütte gelegen zu haben – endlich los. Draußen ist es sternklar, aber unwahrscheinlich warm. Hastig wird das Frühstück eingenommen. Wir sind eilig. Chris möchte möglichst vor allen anderen in der Fuorcla Prievlusa sein, um an den ersten Kletterstellen nicht zu lange anstehen zu müssen, denn es sind mindestens 10 Seilschaften unterwegs. Ein erster Test für mich?

So steigen wir also durch die Felsen über

Moränenschutt in Richtung Fuorcla Pricvlusa. Chris nimmt den »Weg« durch die Felsen. Unten auf dem Tschierva-Gletscher die Lichterketten der anderen Seilschaften. Eine quert gerade hinüber zum mächtigen Piz Roseg. Wir sind die einzigen in den Felsen. Chris steigert langsam das Tempo. Teilweise ist der »Weg« total verschwunden und prompt haben wir uns in der Dunkelheit verlaufen, müssen wieder zurück. Endlich stehen wir auf dem Gletscher, legen die Steigeisen an und knüpfen uns ins Seil. Doch viele Gruppen hängen bereits in der Eis- und Firnmulde der »gefährlichen Schar-te«. Chris steigt in die Wand ein und eilig geht's in der Fallinie hinauf, vorbei an etlichen Seilschaften, die sich serpentinenartig durch das Eis und den Firn hinaufkämpfen. Wir steigen gleichzeitig, teils auf den Frontalzacken der Steigeisen. Langsam macht sich die Höhe bemerkbar, leichte Konditionsschwäche. Dann stehen wir in der überwächtigten Fuorcla Pricvlusa (3430 m) und können dort gleich in die Felsen einsteigen. keine Wartezeit. Die Eile hat sich gelohnt.

Leider sind mittlerweile dicke Wolken aufgezogen. Der Morteratsch- und Pers-Kessel sind völlig unter nebligen Wolken verschwunden. Keine Bellavista, kein Piz Palü. Dafür weht jetzt ein eisiger Wind, welcher uns zwingt, Mütze und Wollhandschuhe anzuziehen.

Diese erste Kletterei über den Felsgrat des unteren Biancogrates – dazu noch mit den Steigeisen im Felsgelände – lassen mich zum ersten Mal erkennen, was auf mich zukommt. Wie froh bin ich, am Seil von Chris zu sein! Nach gut 4 mühsamen Stunden stehen wir endlich am Anfang des begehrten, langersehnten Biancogrates, nunmehr 1000 m über der Hütte. Welch ein Anblick! Wie steil der Grat sich aufwärtsschwingt! Diese elegant geschwungene Linie zwischen Licht und Schatten! Ist das ein Grat! Alle Mühen haben sich gelohnt. Das muß man einfach erlebt haben; besonders, wenn die Wolkendecke aufreißt. Zwei weitere gute Stunden begeisterte Steigerei. Immer wieder Ausrufe des Entzückens. Schade, daß die Wolken den Anblick häufig stören bzw. verdecken.

8.30 Uhr. Wir stehen auf dem Piz Bianco (3995 m) und schauen zurück. Erste Rast. Schokolade, ein größerer Schluck Tee. Keine Aussicht. Müde Beine, leichte Atemschwierigkeiten. Das war der schönste Teil der Tour. Ein einmaliges Erlebnis!

Doch jetzt folgt der schaurige Übergang zum Piz Bernina durch die grauslige Scharte. Die Erstbegeher des Biancogrates sollen den Übergang für unmöglich angesehen haben und umgekehrt sein. Das sagt alles! Doch die Verbindung durch das Seil mit Chris macht vieles leichter. Ich fühle mich sehr sicher, habe keine Angst, trotz starken Seitenwindes, trotz größter Exponiertheit und – vielleicht aber auch wegen – der absoluten Waschküche.

Obwohl Chris ungesichert nachsteigen will, sichere ich ihn statisch – oder mich? – vorsichtshalber dadurch, daß ich das Seil um Felsenasen lege. Eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme!? Chris turnt spielerisch durch die Scharte, über den Turm. Ich habe immer noch Schwierigkeiten mit den Steigeisen in den Felsen.

Der Gipfel! 4049,1 m; 9.30 Uhr. Der zweite Viertausender ist geschafft – unwichtig! Aber welch ein Grat! Was für eine Scharte! Ich bin froh, daß alles so gut abgelaufen ist. Aber jetzt habe ich »Pudding in den Beinen«. Die Aussicht beschränkt sich leider auf die Felsen in unmittelbarer Nähe des Gipfels.

Der Abstieg, 5 Stunden über La Spalla, die Schulter, im Nebel und Schneegestöber, vorbei an der nur ahnbaren, jetzt unsichtbaren Marco-c-Rosa-Hütte (3597 m) durchs Buuch, den eindrucksvollen, spaltenreichen Gletscherbruch, ist ein notwendiges, nicht vermeidbares Übel. Jetzt, nach 10 Stunden, freue ich mich schon auf das Ende der Tour. Meine Oberschenkel schmerzen, der Rucksack drückt, besonders jetzt beim Abwärtssteigen. Vorbei an gewaltigen Gletscherspalten durch rötlich-schmutzigen Schnee. Nach 11 Stunden endlich die Bovalhütte (2495 m). Wie schmecken das Bier und das Würstchen dazu! Wie schön ist es jetzt, zu sitzen und die Beine auszustrecken und wieder etwas zu sehen, ohne Nebel!

Eine Stunde später sinke ich müde, aber äußerst glücklich in Morteratsch in die Arme meiner Frau, die mich schon – wegen des Wetterumschwunges – angstvoll erwartet. Ich bin ganz sicher, das war mein schönstes, eindruckvollstes Bergerlebnis – trotz des Nebels. Vielen Dank Chris!

*Anschrift des Verfassers:
Jörg Krampe
Wormser Straße 46
D-5600 Wuppertal 1*

Sommerliche Pyrenäen-Fahrt

LASERER ERENTRUDIS

»Komm schnell, welche Freude ist es für mich, mit dir wegzulaufen ...!« Diese Einladung prangt zu Häupten der Fotografie eines Maulesels in einem der vielen Postkartenstände von Gavarnie. Gleich nebenan ist der Standplatz für die Grauhorn. Während ich einen von ihnen kraule, frage ich mich, ob es in jedem Fall ein Riesenspaß für diese einheimischen Vierbeiner sein kann, die Personenbeförderung zum Hotel du Cirque zusammen mit den Pferden in ausschließlicher Verantwortung auf dem Hals, nein, auf dem Rücken, zu haben. Wenn ich ein Esel wäre, ließe ich mir statt der Sommergäste lieber Lasten, vielleicht vorzugsweise Bergsteigerrucksäcke, aufladen. Aber, was heißt ... wir Esel, alle acht, stiefeln in der prallsten Augushitze mit unserem ganz respektablen Gepäck an den aufwärtssteigenden authentischen Tragtieren mit ihren ausge- ruhten wie sagt man da? – Gästen? – vorbei. »Echte« Bergsteiger, oh! Und wie wir schwitzen! Aber schon an unserem ersten Rastplatz oberhalb des Hotels ist es ruhig, wir sind ganz allein.

Ein erstes großes Staunen: Solch einen gewaltigen Talschluß wie den Kessel von Gavarnie habe ich in den Alpen noch nicht gesehen. Der Aufstieg über die Echelle des Sarradets zum Refuge de la Brèche de Roland mit vielen wunderbaren Ausblicken zurück ist für mich wie ein verheißungsvoller Traum voll Spannung. Die ersten Schritte in dieser anderen Welt – genau genommen dauern sie Stunden –, sehr leicht sind sie getan. Das Gefühl, eine außerordentliche, vielleicht einmalige Landschaft zu erleben, stimmt mich hoch und trägt mich fast mühelos über die 1000 Höhenmeter vom Hotel, zuletzt durch den Schnee, zur Hütte hinauf. Die Brèche de Roland selbst zeigt sich. Ja, in dieser traumhaften Umwelt scheint es sicher, daß ein Held wie Roland mit seinem Schwert die große Scharte in den Gebirgsstock geschlagen hat. Nur eine Sage? Was ist los mit mir? Höhenkoller? Doch nicht schon bei 2500 Meter! Morgen früh, nach der ersten Nacht in der Hütte werde ich nüchterner sein. Die freundliche Wirtin amüsiert sich zunächst einmal über meinen Gletscherhut mit der breiten Krempe. Das sei ein Strandhut, meint sie belustigt. Andere Länder, andere Sitten ...

Was allerdings für die französischen und spanischen Hütten in diesem Gebiet nur bedingt gilt, in ein paar Punkten: Die Rucksäcke bleiben strikt in den Vorräumen in den für sie eigens vorgesehenen Regalfächern, das Essen wächst nach romanischer Sitte zu einem kompletten Menü aus, in einer spanischen Hütte wird auch im Schlafraum geraucht, gelüftet wird in Gast- und Schlafräumen offenbar nur in alleräußersten Notfällen.

Unterwegs hört man von entgegenkommenden Bergsteigern ein für unsere Begriffe etwas distanzierteres »Bon jour« oder ein gemütliches »Hola!«, welch letzteren Gruß Centa fortgesetzt mit der ziemlich genauen bayrischen Entsprechung »Griab God!« honorierte. Ihr gelingt schließlich auch das Erstaunliche, ohne spanische Sprachkenntnisse ihrerseits mit dem Mann an der Theke der Renclusa-Hütte, der nicht deutsch spricht, eine ergiebige Unterhaltung über das Münchener Bier vom Zaun zu brechen.

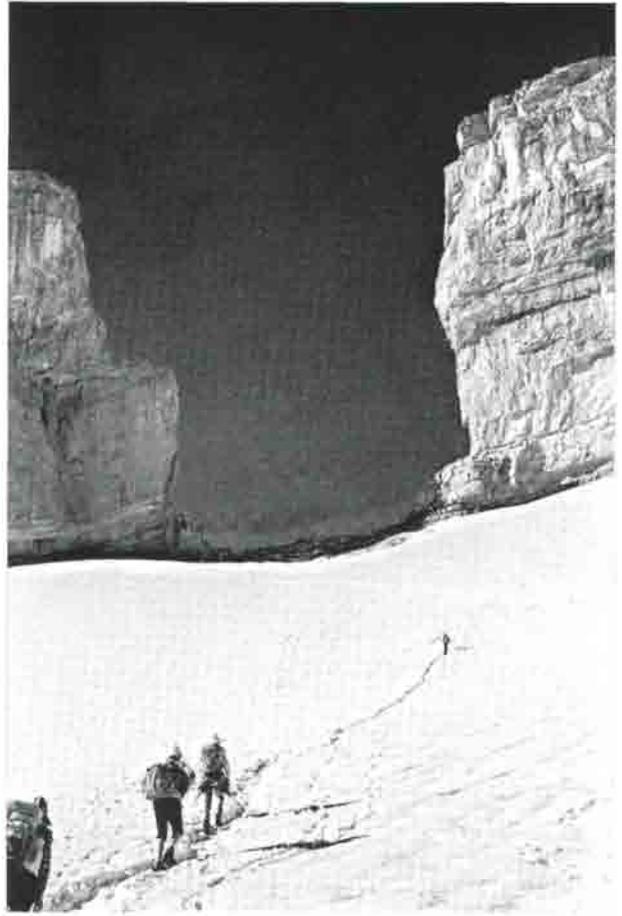
A propos Bier: Eine lange Durststrecke – den Abstieg vom Refugio Julian Delgado Ubeda (kürzer: Goriz) in den Ordesa-Nationalpark, den Cañon Arazas, und den Wiederaufstieg durch den Cotatuero-Kessel über den Pico Descargador und die Brèche de Roland zum Refuge de la Brèche de Roland, ein vollauf tagesfüllendes Unternehmen – bewältigen wir auch voll Staunen über die Schönheit und Vielfalt der Landschaft. Wir folgen zunächst dem Arazas bergab. Hier versagt die Prosa, aber vielleicht kann die Poesie helfend einspringen?

Hoch fallen die Kaskaden
und schäumen
noch weißer als weiß,
zerstäuben singend schon bald.
Tosende Schwaden
senken sich springend
Stufe um Stufe.
Rufe fangen sich unverhüllt
später erst in der Tiefe –
gleichsam als liefe
die Schnsucht talaus,
türkisfarbenen Becken entgegen.

Die wunderbare Flora zu beschreiben, etwa die ausgedehnten Iriswiesen in ihrer Pracht, dazu reichen Worte wohl überhaupt kaum hin. In zwei Wochen sieben Dreitausender zu besteigen, ist kritisch und bergsteigerisch gesehen vielleicht keine besondere Leistung, zu-

Nachmittag

Noch ist der Himmel blau
– hellblau sogar.
Und doch steigt über dem Sattel
schon langsam und schmal,
sehr blaß, der Mond auf.
Er neigt sich den Schatten.
Sie wandern im Tal
wie dunkle Zungen
den Bach entlang,
stürmen den Hang,
Moräne und Kees,
laufen dem Gipfel entgegen.
Zwischen Tag und Dämmerung
wird auch er sich ergeben.
Sanft wird sein strahlendes Weiß
verschwimmen.



Brèche du Roland

mal, wenn es sich ohne Ausnahme auch bei den höchsten Gipfeln um reine Gehtouren handelt. Und vielleicht auch nicht, wenn man in Rechnung stellt, daß ein zweimaliger Talwechsel nötig ist, um alle unsere Ziele zu erreichen. Aber ich bin zufrieden. Groß und breit gefächert ist die Fülle des Erlebten und der Eindrücke.

Ein paar Erinnerungen steigen rückblickend sehr schnell auf: an die Gipfelrast auf dem Perdido mit den vier Basken, die da oben fröhlich ihre Fahne schwenken;

an das mächtige Gewitter, das uns beim Aufstieg zum Cylindre schleunigst umkehren läßt – die Haare stehen uns im wahrsten Sinn des Wortes zu Berge;

an den vormittäglichen Abstieg vom Refuge de la Brèche de Roland durch das Vallée de Poucy-Aspé über das Plateau Bellevue zurück nach Gavarnie, aus einer weißen Welt in grüne Täler;

an die Rast an den Blöcken bei den Herden auf halbem Weg;

an den Gang über den Vignemale-Gletscher im Nebel;

an den eindrucksvollen uralten Weg vom Hospice de France zum Col de Bénasque (fast 1100m Anstieg) und weiter bergab und bergauf zum Refugio de la Renclusa (seit Jahrhunderten ist das Hospice de France ein Stützpunkt auf dem Pfad, der nach Spanien hinüberführt);

an die beiden tiefblauen Seen im Talgrund unterhalb des Port de Bénasque;

an die natürliche Freundlichkeit des spanischen Hirten, der uns den Weg zeigt;

an die ehrliche Freude der großen spanischen Jugendgruppe über ihren »Gipfelsieg« auf dem Aneto; und schließlich an eine kleine Rast an irgendeinem Bach:



Pic du Taillon, von den Iris-Wiesen oberhalb Gavarnie

Fotos: Max A. Stöckle

Kante im Regen

Nasser Fels.

Unter den prüfenden Blicken,
die mühsam suchen,
verliert sich der Halt.
Wägend klettern die Augen.
Ein Fuß prallt ab –
noch tragen die Griffe.

Enger Riß.

Durch den alternden Haken,
der lange schon steckt,
frißt sich der Rost.
Tastend greifen die Finger.
Der Frost gibt auf –
schon steigen die Nebel.

Klettertour

In der ersten Sonne
von Osten her,
zwischen Traum und Tag,
beginnen
meine Zweifel sich zu lösen und
zerrinnen
wie der Neuschnee
unter meinen Händen.

Schon hab ich keine Zeit mehr,
noch an sie zu denken.

Seil ein!

Ich komme!

Sommerwiese

Für Minuten steht die Zeit
inmitten einer Wiese
an einem Sommertag.
Eine sanfte Ruhe macht sich breit.
Als bliese der Wind
nicht schon längst in den Gräsern,
schlaf ich fast ein.
So wird mir dies Warten
zu zarten Träumen.
Ich möchte sie fest an den Säumen fassen,
als Sprungtuch der Seele.

*Anschrift des Verfassers:
Eretrudis Laserer
Reimsstraße 6
5020 Salzburg*

1977 vom AV-geförderte Expeditionen

H. ZECHSEL

Österreichische Logan-Mountains-Expedition, Canada

Teilnehmer: Erich Lackner, 1150 Wien, Mariahilfer Straße 148/11; Gustav Ammerer, Ernst Machacek, Rudi Lindner, Helga Lindner, Karl Kosa, Erwin Weilguny.

Zeit: Juli/August 1977.

Die Logan-Gruppe liegt auf dem 62. Breitengrad im NW-Territorium Kanadas und ist durch einen 200 km breiten, unwegsamen, flüsse- und seenreichen Urwald von der Zivilisation getrennt. Durch den wegen zu hohen technischen Aufwandes entstandenen Verzicht auf eine Funkverbindung bestand vollständige Isolation von der Außenwelt. Die ungünstige Witterung – der mit Flechten überzogene Fels ist bei Regen sehr gefährlich – ließ ein Klettern nur an wenigen Tagen zu. Das Arbeitsgebiet der Expedition lag im »Circle of the Unclimbables«, welcher erst im Jahre 1960 von W. J. Buckingham entdeckt wurde. 1964 wurde hier als erste extreme Tour der Lotus Flower über eine schwierige Route erstmals von Amerikanern erstiegen. Nach weiteren Erschließungsarbeiten von Amerikanern im Jahre 1973, von Schweizern 1975 und Belgiern 1977 (Juni/Juli) wurden von dieser österreichischen Expedition folgende Touren bewältigt:

Lotus Flower Tower, Wandhöhe 630m, V+, A₂; 30 Std., 1., 2., 3., 8.: Kosa, Lackner, Weilguny, Ammerer, Machacek. 9., 10., 11. 8. H. u. R. Lindner, *Middle Huey's Spire*, S-Wand, 1. Beg., »Dream of Guillotine«, 300m, VI, A₂–A₃. 17 Std., 7., 9. 8. Kosá, Weilguny, Lackner. *Flat Top*, SO-Wand »Surprise«, 1. Beg., 500m, V+, A₁–A₂, 13., 14. 8. 20 Std., Kosá, Weilguny, Lackner. *Phanocryst*, S-Pfeiler »Billy & Nanny«, 1. Beg., 400m, V+ (VI-, A₂). 9., 10. 8., 18 Std. Machacek, Ammerer. *Bustle Tower*, SO-Verschneid. »Rat Tail«, 400m, V+ (VI–A₂). 9., 10. 8., 18. Std. Machacek, Angerer. *Bustle Tower, Nebengipfel*, SW-Wand »Little Dream« 1. Beg., 200m, VI. 14. 8., 8½ Std. Ammerer, Machacek. *Proboscis*, NO-Wand »Season Finish« 1. Beg. 500m, VI–(VI, A₂). 19., 20. 8., 17 Std. Kosá, Weilguny, Ammerer.

(Siehe auch: Rudolf Lindner »Klettern in Nord-Kanada«, S. 177)

Polnische Nanga-Parbat-Expedition

unter Teilnahme der Österreicher Georg Bacher, Werner Sucher und Albert Precht, Brunnadergasse 8, 5500 Bischofshofen

Zeit: 11. 5.–Ende August 77.

Die aus 14 Teilnehmern bestehende Expedition hatte die Toni-Kinshofer-Führe zum Ziel. Eine zeitliche Verspätung infolge politischer Unruhen in Pakistan verzögerte bereits den Start. Das Basislager wurde auf 3580 Metern Höhe errichtet.

Folgende fünf Hochlager wurden aufgestellt: Am 3. 9. 77 Lager I (5050m), am 16. 9. 77 Lager II (5950m), am 27. 9. 77 Lager III (6900m), am 29. 9. 77 IV (7400m) und am 13. 10. 77 Lager V (7500m). Jerzy Kukuczka, Marian Piekutowski und Marek Pronobis versuchten am 14. 10. einen Gipfelangriff von Lager V aus. Der beim vorangegangenen Schlechtwetter gefallene Neuschnee schaffte schwierige Bedingungen, außerdem kam die Mannschaft weiter oben von der richtigen Route ab und gelangte auf den Grat in der Nähe des Südgipfels. Ein 60m hoher Steilaufschwung erschien unbezwingbar und das neuerlich einbrechende Schlechtwetter zwang die Seilschaft zum Rückzug, bei dem sich die Teilnehmer schwere Erfrierungen holten.

Nach Auskunft von Expeditionsleiter Adam Zyzack ist die Route, welche von der Grazer Expedition unter Hans Schell gewählt wurde, sicherer vor objektiven Gefahren. Außerdem war die Expedition vom Wetterpech verfolgt.

Hauser Andenkundfahrt 77

Cordillera Blanca

der HG Luserwand der OcAV-Sektion Haus/Ennstal

Teilnehmer: Franz Neumayer, A-8967 Haus 158 (Leiter); Engelbert Gribnitz, Gerhard Neumayer, Waltraud Sommersacher, Arnulf Leitner, Kurt Speer, Erich Tranninger.

Gipfel/Routen:

10. 7. 1. Gratgipfel des O-Grates auf Huandoy S-Gipfel (5110m)
12. 7. Yanaraju (Yanganuco) (5111m)
14. 7. Gratgipfel des N-Grates auf Yanapaccha Ost (5050m)
16. 7. Nevado Pisco (5850m)
20. 7. Gratgipfel des N-Grates auf Yanapaccha Ost (5190m), Yanapaccha O-Gipfel (5326m), SW-Grat
23. 7. Nevado Pisco (5850m)



Hauser Andenkundfahrt '77: Teilnehmer v.l.n.r.: Beril Gribnitz, Waltraud Sommersacher, Franz Neumayer, Arnulf Leitner, Gerhard Neumayer
Foto: Dr. Dohle

- 27.7. Nevado Huandoy N-Gipfel (6394m), Ostwand (Bild) (wahrscheinlich Erstbegehung)
- 3.8. Nevado Chopicalqui (6354m), SW-Grat
Alle Touren wurden im Westalpenstil (ohne Hochlager und Fixseile und ohne Träger) durchgeführt.

Salzburger Andenexpedition 1977

Teilnehmer: Kurt Lapuch, A-5101 Bergheim 270 (Leiter); Jesacher Hansjörg, Renzl Heinrich, Gruber Franz, Hüttinger Helmut, Albrecht Thausing.

Zeit: 9. Juli bis 10. August 1977.

Der Expedition gelangen folgende Besteigungen:

Huascaran, 6768m, in drei Tagen

Urus-Ostgipfel, 5210m

Urus-Westgipfel, 5300m

Drei unbenannte Gipfel im Gratverlauf Tocclaraju-Urus durch Renzl

Chekiaraju, 5260m, 1. Begehung durch Lapuch

Tulparaju, 5106m, 1. Begehung durch Lapuch

Chekiaraju-Südwand, 1. Begehung durch Thausing, Gruber, Renzl und Hüttinger

Ein Versuch am Tocclaraju über den Südgrat ist nicht geglückt.

Ladakh-Expedition der OeAV-Sektion Graz

Teilnehmer: Hanns Schell, Rettenbachstraße 38, A-8044 Graz (Leiter); Lieselotte Schell, Dr. Gerhard Pressl, Dr. Karl Hub, Robert Schauer.

Zeit: 25.6.77 bis 7.8.77

Der Expedition gelang die Besteigung des KUN, 7087m, am 20. Juli 77 über den Ostgrat durch alle Expeditionsteilnehmer. Außerdem gelang Dr. Hub die erste vollständige Skibefahrung vom Gipfel bis knapp vor das Basislager (4600m). Der Anstieg auf das Hochplateau (6200m) erfolgte über einen Sporn, der aufgrund seiner Steilheit zur Hälfte versichert werden mußte. Dieser Weg war frei von objektiven Gefahren und die große Horizontaldistanz konnte durch diese neue Routenwahl verringert werden. Im Gegensatz zu vorangegangenen Expeditionen, bei denen zumeist vier Lager benötigt wurden, konnte man mit zwei Lagern das Auslangen finden. Lager I befand sich auf ca. 5400m unter dem Plateausporn, Lager II wurde in der Nähe des ersten Aufschwunges des Kun-Ostgrates in ca. 6350m Höhe errichtet. Es handelte sich um die insgesamt 6. Besteigung des Kun-Gipfels. Die weiters geplante Besteigung des NUN, 7135m, fiel dem Schlechtwetter und dem

dadurch entstandenen Zeitmangel zum Opfer. Etwa zur selben Zeit war eine Gruppe unter Erich Vanis/Wien am benachbarten NUN (7135m) unterwegs. Das gesteckte Ziel, die erste Durchsteigung der 1800Meter hohen Westwand, konnte nicht erreicht werden. Die äußerst ungünstigen Verhältnisse in der Wand (Blankeis) verzögerten das Vordringen erheblich. Beginnendes Schlechtwetter und die einsetzenden Monsunstürme setzten dem Vorhaben ein Ende, der Ersteigungsversuch mußte in 6300m Höhe abgebrochen werden.

Expedition zur Südwand des Daulagiri, 8167 m

Teilnehmer: Reinhold Messner, 1-39040 St. Magdalena im Villnöß, Südtirol (Leiter); Peter Habeler, Otto Wiedemann, Michael Covington.

Zeit: 16.3. bis 8.5. 1977 (Vormonsunzeit). Diese Kleinexpedition setzte sich die Durchsteigung der ca. 4000m hohen Daulagiri-Südwand ohne Sauerstoffgeräte zum Ziel.

Am 24. 3. 1977 erfolgte der Abmarsch in Pokhara, der Anmarsch gestaltete sich aufgrund des Geländes sehr schwierig und gefährlich. In 4000 Meter Höhe wurde am 2.4. das Basislager errichtet; das einzige Hochlager in einer Höhe von 5100m. Die Südwand war wegen andauernder Lawinengefahr nicht zu durchsteigen. Man beschloß, auf den Südpfeiler links der Südwand auszuweichen. Nach mehreren Versuchen in schwierigstem Fels wurde schließlich eine Höhe von 6100m erreicht.

Andauerndes Schlechtwetter mit Schneefall und Lawinengefahr zwang die Expedition zum Abbruch des Unternehmens am 28.4.1977.

Andenkundfahrt der OeAV-Sektion Wels

Teilnehmer: Dr. Wolf Weitzenböck, Eschenbachstr. 23, A-4600 Wels, Dr. Alfred Schwab, Prof. Erhard Desch, Gerhard Nürnberger, Erwin Raffetseder, alle Mitglieder der Hochtouristengruppe Alpine Gilde »D'Schermbergler« der Sektion Wels.

Zeit: 23.7. – 8.9. 1977

In Bolivien gelangen folgende Gipfelbesteigungen: Huyana Potosi 6088m, Chacaltaya 5300m, Illimani 6400m, Sajama 6542m; ferner in Peru der Huascaran 6768m und in Ecuador der Chimborazo bis 5800m.

Himalaya-Expedition »Jubex 77« zum Mt. Ghent

der Sektion Österreichischer Gebirgsverein

Teilnehmer: Ing. Bruno Klausbruckner, A-1220 Wien, Langobardenstraße 122 (Leiter); Günther Andexlinger, Wolfgang Axt, Mag. Günther Brenner, Dkfm. Hans-Peter Holat, Prim. Dr. Wilhelm Kury + Franz Pucher, Heinz Zimmermann.

Zeit: 14. Mai – 4. September 1977.

Ziel der Jubex 77 war die Erstersteigung des 7342m hohen Mt. Ghent NE und die restliche Erschließung der Kondusgruppe. Diese Ziele wurden voll erreicht, zusätzlich wurde eine genaue Kammverlaufskizze des Gebietes erarbeitet.

Ablauf der Expedition:

Die Anfahrt erfolgte in 10 Tagen mit einem LKW von Wien nach Rawalpindi-Islamabad, der Hauptstadt Pakistans. 500 kg Gepäck werden von Rawalpindi zum 400 km nördlich gelegenen Skardu geflogen, von dort Weiterfahrt mit Jeeps nach Khapalu. Nach 10-tägigem Anmarsch mit 100 Trägern, bei dem auch einige Flüsse z. T. mit Floß und Schlauchboot übersetzt werden mußten, kann das Basislager in 4200m Höhe auf dem Kondusgletscher errichtet werden. Weitere drei Lager werden benötigt; von Lager III aus (6100m) wird von Axt, Brenner, Holat und Klausbruckner der 7150m hohe DEPAK erstiegen. Es handelt sich um die zweite Besteigung insgesamt. Am 27.6. steht Lager IV in 6670m Höhe. Am 28.6.77 wird von Axt, Brenner, Holat, Klausbruckner und Pucher der Mt. GHENT NE, 7342m, bestiegen, wobei bis in eine Höhe von 7100m die Skier eingesetzt werden können. Das Hauptziel der Expedition wurde erreicht, getrübt allerdings durch den tödlichen Spaltensturz von Dr. Wilhelm Kury nahe Lager III. Am 11.7. wird der zu Ehren des Verunglückten erstiegene Kury-Kangri, 6650m, erstiegen. Am 13.7. erreichen Andexlinger und Zimmermann sowie Axt und Klausbruckner (letztere zum zweitenmal) den Mt. Ghent, und am 14.7. wird noch die Firnpyramide des Chogron-Kangri, 6850m, bestiegen. Zum Abschluß erfolgt noch die Besteigung des 6170m hohen Siata-Kangri.

Anschrift des Verfassers:

*Hannes Zechel
Wilhelm-Greif-Straße 15
6010 Innsbruck*

Schwäbische Himalaya-Expedition zum Lhotse

Teilnehmer: Dr. Gerhard Schmatz, Ammerweg 26, D-7910 Neu-Ulm 3 (Leiter), Günter Sturm, Joachim Baumüller, Michel Dacher, Hans von Känel, Max Lutz, Dr. Wolfgang Schaffert, Hannelore Schmatz, Peter Vogler, Dr. Hermann Warth, Peter und Wastl Wörgötter, Fritz Zintl.

Zeitplan der Expedition: Reisezeit: 12 Wochen, Flug und Anmarsch bis Basislager: 20 Tage, Hauptlager – Gipfel – Hauptlager: 56 Tage, Rückmarsch und Rückflug: 8 Tage.

Ausgeführte Touren:

Zweite Besteigung des 8511 m hohen Lhotse durch den Khumbu-Eisfall und über die Lhotse-NW-Wand.

Gipfelbesteigung am 8. Mai durch Dr. Hermann Warth, Hans von Känel und Sirdar Urkien; am 9. Mai durch Peter Vogler, Günter Sturm und Fritz Zintl; am 11. Mai durch Michel Dacher, Wastl und Peter Wörgötter und Max Lutz.

Beim Abstieg vom Gipfel zum Lager V verunglückte Max Lutz tödlich durch Absturz.

Michel Dacher bewältigte von Lager V aus den Anstieg zum Gipfel und zurück ohne Sauerstoff zu verwenden.

Cordilleren-Bergfahrt 1977

der Jungmannschaft DAV-Sektion Tegernsee

Teilnehmer: Peter Gloggnner, Rauheckweg 34, D-8185 Kreuth, (Leiter), Sepp und Hans Gloggnner, Fritz Niedermaier, Alfred Müller, Walter Janner.

Zeit: 18. 7. bis 14. 9. 1977

Arbeitsgebiete und Besteigungen:

1. Gruppe Caullaraju am Südende der Cord. Blanca. Zugang durch das Quebrada Huicsu. Basislager in 4800 m Höhe, von dem aus alle folgenden Besteigungen als Tagestouren durchgeführt wurden:

Nev. Quenuaraca 5353 m (= Nev. Minapata), N-Flanke.

Nev. Condorjitanka 5392 m (= Nev. Jucho Rajo), SW-Grat.

Nev. Condorjitanka chico 5360 m, Überschreitung S-N vom Condorjitanka Hauptgipfel aus.

Caullaraju-Ostgipfel 5686 m, NO-Grat. Nev. Brasil 5636 m, NO-Grat, Nev. Huicsu 5437 m, W-Flanke.

Die Gruppe Caullaraju ist nach Angaben der Expeditionsteilnehmer ein ideales Gebiet für

Kleinstexpeditionen und Eingichtouren. Weitere lohnende Ziele aus dem Huicsu-Tal sind der SO-Grat des Nev. Brasil und der Nev. Challhua (5476 m). Die Überschreitung Caullaraju-Ostgipfel – Nev. Brasil dürfte wegen starker Wächtenbildung äußerst schwierig und gefährlich sein.

2. Hauptziel der Bergfahrt war die noch unbestiegene Südseite des Nev. St. Cruz Grande (6241 m), auch Nev. Pucaraju genannt. Anmarsch von Cashapampa durch das Quebrada St. Cruz und Paccharuri. Basislager in 4390 m Höhe.

Besteigung des Nev. St. Cruz auf zwei verschiedenen Routen: Über den SW-Grat: die Führe benutzt zunächst die etwa 55 (teilweise 60) Grad steile SW-Flanke. In der Mitte tritt abschüssiger Fels zutage. Auf 5700 m Höhe erreicht man den SW-Grat, den man bis zum Gipfel verfolgt. 2 Biwaks.

Über die S-Wand: Den unteren Teil der S-Wand bildet eine ca. 50° steile Flanke. Das größte Problem bietet der Steilaufschwung im oberen Wanddrittel. Er kann direkt in Gipfelfalllinie überwunden werden. Die schwierigste Stelle ist ein 5 m hoher, senkrechter Eisaufschwung in 5800 m Höhe. Dann geht es über die bis zu 60° steile Flanke weiter zum Gipfel. 3 Biwaks.

Weitere lohnende Möglichkeiten am St. Cruz:

a) Ostgrat: Anmarsch und Zustieg sind über das Quebrada Paccharuri möglich. Der Ostgrat ist bedeutend länger als der SW-Grat und weist stärkere Wächtenbildung auf.

b) Westflanke: Die steile Schnee- und Eisflanke dürfte objektiv gefährlich sein. Sie erscheint jedoch ebenfalls gangbar.

Andenexpedition der Sektion Stuttgart 1977 Cordillera Huayhuash

Teilnehmer: Roland Stierle, Breslauer Str. 13, D-7030 Böblingen (Leiter), Günther Strobel, Gerhard Esche, Rainer Schlump, Joachim Köninger, Ernst Schillinger.

Zeit: 23. 5. bis 5. 7. 1977 (vom 30. 5. bis 21. 6. im Basislager).

Anreise / Anmarsch: per Flugzeug von Zürich nach Lima, per Bus nach Chiquian (3300 m); von dort Gepäcktransport mit Maultieren und Treibern über Llamac (3200 m) und einen Paß (4200 m) zum Jahua-Cocha (See) 4070 m, an dessen Ostende das Basislager stand. Insgesamt 50 km.

Bergsteigerische Tätigkeit:

Insgesamt wurden sechs Gipfel über 5000 m und zwei Gipfel über 6000 m bestiegen, wobei zwei Zweitbesteigungen auf neuen Routen durchgeführt wurden.

Bestiegene Gipfel:

Yerupaja-Südgipfel (6515 m) über die Westwand bis eine Seillänge unter den Gipfel (stark überwächtet, Eis Schlaggefahr) bzw. zur Südschulter;

Rasac-Mittelgipfel (6000 m) über die Ostwand, I-IV, sehr brüchig; Tsacra Chico (5564 m) über die NO-Wand;

Espolon Sam Sur (5545 m) über die SW-Wand, zweite Besteigung, erste Begehung des Stauerpfeilers (vergleichbar mit der Roseg-NO-Wand);

Espolon Sam Norte (5467 m), zweite Besteigung, gleichzeitig erste Begehung des Eissporns (Westpfeiler), im Eis bis 60°, IV. Rasac Norte (5247 m) über W- und N-Grat; Nevado Mexico (5067 m) über den Nordgrat; Minapata (5067 m) über den Ostgrat; Nevado Berlin (5036 m).

Schwäbische Grönlandkundfahrt 1977

in die südlichen Stauungsalpen

Teilnehmer: Wilhelm Schloz, Dr. Gollenstr. 30, D-7300 Esslingen (Leiter), Winfried Baumgärtner, Ulrich Bayer, Dieter Brodmann, Rudi Laich, Dietrich Schloz, Wolfgang Vögele.

Zeit: 16.7. bis 6.8. 1977.

Arbeitsgebiet: Umgebung des oberen Borghjerg-Gletschers in den südlichen Stauungsalpen, etwa 26° und 19° westliche Länge und 71° und 42° nördliche Breite.

Anreise: Charterflug von Düsseldorf nach Keflavik und Transfer nach Reykjavik; Weiterflug mit kl. Maschine nach Mesters Vig, Grönland. Die geplante Zufahrt mit dem Schiff durch den Scoresbysund in den Nordwestfjord und von dort zu Fuß den Gletscher hinauf war nicht zu verwirklichen (keine Landemöglichkeit und kein geeignetes Schiff in Scoresbysund, zu starke Eisführung im Fjord). Gepäcktransport per Flugzeug zum Borghjerg-Gletscher, Abwurf aus dem Flugzeug, da keine Landemöglichkeit. Personen-transport per Hubschrauber.

Bergsteigerische Unternehmungen:

Das ausgewählte Gebiet war alpines Neuland. Auf keinem Gipfel konnten Spuren einer früheren Besteigung gefunden werden. Die be-

stiegenen Gipfel ragten bis 1100 m über das Lager auf. Bei den verschiedenen Besteigungen wurden bis 55° steiles Eis und Felschwierigkeiten bis V begangen. Als bedeutendster Anstieg wird die Westflanke der »Schwabenspids III« angesehen. Bei der Besteigung des »Melchior« im »Dreikönigsgrat« (2610 m) wurde – nach den Höhenangaben der Karte 1:250000 – der dritthöchste und bis dahin höchste noch unerstiegene Gipfel der südlichen Stauungsalpen erstmals betreten.

Insgesamt wurden 18 Gipfel, z.T. im Verlauf von Gratüberschreitungen und einige Türme und Höhenpunkte erstbestiegen. Ein weiterer Berg, Lancaster (2600 m), wurde zum zweiten Mal bestiegen.

Ausführlicher Bericht mit Kartenskizze im DAV-Archiv.

I. Hessische Air-Expedition

der DAV-Sektion Gießen

Teilnehmer: Jörg Rautenburg, Richard-Wagner-Str. 4, D-6300 Lahn 1 (Leiter), Roland Mader, Richard Haaser, Christina und Reinhard Debus, Martin Stowasser, Eckardt Godziba, Werner Weisel.

Zeit: Start am 3.8.77; 10 Wochen eingeschlossen Hin- und Rückfahrt. Günstigste Zeit für Besteigungen ab Ende der Regenzeit, d.h. Mitte September.

Arbeitsgebiet: Das Air-Bergland erstreckt sich im Norden der Republik Niger etwa zwischen dem 17. und 20. Breitengrad. Ausdehnung ca. 50000 qkm.

Anreiseweg: Von Algerien über Tam, In Guezam (Grenzposten), Arlit nach Agadez bzw. von Libyen über Bilma nach Agadez (nur mit Geländefahrzeugen und Konvoi).

Bergsteigerische Unternehmungen:

Der geplante Versuch, von der Oase Bilma von Osten her an den Steilabfall des Plateaus Takolokouzet zu kommen, scheiterte an polizeilichen Auflagen, da vorher in diesem Gebiet einige Personen verdurstet waren. Deshalb Fahrt nach Agadez und von dort ins Zentrum des Air-Gebirges. Besteigungen des Todgha (1853 m), Safout, Aritaoua, Torre Zeni, Tchirikene Abontorok. Neben diesen Besteigungen wurde der Versuch unternommen, das Plateau Takolokouzet von der zentralen Air-Piste aus zu erreichen. Dabei wurde das am Weg gelegene Tagmeurt-Plateau erstiegen. Das geplante Vorhaben, den Ostabfall des Takolokouzet zu erreichen, mußte zuletzt

wegen eines etwa 10 km breiten Dünenstreifens aufgegeben werden, der eine Weiterfahrt nicht mehr zuließ. Zeit- und Wassermangel ließen eine nochmalige Wegsuche nicht zu. Die Fahrt hat jedoch gezeigt, daß man diesen Teil des Air in jedem Fall erreichen kann. Nach Rückkehr auf die zentrale Air-Piste wurde 30 km nördlich von Iferuane noch eine Besteigung des Adrar Adessnou durchgeführt.

Anschrift des Verfassers:

Maria Landes

DAV-Verwaltungsausschuß

Praterinsel 5

D-8 München 22

Expedition zum Mrightuni (6855 m),

Gahrwal-Himalaya.

1976 waren von der Indischen Regierung nur einige Gipfel im Gebiet der Nanda Devi zur Besteigung freigegeben. Die Gruppe entschied sich für den 6855 m hohen Mrightuni, Nachbar-gipfel des Siebentausenders Trisul.

Teilnehmer: Leiter: Dr. Hans Mack, 6900 Heidelberg, Turnerstraße 167; Waldemar Engel Forchheim, Herbert Voll, Nürnberg, Albert Weber, Starnberg, 3 Sherpas aus Nepal, 1 Verbindungsoffizier der Indischen Armee.

Anfahrt und Anmarsch: Die zweitägige Fahrt (17., 18. September) führte mit Hilfe eines gecharterten Autobus (8 Personen, 1 Tonne Gepäck) über Rishikesh – Devaprayag – Chamoli zum 2000 m hoch gelegenen Lata. Hier begann der fünftägige Anmarsch mit 25 Trägern und 40 Bergziegen (10 kg Traglast pro Ziege) über Lata-Kharak (3700 m) – Malatuni (4413 m) nach Dibruggheta (3500 m). Nach Überschreitung der Rishi-Ganga bei Deodi (3300 m) führte der Weiterweg in das westlich des »Nanda-Devi-Sanctuariums« gelegene Tal des Trisulgletschers. Das 4800 m hoch gelegene Basislager (Tridang) wurde am 24. September erreicht.

Besteigung: Lager I wurde nach Überquerung des Trisulgletschers an einer Seitenmoräne des Mrightunigletschers auf 5150 m errichtet. (28. 9. 76) Lager II konnte nach weiteren 4 Tagen auf dem hier nur flach geneigten Mrightunigletscher auf 5650 m errichtet werden. (2. 10. 76). Lager III wurde auf 6200 m Höhe oberhalb einer lawinengefährlichen Rinne errichtet (4. 10. 76). Die nordseitig exponierten Gipfelhänge des Mrightuni stell-

ten sich von Lager III aus beschen als ziemlich schneebrettgefährdetes Gelände dar. Ein Teil der Mannschaft verzichtete daher auf eine Gipfelbesteigung.

Hans Mack und der Sherpa Dawa erreichten am 5. Oktober gegen Abend das Gipfelplateau des Mrightuni über den Ostgrat. Da das Gipfelgebiet durch aufkommende Bewölkung einnebelte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob der höchste Punkt erreicht wurde. Nach Abstieg ins Basislager am 6. Oktober wurde Lata am 15. Oktober erreicht.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans Mack

Turnerstraße 167

D-69 Heidelberg

Expedition

Mit Euch sein
Möchte man...

Auf dem Weg
Zu Hochlagern
In meterhohem Schnee
Mit Trägern
An Seilen
Über Eisbrüchen

In ausdörrender Sonne
Schneller atmen
Unter der Last
Der Höhe

Für eine Zeit erschöpft sein
Bei heißem Tee
Sich selbst genügen;
Im Zelt
Brennend
Auf morgen warten
In der unendlichen Weite
Aus Schnee und Eis
Man möchte

Mit Euch sein.

Frich Meßner

Anatolien für Bergsteiger

HERWIG HANDLER

Im Zeitalter des Düsen-Jets und der organisierten Reisen zu den 6000 und 7000 m hohen Bergen geraten viele noch wenig bekannte und interessante Gebirgsgruppen wieder in Vergessenheit.

Wenn wir den Schritt nach Anatolien (Türkei) tun, finden wir einige davon. Einzig der biblische Berg Ararat mit seinen 5165 m dürfte sich hier allgemeiner Bekanntheit erfreuen. In seinem Schatten jedoch steht eine Vielzahl von schönen unerschlossenen Gebirgen. Hier gibt es keine Hütten, keine angelegten Wege und keine Führerwerke. Mit zum Teil dürtigen Kammverlaufskizzen und Fahrtenberichten der Vorgänger müssen hier die Fahrten geplant und durchgeführt werden.

Es würde den Rahmen sprengen, wollte man sämtliche Gebirgsgruppen der Türkei aufzählen; die für den Bergsteiger am interessantesten seien jedoch hier im Zuge einer Rundreise angeführt.

In Zentralanatolien hoch über der Stadt Kayseri thront der Erciyes Dag 3916 m. Seine N-Flanke ist ein ansprechendes Ziel und man sollte es nicht unterlassen, seine Firngleiter in den Rucksack zu packen. Den mutigen Köhner wird die N-Flanke reizen, für die anderen gibt es nach Westen ein wunderbares Rinnensystem. Wendet man sich nach Süden, so bildet das Taurus-Gebirge einen riesigen Wall zum Mittelmeer. Der östliche Teil, das sogenannte Ala Dag ist eine wilde Felslandschaft mit bis zu 1000 m hohen Wänden und Graten. In Eintagesmärschen lassen sich gute zentrale Ausgangspunkte erreichen. Würden nicht die saftigen grünen Almen fehlen, so könnte man sich in die Dolomiten versetzt fühlen. Wie auch in den anderen Gebirgsgruppen wurde hier gerade durch österreichische Bergsteiger wertvolle Pionierarbeit geleistet. Die besten Kartenskizzen stammen von den Kundfahrten einer Klagenfurter Gruppe in den Jahren 1938 und 1939.

Ziehen wir vom Taurus Richtung Osten, finden wir im Länderdreieck Türkei, Persien und Irak das Cilo und Sat Gebirge. (Bericht von Fam. Fuchs in den Alpenvereinsnachrichten Jahrgang 24. Nov.-Dez.1969 Heft 11/12). Es sind dies wohl die schönsten Gebirgszüge der

Türkei. Grüne Almen, klare Gebirgsbäche, Seen, bis zu 1000 m hoher steilster Fels und Gipfeln über 4000 m bilden eine faszinierende Landschaft. Viele schöne bergsteigerische Probleme wurden hier bereits durch Österreicher gelöst, was aber nicht heißen soll, daß es hier kein lohnendes Neuland mehr gibt.

Auf der Fahrt nach Norden, vorbei an dem 4434 m hohen Suphan Dag (Bericht von H. Berghaler in den Alpenvereinsmitteilungen Jahrgang 25, März-April 1970 Heft 3/4) am Ufer des Van Sees, kommen wir zum höchsten Berg der Türkei, dem Ararat. Auch er liegt in einem Länderdreieck, Türkei, Rußland, Persien. Bedingt durch diese exponierte Lage ist er, ebenso wie das Cilo und Sat-Gebirge oftmals gesperrt und man tut gut, sich vorher zu erkundigen. Speziell am Ararat haben viele Bergsteiger durch diese Situation unangenehme Erlebnisse gehabt. Gerade im Bereich des Ararats ist die Bevölkerung dem fremden Bergsteiger oft nicht freundlich gesinnt, was jedoch meist auf ein falsches Verhalten der Bergsteiger zurückzuführen ist.

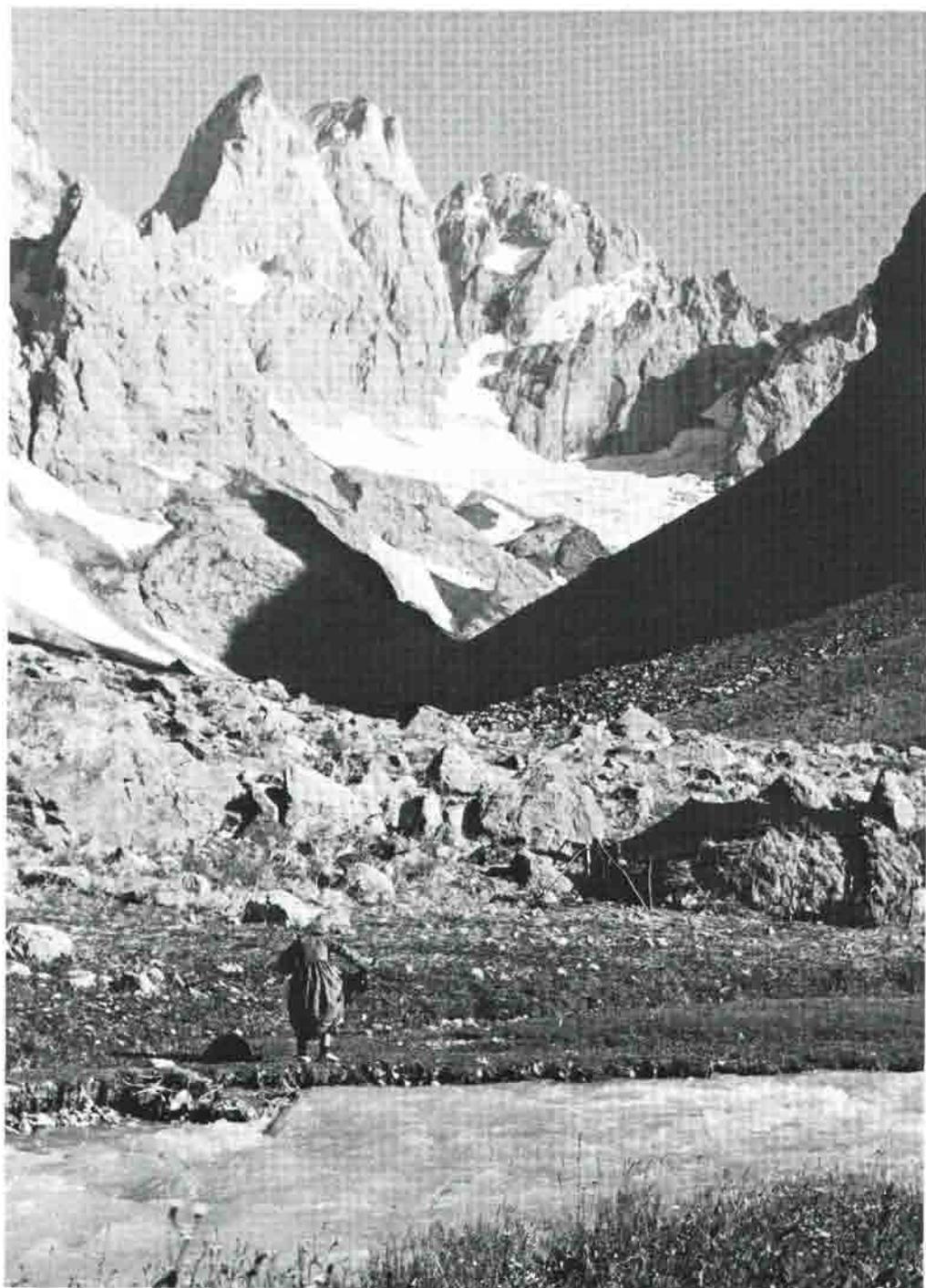
In der Regel sind die Türken aber stets hilfsbereit und sehr gastfreundlich.

Will man vom Ararat zum Schwarzen Meer, muß man das Pontische Gebirge queren.

Der interessanteste Teil ist das Kackar-Gebirge (Bericht von H. Dr. Gall im Alpenvereinsjahrbuch 1976). Knapp 4000 m hoch liegt es zwischen Meeres- und Kontinentalklima. Während vom Schwarzen Meer die Wolkenbänke heraufwallen, kann man ober ihnen bei herrlichem Sonnenschein seine Fahrten durchführen. Allein schon die Fahrt vom Schwarzen Meer ins Gebirge ist ein Erlebnis. Durch üppige Vegetation und herrliche Nadelwälder führt der Weg. Die Bienenstöcke kleben hoch an Bäumen und in Felswänden und lassen darauf schließen, daß hier die Bären noch zu Hause sind. Wenn man auch als Kletterer nicht voll auf seine Rechnung kommt, so ist dennoch das Gebirge einen Besuch wert.

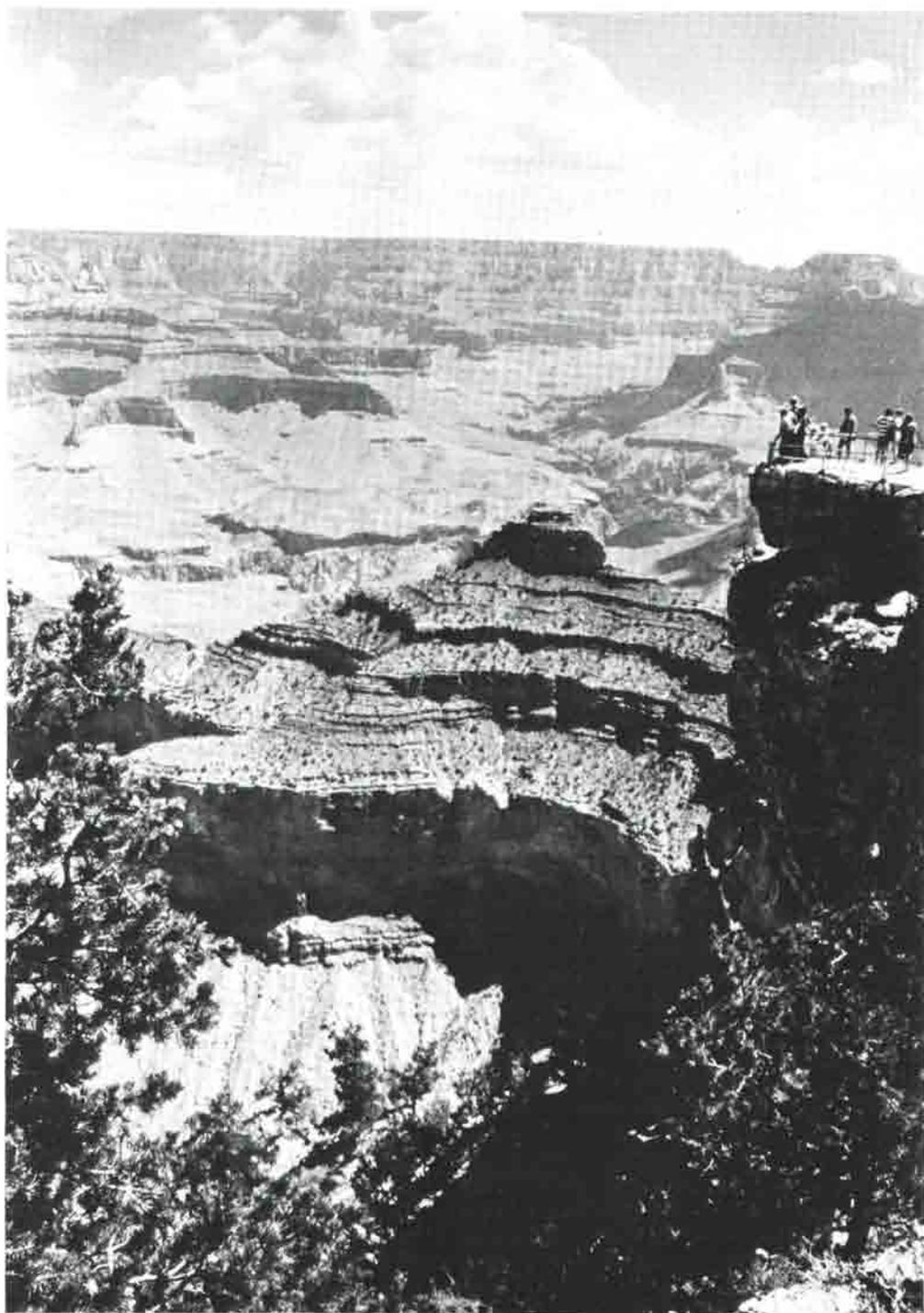
Wer sich neben bergsteigerischer Betätigung noch für Kultur interessiert, findet in der Türkei ein zusätzliches schier unerschöpfliches Betätigungsfeld.

Jedem, der der Pionierzeit in unseren Alpen nachtrauert und in unserem Alpenbogen kein Neuland mehr findet, mögen die vorstehenden Ausführungen Anregung geben. In den Bergen der Türkei findet er sicherlich so manches, das er bei uns vielleicht vermißt.



*Anschrift des Verfassers:
Ing. Herwig Handler
Gattmannsdorf 18
3200 Obergrafendorf*

*DESKO (GELYASIN) 4170 m im Cilogebirge
von der Mergan Alm 2400 m aus gesehen.
Foto: Hans Schölhammer*



Eine Urlandschaft aus Fels und Sand, Blick vom südlichen Canyonrand in die an dieser Stelle 1600 m tiefe Schlucht.

Kajak-Abenteurer Grand Canyon

OTTO HUBER

Eine Kajakfahrt auf dem schwierigsten und längsten Wildfluß Nordamerikas

Der Colorado River liegt im Südwesten der Vereinigten Staaten. Sein Einzugsbereich ist eines der größten Flußsysteme des nordamerikanischen Kontinents. Auf dem 2700km langen Weg von der Quelle in den Schneebergen der Rocky Mountains bis zum Golf von Kalifornien haben seine tosenden Wasser mehr als 1000 Meter tiefe Schluchten gegraben. Die berühmteste davon ist der 450km lange Grand Canyon, dessen gewaltige Stromschnellen für Kajakfahrer eine ähnliche Herausforderung darstellen wie für den Bergsteiger der Himalaya. Zwei Jahre lang versuchte Kameramann Hans Memminger eine Genehmigung für seine Kajak-Film-Expedition durch den Grand Canyon zu bekommen. Endlich, im August 1977 war es so weit. Zusammen mit einem amerikanischen Kamera-Team startete die Gruppe von Lees Ferry aus zu einer dreiwöchigen Kajakfahrt der Superlative. Das Ergebnis ist ein faszinierender 16mm Farbfilm mit eindrucksvollen mürbeißenden Wildwasserszenen. Der Münchner Bergsteiger und Kajakfahrer Otto Huber nahm an dieser Fahrt teil und schrieb den folgenden Bericht:

Gischt und Schaum

Der Colorado war hier glatt wie Öl. Im Zeitlu-pentempo zogen flache längliche Wellen im spitzen Winkel entlang der blankgescheuerten schwarzglänzenden Felswand und versetzten mein Kajak in sanfte Schaukelbewegungen. Ich war jetzt genau in der Mitte des Flußes. Vor mir lagen noch 200 Meter dieser träge sich dahinwälzenden, rotbraunen Fluten. Dann verschwand das Wasser hinter einer glatten Kante, die sich waagrecht über die Breite des Flusses erstreckte.

Obwohl ich nur eine Wolke aus Wasserdampf und aufsprühenden Gischtfontänen sehen konnte, wußte ich, was mich unterhalb dieser Kante erwartete. Ein ohrenbetäubend brüllendes Getöse drang zu mir herauf, ein Lärm, als ob pausenlos vollbeladene Güterzüge über eiserne Viadukte donnern würden.

Mich befiel jenes Gefühl der Einsamkeit und Verlorenheit, das ich von Alleingängen im Gebirge kannte. Mein Paddel schien wie aus

Blei. Ich stemmte die Fersen gegen die Fußstütze und versuchte zum x-ten Male in die ideale Sitzposition zu gelangen. Die Angst erzeugte eine lähmende Spannung, die erst wich, als die Fahrt allmählich schneller wurde und links und rechts von mir die ersten Wellen sich zu überschlagen begannen.

Dann kam die Kante. Dahinter war kein Fluß mehr, sondern eine brodelnde Lawine aus explodierender Gischt und braunem Schaum. 1200 Tonnen Wasser stürzten jede Sekunde über diese Gefällstufe. Am Fuß der schrägen Bahn entstanden Wellen wie auf dem Ozean. Mit einer Geschwindigkeit von 50 Stundenkilometern raste mein Kajak auf dieser Lawine abwärts. Die erste Welle hatte die Größe eines Einfamilienhauses. »Wenn das alles auf dich runterfällt, bist du tot« – schoß es mir durch den Kopf. Ringsum war braune Gischt, es wurde stockdunkel. Plötzlich gings wie im Fahrstuhl nach oben. Als ich wieder Luft bekam und etwas sehen konnte, saß ich 6 Meter höher auf dem Kamm des Wellenberges. Ein Gefühl wie auf einem Sprungturm. Dann gings wieder bergab. Die nächste Welle war schon etwas niedriger. Nach dem fünften Wellenberg hatte ich es geschafft.

Im offiziellen Colorado-Flußführer ist diese Stelle beschrieben: Chrystal Rapid, Schwierigkeitsgrad 10, einer der großen jedoch nicht der schwierigste Katarakt des Grand Canyon.

Eine internationale Kajak Expedition

»Habt ihr ein Glück«, sagte Art Vitarelli zur Begrüßung in Los Angeles, »in diesem Sommer läuft viermal so viel Wasser als sonst durch den Grand Canyon. Das gibt phantastische Filmaufnahmen«. Ich nickte beifällig und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Mit Hochwasser hatte ich eigentlich nicht gerechnet und die zu erwartenden Wassermassen stimmten mich, um ganz ehrlich zu sein, keineswegs besonders fröhlich. Art Vitarelli, 35 Jahre alt, dreimal amerikanischer Wildwassermeister, hatte unsere Tour durch den Grand Canyon organisiert. Wir waren Fünfzehn, 2 Engländer Dany und Ken aus Southampton, 10 Amerikaner und 3 »German Guys«:

Kameramann Hans Memminger, Spezialist für Kajak-Filme, Fred Schmidkonz, einer der besten alpinen Kajakfahrer Deutschlands, und ich als gewöhnlicher »Sonntagspaddler«, gaben der Mannschaft einen Hauch von Internationalität, auf den Art so stolz war, daß er

gleich ein Plakat für seinen Lastwagen malen ließ: »Internationale Grand Canyon Kajak-Expedition«.

Ausrüstung und Verpflegung für 18 Tage wurden auf die drei großen Begleitschlauchboote verladen. Dazu eine etwa 10 Zentner schwere mit Eis gefüllte Kühlbox. »Wir können unser Coca-Cola doch nicht warm trinken« sagte Art vorwurfsvoll, nachdem ich gewagt hatten, den Sinn dieser Kiste anzuzweifeln, da das Wasser des Colorado ohnehin kalt genug zum Kühlen sei. Mit einer Temperatur von 8 Grad Celsius, kommt der Fluß aus dem Powell Stausee. Er erwärmt sich auf der 450 km langen Strecke durch den Grand Canyon nur auf etwa 11 Grad Celsius.

Außerdem wurde noch eine geheimnisvoll verpackte Kiste verladen, die sich später als das von der National Park Verwaltung zwingend vorgeschriebene chemische Klosett entpuppte. Es dauerte eine gewisse Zeit, bis wir Europäer uns an solchen Komfort gewöhnt hatten. Die tägliche Reinigung dieser Plastik-kiste war eine etwas delikate Angelegenheit, mit der Art nur seine engsten Freunde zu beauftragen wagte. »Das Ding ist manchmal ärgerlich« sagte Art »aber es ist gut für den Canyon«. Wie viele Amerikaner ist Art ein fanatischer Umweltschützer.

160 Stromschnellen mit klangvollen Namen

Lees Ferry, unser Einsatzpunkt am Colorado besteht aus einem Campingplatz, einigen Baracken und der Ranger-Station der National Park Verwaltung. Die alte Fähre war bis 1929 einziger Übergang über den Colorado auf Hunderte von Meilen. Heute überspannt die kühne Stahlkonstruktion der Navajo-Brücke den an dieser Stelle nur 150 Meter tiefen Canyon.

Die ersten Tage auf dem Fluß boten ausreichend Gelegenheit zum Einfahren. Der Colorado führte zwischen 1000 und 1200 Kubikmeter Wasser pro Sekunde. Im Vergleich dazu nehmen sich die 9 Kubikmeter, die durch die olympische Slalomstrecke in Augsburg fließen, eher bescheiden aus.

Die 160 Rapids des Grand Canyon tragen klangvolle Namen. Sie sind in 10 Schwierigkeitsgrade eingeteilt. Diese Bewertung ist mehr auf Schlauchboote abgestimmt und mit der 6stufigen europäischen Wildwasserskala nicht vergleichbar. Um den Colorado zu befahren, muß man auch nicht unbedingt die

technische Perfektion eines Slalom-Spezialisten besitzen. Viel entscheidender sind Kondition und Nervenstärke. Insbesondere dann, wenn man gezwungen ist, zwischen 6 m hohen Wellenbergen Eskimorollen zu drehen, oder in einen der berüchtigten »Eddies« (= Wirbel) gerät, die so stark sind, daß sie den Fahrer samt Kajak in die Tiefe ziehen. Wer dabei nervös wird, kann folgenschwere Fehler machen!

Am Houserock Rapid herrschten ideale Lichtverhältnisse. Unser Kameramann forderte deshalb höflich aber bestimmt dazu auf, die Boote nochmals hinaufzutragen, um mehrere Einstellungen für seine Filme machen zu können.

»Fahr' nicht so verkrampft« sagte Hans, als ich zum dritten Mal mein Kajak schweißgebadet hinaufgeschleppt hatte. »Fahr' lässiger, das schaut im Film besser aus.« Also nahm ich mir vor, besonders lässig zu fahren. Wer möchte in einem Fernsehfilm nicht gut aussehen...

Ich fuhr sogar so lässig, daß mir der erste harmlose Schwall zu meiner größten Verblüffung das Paddel aus der Hand schlug. Nun hatte ich die Bescherung. Eine Weile versuchte ich mit den Händen zu paddeln, kam aber nicht sehr weit. An der ersten großen Welle begann ich unfreiwillig zu surfen. Hilfesuchend schaute ich zu meinen Freunden, die am sicheren Ufer standen. Wenn mir jetzt jemand ein Paddel zuwerfen könnte! Sekunden später lag ich im Wasser. Die folgenden 300 Meter in den reißenden, eiskalten Fluten waren kein reines Vergnügen. Ich vermute, daß ich dabei einen neuen Weltrekord im Freistilschwimmen aufgestellt habe. Allerdings muß ich diese Ehre wahrscheinlich mit all den Kajak-Fahrern teilen, die bereits vor mir diese Stromschnelle hinuntergeschwommen sind, oder nach mir noch hinunterschwimmen werden. Auf alle Fälle hatte mir der Colorado schon am zweiten Tag eine schmerzhafteste Lektion erteilt, die mich veranlaßte, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Der House Rock Rapid hat übrigens nur den Schwierigkeitsgrad 4 bis 6.

Ein unzugängliches Paradies

Der erste Eindruck, den der Grand Canyon vermittelt, ist der einer Wüste: Fels, Sand, Wasser und darüber ein schmaler Streifen Himmel. Doch je tiefer wir in die Schlucht eindringen, desto mehr schärfte sich das Auge für die Schönheit dieser unzugänglichen Landschaft. Wind und Regen, Erdstöße und die

zerstörende Kraft des Wassers bewirken eine stete Veränderung der Formen und geben dem Canyon den Charakter des Unfertigen, so, als ob sich die Erde noch am Anfang der Schöpfungsgeschichte befinden würde. Aus den braunen Fluten ragen bizarr geschliffene Felsblöcke, deren Formen an Skulpturen von Henry Moore erinnern.

Der fehlende Größenvergleich mit irgendwelchen von Menschen errichteten Bauwerken macht es unmöglich, Dimensionen richtig einzuschätzen.

Am fünften Tag rasteten wir in einer Höhle die Major Powell, der Erstbefahrer des Grand Canyon, mit dem Satz beschrieb: »Ein Konzertsaal, der 50.000 Menschen Platz bieten würde«. Ich marschierte quer durch die Riesenhalle und zählte die Schritte: 135 Schritte breit und gut dreimal so lang war ihre mit feinem Sand gefüllte Grundfläche.

An manchen Flußbiegungen luden flache weiße Sandstrände, die von zartgrünen Tamarisken-Sträuchern umsäumt waren, zum Campieren ein. Während tagsüber die Vielfalt der Felsstrukturen noch durch die Farbenpracht des Gesteins übertönt wurde, verwandelte nachts das bleiche Mondlicht den Canyon in eine Traumkulisse: Märchenschlösser mit Zinnen und Türmen schienen dann den Fluß zu säumen und sich mit der kalten Pracht gigantischer Wolkenkratzer abzuwechseln. Die atemlose Stille von Fels und Sand bildete den Kontrast zu dem mahlenden Geräusch des fließenden Wassers oder dem fernen Dröhnen einer Stromschnelle.

Lava Fall – ein Kajak-Abenteuer

Klares Wasser führte der Fluß nur unmittelbar nach dem Stausee. Zwanzig Kilometer flußabwärts brachte ein kleiner Nebenfluß so viel Schlamm, daß der Colorado seine charakteristische rot-braune Färbung annahm, der er seinen spanischen Namen verdankt. Nach einem Gewitterregen verwandelte sich der Fluß vollends in eine dickflüssige Brühe. »Zum Pflügen zu dünn, zum Trinken zu dick«, sagte Art ärgerlich, »es wird Tage dauern, bis das Wasser wieder klar wird.« Er irrte sich. Weitere Gewitter sorgten dafür, daß uns die Brühe bis zum Schluß erhalten blieb.

Im westlichen Teil des Grand Canyon zeugen schwarze Basaltblöcke von der regen Vulkan-tätigkeit, die vor einer Million Jahren hier herrschte. Damals wurde der Fluß nach einem

Ausbruch durch Lavaströme bis zu 300 Meter hoch aufgestaut. Die erstarrende Lava bildete Dämme, welche der Colorado im Laufe der Zeit zerstörte, sie zu Schlamm zerrieb und hinwegschwemmte.

Der Lava-Fall ist der Rest eines etwa 100 Meter breiten Dammes. Über diese Gefällstufe, die einen Höhenunterschied von 12 Metern aufweist, stürzt das Wasser mit einer Geschwindigkeit von knapp 60 Stundenkilometern. Große Basaltblöcke, die über das ganze Flußbett verteilt sind, bilden nicht nur hohe Wellen, sondern auch heimtückische Walzen und Wirbel. Am Ende der Gefällstrecke entstehen zwei hohe, sich überschlagende Walzen. Diese Walzen gelten als die gefährlichste Stelle des Rapids.

Art war skeptisch, ob man bei dem zur Zeit herrschenden hohen Wasserstand den Lava-Fall überhaupt fahren konnte. Am linken Ufer gab es eine Möglichkeit, sich im seichten Wasser zwischen kleineren Felsblöcken hinunterzumogeln. »Chicken-Channel« – Hühnerweg – nennen die Amerikaner eine solche Art der »Befahrung«. Wir drei entschieden uns jedoch für den Hauptwasserstrom, was unsere amerikanischen Freunde dazu veranlaßte, uns von nun an nur noch »the crazy german guys« zu nennen. Mit Ausnahme von Ken verzichtete der Rest der Kajaktuppe auf eine Befahrung. Wieder glitt mein Kajak mit leichten Schaukelbewegungen durch diese Unheil verkündenden trägen Fluten oberhalb der waagrechten Kante, die den Beginn des Rapids markierte. Unmittelbar nach der Kante bekam ich die volle Wucht des stürzenden Wassers zu spüren. Nach 30 Metern riß mir eine Schrägwelle die Spritzdecke auf und begrub mich vollständig unter sich. Ich mußte blitzschnell eskimotieren, um nicht mit dem Kopf nach unten in die gefürchteten Walzen zu geraten. Ich kam zwar wieder hoch, doch mein Kajak war nun halb voll Wasser.

Vom Ufer aus hatten die Walzen am Ende der Gefällstrecke gewaltig ausgesehen. Doch jetzt, als ich im Kajak sitzend auf sie zuschoß, wurde mir die wirkliche Größe erst bewußt. Das letzte, was ich sah, war ein riesiges Loch und dahinter ein 5 Meter hoher Berg aus explodierender Gischt. Ich merkte noch, wie ich mich rückwärts überschlug, dann verlor ich die Orientierung. Es war ein Gefühl, wie in einer großen Waschmaschine. Unendlich lang schienen mir die Sekunden in der sprühenden



Wildwasser-Passagen im Grand Canyon

Fotos: Hans Memminger

Gischt. Tausend Arme schienen gleichzeitig an mir zu zerren, zu rütteln und auf mich einzuschlagen. »Nur nicht aussteigen« – versuchte ich mir verbissen einzureden. Doch dann wurde mir die Entscheidung abgenommen. Mit einem Schlag brach meine rechte Schenkelstütze und im selben Augenblick schleuderte mich die Wasserwucht aus dem Boot. In der Lunge spürte ich den stechenden Schmerz der beginnenden Atemnot, während ich hilflos wie ein Stück Treibholz in der Walze rotierte. Endlich geriet ich in abfließendes Wasser, das mich aus meiner mißlichen Lage befreite. Wenig später schwamm ich – etwas rampolliert, aber mit heilen Knochen – im ruhigen Kehrwasser unterhalb des Lava Fall Rapids. Fred und Hans erging es ähnlich wie mir. Doch sie überstanden die Walzen, ohne aus ihren Booten herausgeschleudert zu werden und konnten im Kehrwasser eskimotieren. Um eine solche »Waschtrommel« ohne aussteigen zu müssen, durchzustehen, muß man schon ein ausgekochter Kajak-Profi sein.

Am gleichen Tag kenterte hier am Lava Fall ein 20 Meter langes Schlauchboot. 14 Leute konnten sich retten – eine Touristin ertrank. Obwohl der per Funk angeforderte Hub-

schrauber zehn Minuten später am Unglücksort eintraf, wurde die Leiche der Frau nicht mehr gefunden.

Es gibt etwa 20 kommerzielle Unternehmen, die Schlauchboot-Fahrten durch den Grand Canyon durchführen. In allen Prospekten und Büchern ist zu lesen, wie ungefährlich solche Touren sind. Touristen zahlen bis zu 800 Dollar für den 6-Tage-Trip. Dabei machen sie oft den Fehler, den Colorado mit Disney-Land zu verwechseln. Meldungen über Unfälle werden aus begreiflichen Gründen verschwiegen. Wer jedoch etwas vom Wildwasser versteht, wird jedem Schlauchbootfahrer empfehlen, solange er sich im Grand Canyon befindet, seine Schwimmweste keine Sekunde abzulegen, obwohl auch sie keinen hundertprozentigen Schutz bietet. Die rote Schwimmweste der verunglückten Touristin war übrigens das einzige, was der Hubschrauber-Pilot nach stundenlangender Suche fand.

Anschrift des Verfassers:

Otto Huber

Merzbacherstraße 22

D-8 München 19

Klettern in Nordkanada

RUDOLF LINDNER

GLACIER LAKE

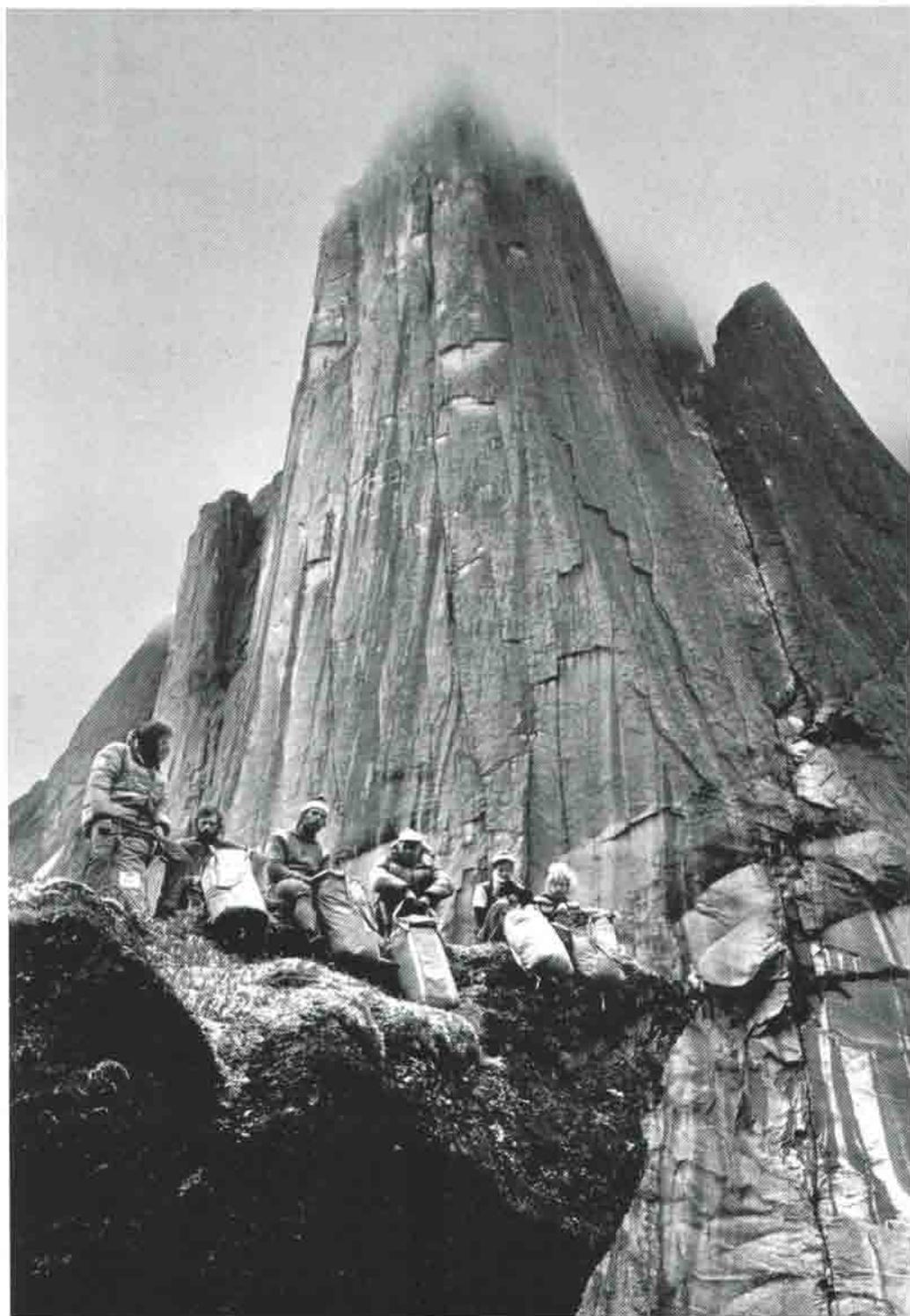
Über die Mitte des Sees kam ein Schwarm Krickenten pfeilschnell fliegend heran. Sie fielen auf die im Gegenlicht spiegelnde Glätte des Sees, über den hellen Spiegel dunkle Streifen ziehend, die blinkend auseinanderliefen, sich gegeneinander brechend, bis die Wasseroberfläche wieder beruhigt war, mit den dunklen schwimmenden Körpern der Vögel darauf ... Der See erstreckt sich langgezogen zwischen den auslaufenden Höhenzügen des Gebirges. Nach Osten hin treten die Hänge zurück, die Wälder schließen sich dort bis auf eine schmale glitzernde Kerbe; dort fließt der See ab. Am oberen Ende des Sees weitet sich angeschwemmtes Land mit Schotterbänken und Sumpfgraswiesen. An einer Landzunge strömt das klare Wasser eines Baches dunkel und wirbelnd in die vom milchigen Gletscherfluß getrübte Seeoberfläche. Von dieser Halbinsel überblickt man den ganzen See. Die Wälder reichen bis an die Ufer heran und nach Osten in den Horizont. Zum Fluß hin steigen Berge plötzlich und steil mit riesigen Plattenschüssen auf.

Das Schnarren klang, als würde Weckerläuten unter einer Decke erstickt. Es schnarrte wieder, der »Wecker« saß auf dem Kochtopf und äugte mit schiefgelegtem Kopf ins Zelt. Schon gestern hielt er uns zum Narren mit seinen Rufen »Whisky«, »Whisky«, der blau-weiß-grau gefiederte amselgroße Häher, blue nutcracker alias Whisky Jack. An diesem Morgen begannen wir mit dem Transport von Material und Verpflegung, Siebzig Kilogramm für jeden von uns. Einen Bach auf einem Baumstamm überquerend, drangen wir in den Urwald ein. Der Wald befindet sich in allen Stadien von Leben und Verfall. Enggedrängt stehen Spruce-Fichten, ihr dichtes Nadelkleid ist von einem verwaschenen Grün, Flechten hängen wie seltsam gefüllte Säcke von den Ästen. Gestürzte Stämme, neusprießendes Leben, vermodernde Bäume am Boden, tiefes Moos schließt sich über sie, sanfte grüne Hügel bleiben im Dämmerlicht. Und kaum ein Laut bricht die Stille. Wir hatten scheppernde Gegenstände auf die Rucksäcke gepackt und arbeiteten uns geräuschvoll voran. Wir folgten einem tiefausgewalzten Bärenwechsel. Von

den Bären war nichts zu sehen außer ihren Haufen. Um eine von Lawinen gerissene Lichtung, auf Sand und Geröll, standen helle Birken und die roten Blütenstauden der Weidenröschen. An den Johannis- und Himbeeren hatten sich die Grizzlies gütlich getan. Von hier übersah man das breite Trogtal, jenseits den reißenden Gletscherfluß, in den Schleifen Barrikaden von übereinandergehäuften Baumstämmen; Schotterwälle; Wald und wieder Sumpfgraswiesen bedeckt mit den silbernen Schöpfen des Cottonwood. Totwasserarme, Kanäle ruhigen Wassers, Dämme von Bibern gebaut. Weiter gingen wir durch den Wald. Schütter standen die Spruces jetzt, wadentiefes dunkles Moos, hellgrünes Zinnkraut. Wieder begann es in Strömen zu regnen. Zum Hautdurchweichen. Triefendes Erlen-dickicht. Nässe aus zweiter Hand, die alles durchdringt. An einer Pfahlbauleiter erkletterten wir einen haushohen Felsquader und deponierten Verpflegung und Ausrüstung. Bärensicher.

Abends waren wir wieder zu unserem Lager zurückgekehrt. Der blaue Rauch des Feuers zog sich zwischen den Bäumen hin und hinaus auf den See. Nebelstreifen lagen dort. Die Dämmerung kam. Unsere drei blauen Zelte, die Geräusche des Lagers, der Schein des auf-flackernden Feuers. Und die Rufe und das wasserklatschende Schwingenschlagen der Wildenten draußen auf dem See.

Der Bergsturz war von einem Pfeiler des Mt. Harrison niedergegangen. Der Ausbruch ist frisch und hell, riesige Verschneidungen und Dächer zeichnen die Bruchlinie. Die Trümmerhalde erstreckt sich über eine Höhe von 1000 Metern. Eine dreiviertel Million Tonnen Granit. Das steile Blockfeld mit seinen tisch- bis hausgroßen Trümmern ist eine einzige schweißliche Anstrengung. Am ersten Tag schafften wir die Hälfte. Unter Überhängen baumelten unsere Proviantstöße. Ein Stachelschwein verschwand rasselnd zwischen den Blöcken, im Erlengebüsch hingen ellenlange Silberhaare der Schneeziegen, auf der letzten verkrüppelten Spruce keckerte ein Eichhörnchen. Vom Fuß des Pfeilers wurde der Weg weniger beschwerlich. In den steilen Moränenschutt traten wir einen Pfad. Glockenblumen, Leimkraut, Anemonen, Dwarf-Firewood und in der Nähe des Baches sahen wir sie plötzlich, kleine zarte weiße Blumen mit elipsenförmig geschwungenen, geäderten Blütenblättern mit



»Harrison Smiths: Erwin, Floh, Erich, Doc, Helga, Gustav

Foto: Rudolf Lindner

lilafarbenen Spitzen und Staubgefäßen: »O mani padme hum,« Werden wir es finden, das Geheimnis der Lotusblume – am Lotus flower tower?

Wir stiegen den Grasrücken hinauf, der im weiten Wiesengrund von Tombstone Meadow ausläuft. Plötzlich und unvermittelt standen wir in dem Talkessel, überragt von den riesigen Granittürmen. »Circle of the unclimbable« hatten ihn die Entdecker benannt.

HIGHWAY

Gustav und Erwin erwarteten uns in Anchorage. In einem Nonstop-Einsatz hatten sie Verpflegung, Wildnisausrüstung und einen VW-Bus mit Hänger besorgt. Zwei Tage fuhrten wir tausend Meilen nach Osten. Wälder, Seen, Flüsse, Gletscher, Wälder. Alaska-Highway, Sandstraßen, hin und wieder Camper-Autos und Schwerlastler, eine Bärenfamilie, die über die Straße trollt. Alle paar hundert Kilometer eine Tankstelle und ein paar Holzhäuser, stets in einer unbekümmerten, ordnungswidrigen Großzügigkeit. Alles scheint mobil, alles steht auf Rädern, die Raststätten, Läden und auch die Menschen. Cross-the-river ist eine Siedlung von zwölf Blockhütten. Jede mit mindestens einer Viertel Meile Abstand zur andern. Steaks oder Hamburgers und dazu literweise Milchkaffee. Die Bierbude ist nebenan. Über der Schwingtür steht die Bekanntmachung, daß es Billy Coldaway verboten sei, dieses Lokal zu betreten. Abends breiten wir unsere Matten auf den Waldboden. Der helle Himmel noch um Mitternacht. Die sirrende Aufdringlichkeit der Moskitos und die schmatzenden Elchschritte im Sumpf. Es ist ein großes weites Land.

Die Aktivität des Menschen verliert sich noch in diesem Riesenraum. Für uns Europäer, die wir bereits aller Urnatur beraubt sind, scheint es so. Um es vorwegzunehmen, als Mitglied unserer Überfußgesellschaft in die Wildnis zu flüchten, birgt einen nicht weglegbaren Widerspruch. Um dorthin zu gelangen, müssen wir uns der Mittel der Technokraten und Naturzerstörer bedienen. Zuletzt eines Wasserflugzeuges. Die Gesellschaften, welche eine ganze Flotte solcher Maschinen betreiben, machen ihr Geschäft mit Prospektoren und Fischern. Und Sportjägern, welche ihre Komplexe abreagieren, indem sie Grizzly, Bergschaf und Schneeziege ermorden. Weltweit beherrscht die Wahnidee des unendli-

chen Wachstums Ökonomen und Politiker. Während die Industrienationen in der Hauptsache künstliche Bedürfnisse befriedigen und im besonderen Müll produzieren und die Epidemie ethischen Wertverlustes wie eine nukleare Verseuchung um sich greift, liegen die letzten Jägervölker im Sterben und erlebt die Urlandschaft ihren Exodus. Die größten Teile Alaskas und Nordkanadas waren zum Schutzgebiet erklärt worden. Mit der Energiekrise wurden diese Gesetze liquidiert; mit dem Einspruch der Eskimos und Indianer und verantwortungsbewußter Ökologen. In der Subarktis, vorgeschobener Grenze des Lebens, reagiert die Natur auf Störungen besonders empfindlich. Naturschutz wird als weltfremde Sentimentalität einiger seniler Wald- und Wiesenschwärmer abgetan. Polarmohn, Schneegänse, Timberwolf. Ha, Ha. Was ist das gegen den Hunger der Welt! Den Energiehunger. Vor zwanzig Jahren fuhrten Raupenfahrzeuge entlang des Polarmeers auf der Suche nach Öl. Ihre Spuren haben sich bis heute zu tiefen kilometerlangen Gräben ausgeschwemmt. Die geringste Schädigung der Pflanzendecke führt zu einer Abtragung der in Jahrtausenden gewachsenen Humusschicht und das blanke Eis des Dauerfrostbodens tritt zu Tage. Der Haushalt des Wassers, der Pflanzen und des Lebens ist gestört. Eine Veränderung des Kleinklimas tritt ein. Das sich nicht auf das Gebiet einer Flußmündung irgendwo im unbewohnten Norden begrenzen wird. Die Alaska-Pipeline hat bis heute vier Brüche zu verzeichnen. Die Katastrophe wurde erst verheimlicht, dann verharmlost. Fazit sind hunderte Meilen zerstörtes Leben. Einst sah man in den Ozeanen eine unerschöpfliche Nahrungsquelle für den Menschen. Vor zehn Jahren gab es da noch phantastische Projekte. Vergiftung der Meere und raubbaumäßiger Fischfang haben einen drastischen Rückgang bewirkt. Das Fleischangebot aus den Karibou-Herden erschien unermesslich. Einengung ihres Lebensraumes, Ausmerzen ihres natürlichen Regulators, der Wölfe, hat die Herden krank geschrumpft. Naturschutz wäre Menschenschutz. Es gibt kein Patentrezept? Das einfache Leben!

In Watson-Lake charterten wir zwei Wasserflugzeuge DeHaviland-Beaver. Unermeßliche Weite der Urwälder, Seen, mäandernde Flüsse, dann Berge vergletschert, soweit das Auge reicht. Der große See Glacier-Lake und dann die Felsstürme. Aufgeregt rücken wir an die Fenster und kurbeln sie runter und wir

schreien gegen das Dröhnen der Motoren. »Der Lotus, das ist der Lotus flower tower«. Der Pilot verabschiedet sich mit einem formlosen aber herzlichen »see you in four weeks«. Als sich das Flugzeug wieder vom See abhebt, wird es uns erst bewußt: vier Wochen gibt es für uns keine Verbindung zur Außenwelt.

LOGAN MOUNTAINS

Im Norden Kanadas, vom Polarmeer bis zum Liard-River, erstreckt sich in einer Längenausdehnung von 1000 Kilometern das Mackenzie-Gebirge. Ein Abschnitt dieser Gebirgskette ist das Gebiet der Logan Mountains.²

Die Logans erheben sich an der Grenze des Yukon- und Nordwest-Territoriums, auf der Höhe des 62. Breitengrades. Es ist ein vergletschertes Massiv bizzar geformter Fels- und Eisgipfel, kaum überschaubar in seiner Ausdehnung. Die Nordöstlichen Logan Mountains wiederum sind eine engbegrenzte Gruppe von Granittürmen. Sie fußen in Blockkaren und kleinen Eisfeldern und streben unmittelbar mit gewaltigen Steilwänden empor. Die Wände z. B. des Lotus, Pheno, Proboscis, Parrot sind über 750 m hoch, manche noch höher, Harrison Smith reicht mit seiner Wand von 1500 m bis zur Waldgrenze hinab. Allerdings nicht so geschlossen steil wie die Erstgenannten. Die Basis der Berge liegt damit zu tief; es gibt kein Nährgebiet für große Gletscher. Der höchste Gipfel ist Mount Sir James McBrien mit 2774 m.

Das Gebiet der Logan-Türme wurde 1930 entdeckt und »Circle of the unclimbables« benannt. 1960 bestieg Buckingham mit seiner Partie die meisten Gipfel, Normalanstiege im Fünften Schwierigkeitsgrad. 1968 wurde von McCarthy, Tom Frost und Sandy Bill die SO-Wand des Lotus flower tower durchstiegen. Sie kletterten im gewohnten Yosemite-Stil, schlugen 263 Haken und erreichten am dritten Tag den Gipfel. Royal Robbins und zwei Gefährten bewältigten die S-Wand des Proboscis. In der Lotuswand folgten Franzosen und 1975 Ruedi Homberger, H. Brunner und P. Muggli. Ihnen gelang auch der große Südgrat des Mt. Proboscis. Mit wechselndem Erfolg rangen europäische und amerikanische Seilschaften mit der Riesenwand des Lotus. Engländern und wieder Schweizern gelang eine Durchsteigung. Einer großen Mannschaft

von Belgiern gelangen Erstbegehungen am Tataghata-Tower und Smithpfeiler. Eine Seilschaft kämpfte bei Schlechtwetter um einen Rückzug am Lotus. Drei Amerikanern gelang die erste »freie« Begehung am Lotus. Alle Klemmkeile und Haken wurden ausschließlich zur Sicherung verwendet. Schwierigkeit 5,10 bis 5,12, das entspricht der Alpenskala VII bis VIII. Zeitaufwand fünf Tage. Helga und ich erkletterten erstmals den 750 m hohen Südpfeiler des Phenocryst VI- (bis VI). Währenddessen durchstiegen unsere Freunde Erich Lackner, Floh Kosa, Erwin Weiliguny, Doc Machacek und Gustav Ammerer die Lotuswand. Sie drehten einen 16 mm Film. Danach gelangten unseren Kameraden fünf große Erstbegehungen: Proboscis Ostwand 700 m, VI (A₂); Flat Top Ostwand 550 m, V+ (VI-A₁₋₂); Bustle Tower SO-Verschneidung 450 m, VI-A₂; Bustle Tower 300 m, VI; Hueyes Spire Guillotine 350 m VI A₂₋₃. Ausgenommen die SO-Wand des Parrot beak peak, sind die Hauptwände des Circle begangen. Und es bleiben Kanten, Pfeiler, Rißsysteme und völlig unberührte Wände an den Nordabstürzen.

Auch Helga und ich durchstiegen die Wand des Lotus flower tower. Eine »normale« Durchsteigung bewegt sich im VI Schwierigkeitsgrad, A₁₋₂. Insgesamt abhängig vom Einsatz technischer Hilfsmittel. Man klettert nach dem amerikanischen Grundsatz »kein Haken bleibt im Fels«. So findet noch jeder Wiederholer ähnliche Bedingungen wie die Erstbegeher. Dies und die Ausmaße dieser Wand abwägend, erscheint der technische Aufwand eher gering.³ Material unserer Zweier-Seilschaft: 4 Normalhaken, 12 V-Profilhaken, 2 kleine und 2 große Bongs und knapp 20 Excentrics und Stoppers. Die Wand ist 750 m hoch.

PHENOCRYST

Helga hatte ihn entdeckt, den Pfeiler auf den Phenocryst. Als wir uns die steilen Hänge hinaufmühten und schließlich den Rücken der alten Moräne erreichten, stand er unvermittelt vor uns. Die Kanten des Terrass-Tower und Hueyes-Spire waren im Schatten und in diesem dunklen Rahmen wie die Strahlen eines Bergkristalls aufleuchtend, ragte der Doppelobelisk des Pheno auf. Wolkenschatten flogen über den Fels, verwischten die klaren strengen

Linien der Risse, Verschneidungen und Dächer. Und wie die Schatten auch, gab es unsere Zweifel.

Das Wetter war immer noch unbeständig. Dunkle Wolken aus dem Norden, aufklarer Himmel, Regenschauer. Erich und seine Mannen versuchten sich bereits am Lotus. Aber das Wetter war einfach zu schlecht. Helga und ich brachten das Material an den Wandfuß. Ich hatte meinen Rhythmus noch nicht gefunden. Einen ganzen Tag beobachtete ich den Berg. Seine Formen, Strukturen und Farben. Wie am Morgen das Licht am Gipfel aufflammte und wie sanft es am Abend verglühte! Nach einem Regenschauer spiegelte die Flanke des Pfeilers wie die Klinge eines Schwerts. Am Abend wurde der Himmel klar. Mit diesem Tag war ein unbändiges Verlangen in mir gewachsen.

Frühmorgens. Über dem tiefdunklen Einschnitt der Schlucht, über den schwarzen Dächern, unendlich hoch, leuchtete der sonnenbeschiedene Gipfelpfeiler. Der Himmel von einem grünlich stählernen Blau. Die Wand, die aus dem wasserdurchrauschten Couloir aufsteilt, senkrecht und gelb. Scharfe Leisten und verkeilte Scherben, dann eine schräg aufwärtsziehende Schuppe körnigen Granits. Eine glattgeschliffene Rampe zieht hier hinter dem Dach hinaus... Die sandigen, moosigen Rinnen und Kamine hinauf zur Pfeilerkante wurden sehr unangenehm. Der Überhang eines Klemmblocks gelang mir erst beim dritten Anlauf, als ich endlich meinen Rucksack abnahm und unter mir im Riß verklemmte. Die verdammten Säcke sind die ärgste Plage! Dann standen wir an der scharfen Pfeilerkante. Von einem Absatz schwingt sie sich ungliedert auf. Der Granit hat eine Neigung von 70 Grad und ist kompakt. Nach zehn Metern brachte ich unvermutet doch einen Haken an. Die Kante steilt sich auf wie der Rücken eines sich aufbäumenden Esels, grau, glatt und mit einem schwarzen Widerrist von Flechtenbewuchs. Flechten, schön rundgeformt wie rußschwarze Rosenblätter. Aber es ist unangenehm, sie zu greifen und daraufzutreten; sie zerfallen zu einem trockenen Pulver. Die sich abflachende Kante wurde unheimlich glatt und rundete sich ab, mit kaum erkennbaren Einbuchtungen und Buckeln. Zurück aber ging es nicht mehr. Weiter kletterten wir an der sich teils absetzenden Kante, wenn uns Überhänge abdrängten, rechts in der

Wand. Abgesprengte riesige Schuppen bildeten breite Risse, die boshafterweise stets überhängend und abdrängend ansetzten, bevor sie in annehmbarer Steigung, herrlich zu klettern, weiterführten. Am Nachmittag erreichten wir den großen Absatz unter dem senkrechten Aufschwung des obersten Pfeilerabschnitts. Um für den nächsten Tag Zeit zu gewinnen, versuchten wir die große Verschneidung vorzubereiten. Über den Phenocryst-Gipfeln waren Wolken aufgezogen, trieben über die jenseits aufragenden Cathedral-Spires weg und hinaus zu den Ebenen der Wälder und Seen im Süden. Regen sprühte herab. Es würde besser sein, einen trockenen Biwakplatz einzurichten, als dem glitschig gewordenen Fels der Ver-



Phenocryst »Trappdoors«

Foto: Helga Lindner

schneidung einige Meter abgewinnen zu wollen. Wolkenfahnen trieben weiter über den Himmel, aber die tiefstehende Sonne brach wieder durch. Ihre Strahlen streiften die Wandabstürze des Phenocryst, zeichneten die phantastischen Linien der Pfeiler und Kanten und übergoldeten die Farben des Granits. Von der verkeilten Schuppenplatte unseres Biwakplatzes fiel die Wand unmittelbar fünfhundert Meter tief ab. Unten lag der Gletscher in blauen Schatten. Tief zwischen Bustle-Tower und Mount-Merique spannt sich ein halbrunder Felssattel. Schwarz der Granit und schwefelgelb die Flechtenstreifen auf den horizontalen Bändern. Über dem Felsenbogen, aus dem jenseitigen Gletscher aufragend, die Gipfel des Proboscis und Flat-Top. Flat-Top ist ein massiger Klotz, zylindrisch, der Gipfel wie mit der Axt gekappt und von einem langgestreckten Eiswulst gekrönt. Mount Proboscis ist ein dunkles, riesiges Felshorn mit bestechend geraden Linien und einer phantastischen Wand.² Gegenüber schauten wir in die von kaltgrauen Eisbändern und -feldern beladenen Nordwände von Harrison, Cathedral und Pentactyl. Die unantastbar glatten Platten der Pfeiler und Säulen sind wasserübertonnen und schimmern in verkupfertem Moosgrün. Wir kauerten aneinandergedrängt auf der Plattenkanzeln, über uns die dunkle Masse des Gipfelpfeilers. Ab Mitternacht zogen keine Wolken mehr darüber hinweg. Die Sterne leuchteten.

Am Morgen weckte uns das Zwitschern zweier Vögel. Sie saßen auf einem Zacken, plusterten ihr rosiges Gefieder und kosteten die ersten Strahlen der Sonne aus. Der Karmingimpelmann, lebhafter gefärbt als seine Gefährtin, gefiel sich auf der fremdbunten Bandschlinge und hieb mit seinem dicken Kegelschnabel auf einen Karabiner.

Wir entschlossen uns, alles Gepäck zurückzulassen. Wir erkletterten die Verschneidung, deren Risse, Platten, Dächer. Ein tiefer breiter Dachspalt hielt mich lange auf. Alle Bong-Bongs und Excentrics waren zu schmal. All den behindernden Haufen von Material zurücklassend, links bis zur Hüfte und Schulter verklemmt, draußen nach Reibung scharrend, schob ich mich hinauf. Wir wichen in die hellen körnigen Platten hinaus, fast weißer Granit, gefleckt und durchsetzt von dunklen, pflaumengroßen Feldspateinlagerungen. Vorher vom Stand aus sah die Verschneidung verrückt

steil aus und nicht, als ob sie frei zu erklettern wäre. Aber dann, unterstützt von dem beruhigenden Gefühl sicher placierter Clogs, ergab sich eine begeisternde freie Kletterei. Helga kam nach und der Perlmutterfalter, der auf dem Seil gesessen war, flog auf, der Kante entlang schnell empor, gaukelte über das große Dach, wo die Sonne ihn traf, aufleuchtend im blaßblauen Morgenhimmel. Das große Dach und darüber das plattenkompakte Bügeleisen zum Gipfel hatten wir schon vorher als Schlüsselstellen erkannt. Wie weit ragte es heraus, fünf Meter oder acht? Aber es waren zumindest Risse darüber hinweg zu vermuten. Das Bügeleisen erschien dagegen völlig ungegliedert. Helga hatte meine Zweifel weggewischt: »Du mit deinem Fernrohr, das alle Schwierigkeiten verachtlicht.« Heute am Morgen, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, sah man über dem Dach zwei lodernde Granitzacken, nicht kühner denkbar, hinausragen. Wie klein unser Mut war...

Wir wechselten den Stand auf einer aus der schwertscharfen Pfeilerkante gekerbten Halbmeter-Dreieckplattform. Vier Seillängen unter uns liegt die Biwakkanzeln. Das rote Perlondach unserer Behausung. In der Tiefe der Gletscher. Das Dach über uns wie eine drohende Falltür. Basis und Unterseite fahlgelb, die Dachkante von Flechten schwarz gefärbt. Über den Himmel fliegen schnell ziehende Wolken und ich versuche mich des Eindrucks zu erwehren, daß die Felsmauern zusammenrücken. Über die Platten hinaus und hinauf klettere ich unter das Dach. Links ein feiner Riß für Haken? Rechts setzt ein tiefer Spalt an. Auch Helga kann von ihrem Standort nicht erkennen, ob sich der Riß auch über dem Dach fortsetzt. Ich steige in den Spalt. Helga. An ihrem Haar sehe ich, daß an der Kante der Wind weht. Frieren wird sie. Und ich zögere immer noch. Was für eine lächerliche Behauptung. Bergsteigen sei Sport. Aufbrechen wollen wir, alles zurücklassen. Heimkehren wollen wir, alles wiederfinden. Poesie ist es, aller Athletik und Technik zum Trotz.

Ich zwänge mich in den überhängend hinausziehenden Spalt aufwärts. Er wird enger und ich muß hinaus. Der Oberkörper ist verklemmt und die Beine baumeln im Leeren. Herausgepreßt die fürchterlichsten Flüche. Die vertrackteste Stelle, die ich kenne. Der Schädel hängt in den Gurten des verklemmten Helms. Mit einem Faustschlag bekomme ich ihn frei.

Für Augenblicke finde ich eine Stellung um Ruhe zu sammeln. Dann wage ich es, mich aus dem Spalt hinaus und ein Bein hinauf über die Dachkante zu schwingen, Zitternd vor Erregung stehe ich mit beiden Füßen auf dem Abbruchrand des Daches. Eine Rampe zieht hinauf zu den flammenden Granitzacken des Morgenlichts. Es wird die begeisterndste Kletterstelle des ganzen Pfeilers. Helga kommt in diesem Verzweigungsspalt zum Weinen. Ein unvermutet geneigtes Gratstück und zwei Seil-längen Reibungsklettertanz am Bügeleisen. Der Gipfel des Phenocryst.

Nach Norden stürzen dunkle Granitfluchten hinab, fußen in einem Gletscher, der aufgewölbt in einem Kessel liegt und gebändert und gewunden wie ein Urtier sich das Tal hinauswältzt. Am Rand des Eises beginnt eine Kette türkischblauer Seen. Im Osten steht in gigantischer Masse und Schwung der Lotus flower tower. Woher wir gekommen sind, der Blick hinab, ist atemberaubend. In der Tiefe der Gletscher, die Trümmerhalden und weiter die grüne Fläche von Tombstone Meadow mit den Steinwürfeln und Wasseradern, die das Blau des Himmels widerspiegeln. In der Ferne liegt die ruhige, weite Fläche des Glacier-Lake in den dunklen Wäldern. Über den Aufstiegsweg seilen wir uns zurück hinab. Das Dach, endlos die scharfe Pfeilerkante, oft im Reitsitz, um nicht in die haltlosen Flanken hinauszupendeln! Hinab in die Tiefe des Couloirs. Dann kommt die Dunkelheit. Wasserfälle, Sturzbäche. Sichere Verankerung der Seile? Lassen sie sich abziehen? Abgrundtiefe Finsternis. Beinahe ein Knotenfehler. In der Hauptschlucht tasten und kriechen wir hinab, losgetretene Blöcke stürzen und schlagen sprühend Funken.

Helga poltert tief unten auf der Moräne. Im Mondlicht hellbeleuchtete Steinbrocken mit schwärzesten Schatten. Straucheln, fallen. Der Sack hält mich nieder, ich will nicht mehr auf. Zweiundzwanzig Stunden waren wir heute unterwegs. Heute ist schon gestern. Ringsum die aufragenden Wände. Und in der Tiefe des Himmels flammt lautlos und in schwingenden zuckenden Stößen das Nordlicht.

TOMBSTONE MEADOW

Tombstone Meadow liegt inmitten eines Felsenrundes steilauftragender Granitmonolithen. Über die weite Wiesenfläche verstreut

stehen kubische Felswürfel. Durch den Grund fließen glatt und grau in Mäandern die Wasser, die aus den oberen Talkesseln, kommen. Nach Süden öffnet sich der Wall der Türme und der Blick ist frei hinab auf den Gletscherstrom und den Glacier Lac. Der See spiegelt den hohen, hellen Himmel wieder und liegt zwischen den dunklen unbegrenzten Wäldern.

Das silberne Haar des Wollgrases schwebt über die Sumpfwiesen, und auf den schwarzen Granitblöcken sonnen sich die eisgrauen Murmeltiere. Nach einem Regen signalisieren die Wächter mit langgezogenen sanften Flötenpfeifen. Über die Bergsturzhalde und die alte Moräne und die Schutthänge entlang führen die Wechsel der Schneeziegen in die oberen Täler. Sie klettern in Platten mit einer ans Unheimliche grenzenden Sicherheit mit langsamen, aber ungemein ineinander fließenden Bewegungen. Ihr ellenlanges, silberweißes Haar liegt auf ihren Ruheplätzen und im Felsgelände haben sie wenig Scheu; sie haben keinen Feind, der ihnen hier folgen kann.

In den obersten Schutthalden hört man den Ruf »pic, pic« und man glaubt, da er so rasch den Ort wechselt, an einen Vogel. Es ist der Pfeifhase Pica, der schnell und behend über und unter den Blöcken forthuscht. Im Übrigen trocknet er Heu für den Winter. Groundsquirrels (Erdhörnchen) sind sehr zutraulich. In unserer Wohnhöhle mästete sich eine ganze Familie an unseren Vorräten. Sie keckerten aufgebracht und hysterisch, wenn wir sie dabei störten. Zuletzt spulten sie einige Rollen Toilettenpapier ab, um es in ihr Winterquartier zu schleppen.

Die Wiesenfläche zum Eingang in das Tal des Lotus ist ein einzigartiger Ort. Hausgroße Granitquader liegen wie mit der Axt eines Riesen gespalten im Grün, talauswärts baut sich der Plattenpanzer des Harrison auf und talein der Lotus flower tower selbst. Vielleicht ist er eine der schönsten Berggestalten der Welt.

Auf Tombstone Meadow hört man die Elfen singen. In der Wand des Lotus hörten wir sie das erste Mal von den Gletschern herauf, und als wir dann im Sturm und Regen zurückkehrten, saßen sie an den Bachufern mit den silbernen und gelben Blüten im Haar und ihr Gesang verließ uns nie mehr. Der wechselnde Wind brachte die an- und abschwellende Melodie herab und herauf und wenn man horchte, vernahm man die weichen und hellen Stimmen

und die Worte, die sie flüsterten und die Geigen und Flöten und das Weinen und Lachen. Nachts, wenn wir im Zelt lagen, flüsterten ihre Stimmen aus der Quelle, die hier entsprang, und am Morgen schwamm eine Lotusblüte darin und niemand weiß, wie sie hiergekommen war.

LOTUS FLOWER TOWER

Den ganzen Tag über waren die Wolken über die Gipfel nach Süden gedriftet. Es schien, die Weite der Ebene könnte sich nie damit füllen. Aber dann stand am Horizont der Wälder und Seen ein Wolkenstreif, eine Wolkendecke breitete sich über die Ebene und bis zum Abend reichte sie bis zum Fuß der Berge. Der Himmel blieb noch klar und in der Dunkelheit pulsierte das Nordlicht. Die Wolkendecke kletterte nun an den Hängen empor, stetig und ausdauernd und es war beängstigend zuzusehen. Um Mitternacht schließlich füllten die Wolken das Rund der senkrechten Wände. Wie Riffe und Pfeiler einer Steilküste, umtost von der Brandung, ragten der oberste Wandteil und die Gipfel aus dem Nebelmeer. Eine Seillänge unter mir wallten die Schwaden an den konturlosen dunklen Fels. Helga tauchte aus dem ziehenden Grau und verschwand; der schwache Schimmer vom Blau ihrer Jacke war gerade noch zu erkennen. Wir standen an die glatten senkrechten Platten gehftet und bewakierten.

Vor zwei Tagen hatten wir begonnen. Das Morgenrot flammte über den Himmel und fiel düster über die Wand herab. Wir waren in der Dämmerung über die Trümmerhalden heraufgestiegen und starteten nun verängstigt die himmelstürmende Masse des Lotus flower tower hinauf. Nie zuvor hatten wir eine Wand in solch geschlossenem, aufsteilendem Schwung geschaut. Und so drohende Farben des Himmels. Aber dann hörten wir den hellen Rabenruf und sahen Pünktchen um den Gipfel der Riesensäule kreisen. Die schwarzen klugen Freunde brachten uns immer noch Glück.

In der überhängenden Einstiegsverschneidung hing noch das Fixseil unserer fünf Freunde. Wir sparten Mühe und Zeit. Am wippenden Seil überwandern wir die Randkluff, die nassen Risse und das abschließende waagrecht vorspringende Dach. Dann begann freies Klettern. Über glatte Platten in das ausgeprägte Rißsystem, das sich zum Kamin weitete. Das Klettern ist prächtig, wir schlagen keinen ein-

zigen Haken, sichern über Stopper und Clogs, spreizen, klemmen. Oft wäre es einfacher, einen Haken statt einen Klemmkeil anzubringen, aber für Helga ist es so ungleich leichter. Die Säcke aber, die bringen uns zur Verzweilung. Helga trägt ihren Gewichtigen auf dem Rücken, den meinen versuche ich hochzuheben, der vermaledete Binkel bleibt in den Rissen stecken und Helga hat ihn zu befreien. Bosheitshalber steckt der Sack stets an den schwierigsten Stellen, an Rißverengungen und überhängenden Klemmblöcken. Über der hellgrau hinaufpfeilenden Wand wölbt sich ein seidenglanzschimmernder Himmel. Über den Gipfel ziehen von Norden Wolken und unvermutet fallen aus den hellen Fahnen schwere Tropfen und platzen auf den weißen Platten. Wir hatten alles darangesetzt, noch nachmittags die Biwakkanzel zu erreichen. Nun konnten wir die schwierige Verschneidung nicht mehr für morgen vorbereiten. Die verlorene Zeit wird uns sehr fehlen...

Abends klart es auf. Helga baut das Biwak aus. Die Kanzel ist tischeben und in der Größe eines Zimmers in die steilen Plattenmauern gehängt. Der Boden ist sandig und weich. Wir sind sehr müde, wieder einsetzender Nieselregen läßt uns nicht zur Ruhe kommen. Schließlich liegt Helga in Jacke und Fußsack und hütet den Kocher. Ich klettere alle $\frac{1}{4}$ Stunden über eine Felsstufe zu einem Rinnsal, um Wasser zu sammeln. Während die erste Tasse sich wärmt, fallen die Tropfen, zwei in der Sekunde und füllen langsam einen Becher. Was für ein Frieden ist um uns. Das Rauschen der fallenden Wasser, warmes Licht auf den Gipfeln ringsum. Aber um diese Jahreszeit, es ist Ende August, kommt auch hier im hohen Norden die Dunkelheit.

Der Morgenhimmel ist von einem durchsichtigen, kristallinen Blau. Die Wand über uns ist von einem wie aus dem Innern des Berges kommenden Leuchten erhellt. Auf den weißlichen Granit liegt ein rosiger Schimmer. Die anschließenden Berge heben sich davon dunkel und rot ab. Über dem Gipfel kreisen wieder die Raben. Zwölf winzige Punkte. Sie rufen mit seltsamen, hellen Schreien. Kennst Du das Märchen von dem gläsernen Schloß? Das auf dem unersteiglichen Berg?

Die vierhundert Meter hohe Gipfelwand des Lotus hat einen himmelstürmenden Schwung. Blickt man zurück hinab zur Biwakkanzel, hat man den Eindruck, den Anlauf einer riesigen

Sprungschanze hinaubzuschauen. Die schmale Plattenwand schießt atemberaubend steil und dann geschwungen über die Schanze ins Nichts hinaus. Die fast weiße Granitplatte ist von dunklen Gesteinscinlagerungen gefleckt wie ein Leopard. Schnurgerade Risse ziehen durch die Plattenwand hinauf, beginnen finger-schmal und weiten sich nach oben faustbreit. Zehn Seillängen, zwei Dächer, stets Schlingenstände. Die Feldspateinlagerungen sind Nuß-bis Brotlaib groß und sind als Griffe und Tritte, mit Bandschlingen abgebunden, zur Sicherung zu verwenden.

Die Kletterei am »jump of giants« ist ein unvergleichlicher Tanz in der Senkrechten. Unvermutet bietet sich großartige Freikletterei an. Ich versuche mehr mit Klemmkeilen als mit Haken voranzukommen. Helga jümart, um alles Material wieder entfernen zu können. 20 Haken hat man in dieser Riesenwand mit und 20 Keile; keine Seilschaft läßt etwas zurück.

Von Norden ziehen die Wolken. Sie ziehen über den Gipfel und der Strom teilt sich wie an einem Riß. Aus der vertikalen Perspektive gesehen quellen die Wolken aus der riesenhaf-ten Säule des Berges wie aus einem Schlot und treiben, sich ausweitend, nach Süden. Der Berg ist von Bewegung und Leben erfüllt. Hier vernehme ich Musik in tiefen, ruhigen und rythmischen Schlägen und hell und brausend, und ich beginne zu begreifen, daß nicht nur dem Organischen das Leben inne ist. Alles, auch die Materie, scheint mir von einer atmen-den Lebensenergie erfüllt, im Himmel und im Fels, aus dem es über meine Hände in meinen Körper fließt. Und vielleicht ist in den schwär-zesten Löchern des Alls der verborgene, der der Schöpfer ist...

Bis in die Nacht waren wir geklettert. Schlie-lich war es zu gefährlich geworden. Man konnte nichts mehr an dem Fels erkennen und zuletzt hatte ich den weiten Riß abgetastet, um einen »Excentric zeh« oder »elf« unterzu-bringen. Das Seil zu Helga, fast frei hing es hinab, nur zwei Bongs dazwischen als Siche-rung. Ich durfte nichts Unüberlegtes tun und ich mußte alle Fündigkeit aufbringen, um einen sicheren Platz zu erreichen. Zwei Haken, Stand in den Bandleitern, wie wohl es tat, sich auszuruhen. Aber bald drang die Kälte durch den Anorak. Abgeschnürt hier und dort. Helga wenigstens kann sich die Daunenjacke über-ziehen. Mein Körper schüttelt sich gegen die

Kälte, aber dazwischen finde ich, mich im Anorak verkriechend, doch eine Stellung, die angenehm ist. Helga in den Nebelschwaden, die düster an die Wand branden. In der ver-borgenen Tiefe rumpelte der Gletscher. Der wogende Nebel gab das Gefühl, an einen schwankenden Brückenpfeiler gefesselt zu sein. Das Wetter war daran, endgültig schlecht zu werden. Aus dem Ausgeliefertsein kam eine große Ruhe über mich.

Zwischen Nacht und Tag begann ich weiterzu-klettern. Eine drohende Stimmung lag über dem Morgen. Während Helga an der sen-krechten Wand jümart, hisse ich den Sack herauf. Sie entfernt die Sicherungen, pendelt aus dem Riß heraus. »Komm, weiter, schnell.« Noch 45 m senkrechte Risse, noch 25 m, die Wand legt sich zurück. Es stürmt und es schüt-tet wie aus Kannen. Die Platten in dem nun flacheren Gelände sind flechtenüberzogen, Seife könnte nicht glitschiger sein. Ich ver-bohre mich in einem unmöglichen Riß und will schon alles riskieren. Nein, versuch es links! Es beginnt zu schneien, drohende Dächer im wirbelnden Grau. Da, ein verborgener Durch-schlupf.

Auf dem Gipfel ziehen wir alle trockene Re-servewäsche an, kochen etwas Warmes. Wir brauchen alle Energie für den Abstieg. Im Nebel und strömenden Regen suchen und irren und suchen und finden wir uns hinab. Wir seilen ab, zwanzig Mal 40–45 m, über Platten und wasserdurchrauschte, überhängende Schluchten. Unsere Hände schwarz von den Karabinern gestern, sind jetzt bis auf die Knochen ausgelaugt. Helga übersieht eine Abseilstelle. Der Sturm, der an die Felsen schlägt und um die Gipfel tost, die stürzenden Wasser lassen uns nicht verständigen, aber wir tun beide das Richtige. Wenn die Seile, einmal nur, sich nicht mehr abziehen lassen, sind wir verloren. Über den Bergschrund hinaus springen wir in das steile Schneefeld. Helga ist schon unten im flachen Auslauf. Das Seil peitscht herab in den nassen Schnee, ich schleife die 90 m hinter mir her. Wasserkaskaden stürzen von den Wänden und die Gipfel sind in Wol-ken gehüllt. Wir erreichen die Wiesen und das Lager und die Freunde. Das Schönste ist die Wärme der Freunde.

*Anschrift der Verfasser:
Rudolf und Helga Lindner
8621 St. Ilgen
Am Zwainerberg*

»Xipe Totec« aus den Juwelen des Monte Alban,
Oaxaca



Ma'at-Gottheit (Maya-Kultur, Palenque, Mexiko)

Auf den Popocatepetl

GERLINDE ULM SANFORD

Wir hatten einige Tage in Mexico City verbracht und wollten nun die Reise weiter in den Süden fortsetzen. Obzwar es nicht in diesen Bericht gehört, möchte ich doch darauf hinweisen, daß eines der eindrucksvollsten Erlebnisse in Mexico City der Besuch des anthropologischen Museums ist. Dies ist ein Museum, das wohl einzigartig ist auf der ganzen Welt. Der Reichtum an Belegstücken ist überwältigend, die Anlage und Architektur des Ganzen lassen vergessen, daß man ein Museum besucht...

Doch nun zum Popocatepetl. Wir fuhren auf der Autobahn in Richtung Puebla und zweigten dann ab in Richtung Oaxaca. Am Ortsende des Städtchens Amecameca liest man auf einem Schild: Zum Nationalpark Popocatepetl und Iztaccihuatl, 28 Kilometer. Wir hatten zwar nicht vor, den »Popo« zu besteigen, doch wollten wir diese Gelegenheit wahrnehmen und ihn wenigstens etwas näher betrachten. So begannen wir die 28 Kilometer lange Auffahrt. — »Popo« ist übrigens nicht ein von uns erfundener Spitzname, sondern eine von den Eingeborenen gebrauchte Abkürzung. Daß wir dabei schmunzeln mußten, versteht sich. Der Akzent allerdings liegt nicht auf dem zweiten, sondern auf dem ersten »o«.

Zunächst ist die Straße schmal, aber doch eben und geteert. Man fährt durch einen kleinen Ort und sieht die Eingeborenen in einem winzigen Bächlein, das über den Rinnstein fließt, ihre Wäsche kneten und schrubben. Der Ort ist ungefähr dreihundert Meter lang, und alle paar Meter kniet eine dunkelhäutige Mexikanerin oder ein kleines Mädchen, alle mit schwerem schwarzem Haar. Man fragt sich, wie die untersten die Wäsche sauber kriegen, denn es handelt sich wirklich um ein sehr kleines Bächlein. Kurz danach wird die Straße schlecht. Sie ist nicht mehr geteert und sehr holprig.* Unter solchen Umständen können achtundzwanzig Kilometer sehr lang werden, zumal wenn der Weg zusätzlich ziemlich steil bergauf geht. Baumwurzeln, Steine und riesige Löcher verursachen ein aufreibendes Geschüttel. Schließlich gelangt man zu einem Schranken. Hier bezahlt man eine Gebühr für den Eintritt in den Park. Dann geht das Geholper weiter.

* Die Straße ist seit Heuer asphaltiert.

Ab und zu bekommt man einen Vorgeschmack der Schönheiten, die oben warten, mit einem Blick auf den schneebedeckten Kegel des Popocatepetl.

Es war ein Wochentag und kein Verkehr außer einem Forstauto. Am Wegrande wachsen blaue Lupinien zwischen den Eichen- oder Nadelbäumen, ab und zu öffnet sich eine Wiese mit hohem Gras.

Nach einer Weile erreicht man den Sattel, der die beiden Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl von voneinander trennt. Hier befindet sich auch ein Monument zum Andenken an Cortez, der hier auf seinem legendären Marsch von Veracruz nach Tenochtilan – wie Mexico City damals noch hieß – durchkam. Wenn man überlegt, daß dieser Cortez zunächst eine nur 500 Mann starke Armee hatte, so kann man nur staunen – mit Schrecken staunen – mit welcher Zähigkeit er seine Eroberungen durchsetzte.

Von diesem Paß hat man eine herrliche Aussicht auf beide Gipfel. Gegen Norden Iztaccihuatl, »die schlafende Frau«, gegen Südwesten der mächtige Kegel des »Popo« (»rauchender Mann«). Wir entschieden uns für den Popo und fuhren daher auf der rechten Abzweigung weiter, allerdings nicht ohne vorher, auf dem Cortez-Monument sitzend, einen kräftigen Schluck Bacardi Rum aus der Flasche gezogen zu haben. Obwohl der Himmel klar war und die Zeit gegen Mittag ging, war es doch kalt und vor allem windig; umso besser tat uns der scharfe Rum.

Nach einigen Kilometern kamen wir zum Ende der Straße, die in einen großen Parkplatz mündet. Diese Stelle am Fuße des Popocatepetl ist ein beliebtes Ausflugsziel und an Wochenenden stark besucht. In einem hier befindlichen Steinhaus kann man im Hüttenstil übernachten, d. h., es gibt kleine Kammern mit Matratzenlagern. Es handelt sich dabei um ein ziemlich großes Gebäude mit einer erheblichen Anzahl Betten.

Wir aber kamen unter der Woche, und der geliebte Popo-Park war nahezu ganz verlassen. In dem Gebäude entdeckten wir zwei Wächter oder Reviergänger, die sich der Kälte wegen ein Feuer im Kamin gemacht hatten. Wir wollten eine heiße Suppe oder so zu essen kaufen, wie wir dies von alpinen Schutzhütten gewohnt waren. Doch hier gab es nichts, jedenfalls nicht jetzt mitten in der Woche. Die beiden eingeborenen Wächter wärmten ihre Tortillas und

Frijoles am Feuer. Sie ließen uns bereitwillig mithalten, und so aßen wir mit Vergnügen von ihren Maisbröckchen und schwarzen Bohnen. Kaufen aber konnte man nichts, auch Wasser gab es keines.

Inzwischen waren zwei junge Männer aus München aufgetaucht. Ein Forstauto hatte sie mitgenommen. Auch sie machten enttäuschte Gesichter, als sich herausstellte, daß das Gebäude nicht bewirtschaftet war. Sie sahen aus wie zünftige Bergsteiger und wollten auf den Gipfel. Wir sprachen hin und her, und so heimlich kam jedem von uns die Lust, den Popo zu besteigen. Sie redeten uns auch zu und meinten, wir könnten ja mit dem Auto nochmals hinunterfahren und Proviant für uns alle besorgen. Aber schließlich entschieden wir uns doch dagegen. Wir überließen den Deutschen noch den Rest unseres Rums und setzten zu der holprigen Abfahrt an. Aber der Himmel war zu blau und die kleinen Baumwollwolken darauf zu weiß und der Popo zu majestätisch. Kaum waren wir einige hundert Meter gefahren, als wir uns entschlossen, im Dorf unten Proviant zu besorgen für uns und die Deutschen, ihnen dann nachzusteigen und sie mit der willkommenen Stärkung zu überraschen. Die Abfahrt war furchtbar holprig und anstrengend und dauerte genau wie die Auffahrt fast eine Stunde. In dem kleinen Ort wuschen die Mädchen und Frauen noch immer im Rinnsal die Wäsche. Als wir schließlich nach Amecameca kamen, ging es gegen Mittag. Wir hatten gerade noch Glück, die Geschäfte offen zu finden. Ich kaufte Wurst und Brot und einiges zu trinken. Dann aßen wir in einem kleinen Gasthaus zu Mittag und begannen die Rückfahrt. Das dritte Mal diese furchtbaren 28 Kilometer. Mich machte das Gerüttel nervös und irgendwie angriffslustig. Ich nörgelte viel während dieser Stunde und brach fast einen Streit vom Zaun. Kann sein, daß auch der Höhenunterschied etwas damit zu tun hatte. Wie dem auch sei, endlich langten wir abermals auf dem Parkplatz an, und der erhabene Anblick des Popocatepetl ließ uns schnell alles Unangenehme vergessen.

Gute Bergschuhe hatten wir dabei und gute Daunenschlafsäcke. Aber wir hatten nur einen Rucksack, und der hatte einen gerissenen Riemen. Mit Hilfe eines Strickes lösten wir dieses Problem notdürftig. Wir zogen an, was wir nur hatten und setzten zum Aufstieg an. Es war etwa vier Uhr am Nachmittag, und wir



Der Popocatepetl, vom Passo Cortez aus gesehen

Foto: Walter Hörmann

hatten vor, die erste kleine Schutzhütte, die man vom Parkplatz aus sehen konnte, noch vor Abend zu erreichen. William trug den Rucksack, ich trug die Schlafsäcke; jede halbe Stunde wollten wir wechseln. Der Pfad verläuft klar. Man wadet in schwarzem Lavasand und hat ein ähnliches Gefühl, wie wenn man in den Dünen herumklettert. Es geht ziemlich schnell bergauf, Bäume gibt es kaum mehr; für ein Weilchen folgt noch langhaariges Gras dem Pfad, dann hört auch dieses auf.

Das letzte Stück trug ich den Rucksack, und er wurde mir etwas schwer. Wir hatten zu viele Coca-Cola-Flaschen eingepackt, was ein zünftiger Bergsteiger natürlich sowieso nicht tun würde. Coca-Cola in den Bergen, was für eine verrückte Idee! Aber wir schafften es und erreichten unser Ziel noch gerade vor Einbruch der Dunkelheit. Hans, der eine der beiden Deutschen, saß vor der kleinen blechernen Schutzhütte. Dido, der andere, war krank geworden, und daher hatten sie schon hier in der untersten der Schutzhütten Endstation für den heutigen Tag gemacht. Dido hatte einen argen Sonnenbrand an den Beinen, er hatte

anstatt der bewährten Knickerbocker Shorts getragen – dazu kam die Wirkung des schnellen Höhenwechsels: kurzum, ihm war schlecht, und er lag in den Schlafsack verkrochen in einer Ecke der winzigen Hütte. Wir anderen aßen zusammen von dem mitgebrachten Proviant und rollten uns dann auch in unsere Schlafsäcke.

Ich war ja schon viel in den Bergen und hätte es besser wissen müssen, aber... Jedenfalls konnten wir nicht schlafen. William ging es ähnlich. Wir hatten zu viel von der harten Wurst gegessen, die Luft war so dünn, ohne daß wir unserem System Zeit zur Anpassung gegeben hatten. Hans schlief ruhig, aber William und ich hatten einen Kopf zum Zerspringen und wälzten uns die ganze Nacht. Außerdem war es bitter kalt. Es zeigte sich zum ersten Mal, daß unser Daunenschlafsack nicht warm genug ist für solche Höhenlagen. William meinte noch dazu, Mäuse zu hören, die sich in der Ecke mit dem Proviant tummelten. Es war eine fürchterliche Nacht. Dennoch zogen wir zeitig, also noch vor Sonnenaufgang, los. Dido wollte noch weiterschlafen, er fühlte sich zu schlecht.

Später wollte er zum Parkpaltz absteigen. So zogen wir zu dritt los.

Hans hatte Pickel, Steigeisen und Seil in seinem Rucksack. Wir beide banden uns die Schlafsäcke um die Schultern, um nicht zu frieren. Den Rucksack mit dem Proviant ließen wir zurück. Darüber, daß wir die Schlafsäcke dabei hatten, waren wir herzlich froh, denn während des ganzen Aufstieges war es eisig kalt, obwohl dann die Sonne hoch kam und der Himmel fast wolkenlos war.

Ich habe in den Alpen schon einige ziemlich schwierige Berge bestiegen, aber dieser Aufstieg erschöpfte mich viel mehr als jene Touren. Ich glaube, hauptsächlich war dies auf die Höhe zurückzuführen, an die wir uns wegen der Auffahrt mit dem Auto und wegen des sofort darauf folgenden Aufstieges zur ersten Schutzhütte nicht genug gewöhnt hatten. Die mehr oder weniger schlaflos verbrachte Nacht trug das ihre dazu bei. Es geht stets sehr steil bergan, der Pfad ist entweder felsig oder – und dies ist erst recht ermüdend – geht durch schwarzen Lavasand: man rutscht wieder halb zurück, da man im Sand keinen Halt findet.

Endlich, endlich, als ich schon fast aufgeben wollte, erreichten wir die nächste Hütte. William und ich fielen wie tot auf den – komischerweise mit Schaumgummi belegten Boden. Ich atmete ganz schwer und froh schrecklich. Hans ging es etwas besser als uns beiden; er hatte gut geschlafen und war auch zweckmäßiger gekleidet. Nach zehn Minuten setzten wir den Aufstieg fort. Der Pfad verliert sich nun bald, und der Schnee beginnt. Für eine gute Strecke ging alles vorzüglich. Nach dem Waten im Sand war es eine Erleichterung, im harten Schnee zu stapfen. Hans machte seine Steigeisen an, William und ich aber kamen ohne Schwierigkeiten voran. Wir haben gute österreichische Bergschuhe mit starkem Profil und rutschten kaum. Aber dann wurde die Kuppe immer steiler und der Schnee immer härter, und wir konnten im Eis kaum noch Fuß fassen. So baten wir Hans, uns ans Seil zu nehmen. Er tat dies auch bereitwillig.

Allein das Bewußtsein, durch das Seil gesichert zu sein, wirkte Wunder. Ich konnte plötzlich wieder ordentlich einhacken, und vor allem hatte ich keine Angst mehr vor dem Ausrutschen: deshalb rutschte ich auch kein einziges Mal. William ging es wohl ähnlich. Anstrengend aber war die Sache dennoch, und alle paar Schritte mußten wir eine Atempause

machen. Schließlich jedoch erreichten wir den Krater.

Ich hatte noch nie vorher einen Vulkan bestiegen, umso überwältigender war das Erlebnis für mich nun. Ein großer ovaler Krater mit steil abfallenden Wänden, unten ein kleiner See mit blauem Wasser, weiße Wölkchen von Schwefeldämpfen, die aus allen möglichen Spalten und Nischen hervordrängen, darüber ein schwarz-blauer Himmel und eine langsam wärmer werdende Sonne. Hans lief herum und machte Fotos von verschiedenen Winkeln des Kraters aus. Wir aber breiteten unsere Schlafsäcke aus und legten uns bäuchlings an den Rand des Kraters, mit Genuß die Schwefeldämpfe einatmend, und stolz, unseren ersten Fünftausender doch geschafft zu haben.

Der Abstieg war ein Vergnügen. Das erste Stück liefen wir wieder an der Leine, doch dann, da der Schnee inzwischen viel weicher geworden war, packte Hans das Seil und auch die Steigeisen ein und wir rutschten ärschlings das Schneefeld hinab. Die Schlafsäcke leisteten hier gute Dienste als Unterlage.

Viel zu rasch ging der Schnee zu Ende. Dann kam wieder der schwarze vulkanische Sand, der uns beim Aufstieg so viel Mühe gemacht hatte. Doch das stolze Bewußtsein der vollbrachten Tat beschwingte unsere Schritte, und in anderthalb Stunden erreichten wir das erste Schutzhaus. Dido hatte sich erholt und sprach schon vom nächsten Berg. Die beiden wollten in die Anden. Da Dido noch nicht zum Parkplatz abgestiegen war, befand sich auch der Proviant noch in der Hütte, und wir taten uns an den Resten göttlich.

Am Parkplatz angelangt, überkam uns drei Gipfelstürmer eine gewaltige Müdigkeit, und wir schliefen eine Stunde oder so in der Sonne. Dido spazierte einstweilen schon die Holperstraße hinunter in Richtung Amecameca, hoffend, daß ihn weiter unten ein Forstauto mitnehmen würde. Hans und die Rucksäcke wollten wir in unserem VW hinuntertransportieren. Alles klappte wunderbar.

Nächstes Jahr wollen wir wieder nach Mexiko, dann vielleicht nur zum Bergsteigen, hoffentlich auch mit besserer Ausrüstung.

*Anschrift des Verfassers:
Dr. Gerlinde Ulm-Sanford
Syracuse University Germanic Languages
& Lit. 327 H. B. C.
Syracuse – New York 13210 U.S.A.*

Bolivien

FRANZ DÖLTSCH

Traumland nicht nur für Bergsteiger

Was macht ein Bergnarr mit seinem mühsam ersparten Geld? Er versucht zuerst seiner Frau einzureden, daß es keine Verrücktheit ist, für eine Bergtour einen Betrag auszugeben, mit dem sie eine elegante Sitzgarnitur plus Teppich und neue Tapeten kaufen hätte können. Dann sucht er sich aus den zahlreichen Angeboten für außereuropäisches Expeditionsbergsteigen eines mit hohen Gipfeln (geheimer Wunsch: ein Sechstausender) aus. Zu guter Letzt geht er noch mit einigem Erfolg zu verschiedenen Ausrüstungsfirmen sowie dem Bürgermeister unserer Stadt »schnorren«.

Nach vier Wochen Bolivien kann ich sagen: »Es hat sich gelohnt.« Nicht nur das Bergsteigen. Alles, was ich in diesem Land, das auch mit einigen Superlativen aufwarten kann, gesehen und erlebt habe, hat auf mich und die anderen Mitglieder unserer Gruppe den stärksten Eindruck gemacht.

Mit einem Bergführer und weiteren 12 Teilnehmern aus Deutschland flog ich mit einer DC-10 der Lufthansa von Frankfurt über New York – Lima nach Santiago de Chile (da wir in La Paz nicht landen konnten). Von dort ging es zurück nach La Paz. Das waren immerhin schlichte 18.000 km und 32 Stunden Flugzeit inklusive der Zwischenlandungen.

Der Flughafen von La Paz liegt ca. 4100 m hoch am Rande einer riesigen Hochfläche, dem Altiplano, und jeder Neankömmling schnappt zuerst einmal kräftig nach Luft. Nach kurzer Fahrt durch den Vorort El Alto bietet sich dem Besucher ein überwältigender Anblick. Die höchstgelegene Hauptstadt der Welt liegt in einem riesigen Talkessel ausgebreitet, beginnend mit den Elendsbehausungen der Indios im obersten Teil bis hinunter zum Nobelviertel Calacoto in 3200 m Höhe. Dieses Häusermeer wird überragt vom 6450 m hohen Illimani, dem wahrhaft einmaligen Wahrzeichen der Stadt.

Das Leben und Treiben in La Paz mit seinem ewig blauen Himmel (im Juli ist Winter und damit Trockenzeit) ist so vielfältig wie seine Bewohner. Die beliebtesten Motive für den Hobbyfotografen bilden natürlich die Indio-damen mit ihren reizvollen Hüten. Leider las-

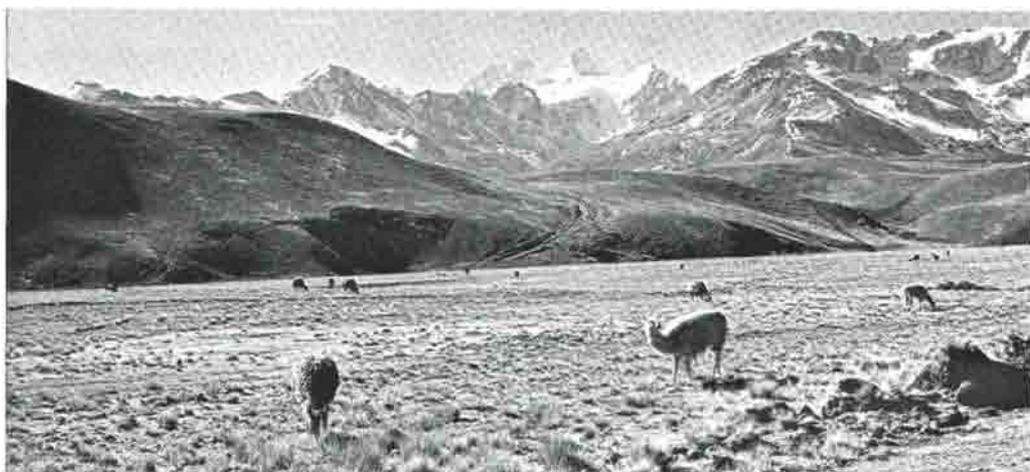
sen sich gerade die Marktfrauen nicht gerne mit der Kamera festbannen, und wir mußten uns teilweise wie Läger an unsere Beute anpirschen. Auf den Indiomärkten verkaufen übrigens nur Frauen und Kinder: Obst, Gemüse, Fleisch, Zahnpaste, Seife, Schuhe, Andenken, Silber, praktisch alles, was nur irgendwie transportabel ist. Geheimnisvoll wird es in der »Hexengasse«: Pülverchen und Kräuter gegen alles und jedes und als Krönung des ganzen getrocknete Lama-Embryos gegen die bösen Geister.

Bemerkenswert auch der Verkehr in der Stadt. Hunderte Autobusse, viele Taxis, wenig Privatautos. Ein Teil der Autobusse kann nur benützt werden, wenn ein Sitzplatz frei ist, dafür hängen bei den »Collectivos« in den Stoßzeiten die Leute am Trittbrett, wie bei uns anno 1945/46. Fahrpreis in diesem »Fahrzeug für arme Leute«: ca. 35 Groschen für das ganze Stadtgebiet! Ein Liter Benzin kostet in Bolivien rund 1,20 Schilling!

Nach zwei Tagen Aufenthalt in La Paz ging es zum ersten Mal in die Berge. Auf der wahrscheinlich höchsten Straße der Welt sollte es bis zum Parkplatz in 5220 m Höhe gehen! Eis und Schnee verhinderten das und wir mußten einen Teil der Straße zu Fuß bewältigen. Die Aussicht vom einem Gipfel mit 5380 m entschädigte uns für die Mühe. Der Titicacasee in 75 km Entfernung und selbst der 200 km entfernte Vulkankegel des Sajama (6520 m) waren in der glasklaren Luft über der eintönig braunen Altiplanohochfläche ganz deutlich zu sehen.

Am nächsten Tag begann der Ernst des Lebens. Über kilometerlange Staub- und Steinpisten (es gibt in Bolivien nur eine asphaltierte Überlandstraße) ging es in die »Condoriri-Gruppe«. In der ersten Zeltnacht auf 4500 m Höhe hatte es »zur Begrüßung« – 17°C. Heftigste Kopfschmerzen, vermutlich durch den Sauerstoffmangel im Basislager auf 4700 m (fast Montblanc-Höhe!), begleiteten mich zu den ersten Fünftausendern, wobei der höchste (5440 m) auch in technischer Hinsicht große Anforderungen an uns stellte. Ich war dann fast froh, als beim »Stellungswechsel« zum Sechstausender ein Schlechtwettereinbruch dessen Besteigung vorläufig unmöglich machte. Die Alternative war aber auch sehr vielversprechend: der Titicacasee.

Vieles in Bolivien ist interessant, fremdartig, exotisch. Wirklich schön, wunderschön ist der



Lamas auf dem Altiplano; im Hintergrund die Condoriri-Gruppe

Foto: Franz Döltsch

Titicacasee. Der Blick von einer mit Eukalyptusbäumen bewachsenen Anhöhe – mit den Hütten der Fischer im Vordergrund, den Eisriesen der Königskordillere als Umrahmung – auf den fast unwirklich blauen See ist überwältigend. Am zweiten Tag unseres Abstechers ging es mit einem Motorboot zu zwei Inseln. Eine alte Inkasiedlung (mit Grabtürmen und angeblich »echten« Inkaknochen) waren zu besichtigen, der Erbauer der Ra 2 konnte beim Herstellen eines »Balsa«-Bootes (Schilfboot) bewundert werden, und als besondere Draufgabe konnten wir nach Bezahlung eines entsprechenden Trinkgeldes wunderbare Kinderfotos »schießen«. Zu erwähnen wären auch noch die Ausgrabungen von Tiwanaku, die heute den Archäologen noch große Rätsel aufgeben. Es gibt viele Theorien über Alter, Entstehen und Ende dieser Kultur, aber niemand weiß heute noch mit Bestimmtheit, wer diese Tempel und Anlagen eigentlich bewohnt hat.

Vom Titicacasee mit seiner Höhe von 3800 m frisch gedopt, stürzen wir uns gleich am nächsten Tag auf den Huayna Potosi mit seinen 6080 m. Das Hochlager wurde auf 5350 m errichtet, knapp neben einer tiefen Gletscherspalte, aber auf einem halbwegs ebenen Platz mitten in der Gletscherregion. Als dann am 17. Juli nach mehr als sechsstündigem Aufstieg neun der vierzehn Teilnehmer am Gipfel standen und ich dabei sein konnte, war ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen, den wahrscheinlich nur passionierte Bergsteiger verstehen können.

Alle hatten nun genug von Eis und Schnee.

Statt des Illimani wurden die Yungas angesteuert. Zuerst per Autobus und dann zu Fuß. Diese »Yungas« sind tief eingeschnittene Täler mit tropischer Vegetation und auf 1700 m Höhe mit üppigen Orangen-, Bananen-, Mandarinen und Grapefruit-Plantagen. 100 Stück Orangen, die prima schmecken und sehr saftig sind, kosten dort S 18,-! Der Swimmingpool im Hotel San Bartolomeo bildete einen krassen Gegensatz zum Ausgangspunkt unserer Urwald-Wanderung, dem Ort Chunjabi. Dieser liegt auf 3700 m, besitzt keinen Stromanschluß, kein Wasser (Trinkwasser einige hundert Meter unterhalb des Ortes), und die Menschen hausen in Lehmhütten mit ihren Hühnern und Meerschweinchen in einem Raum. Die durchschnittliche Lebenserwartung der Indios beträgt 40–45 Jahre. Von zehn bis zwölf Kindern, die eine Aimara-Frau zur Welt bringt, werden drei bis vier erwachsen. Das Jahreseinkommen eines Hochlandindios beträgt zirka S 7500,-, während in La Paz eine Wohnung, die unserem Standard entspricht, rund S 5000,- monatlich kostet!

Wenn ich ehrlich sein will, wurden vorerst alle Gedanken, die man sich über diese Probleme macht, vom Abschiedessen im französischen Restaurant in La Paz und einem sehr netten Folkloreabend überdeckt.

Anschrift des Verfassers:

Franz Döltsch
Birkengasse 10
8600 Bruck/Mur

Namasté! – Willkommen in Nepal

GÜNTER AUFERBAUER

Zwischen 23. Oktober und 5. Dezember 1976 waren drei Bergsteigergruppen der ÖAV-Sektion Graz mit insgesamt 49 Teilnehmern in Nepal unterwegs: Für zwei Gruppen waren der 6270 m hohe Parchamo Peak und der 5483 m hohe Gokyokang das Ziel, während die dritte Gruppe zum 5550 m hohen Ganesh Peak im Langtang aufstieg. 14 Bergsteiger erreichten schließlich den Parchamogipfel, 21 Teilnehmer den Gokyokang und neun Bergsteiger, darunter vier Frauen, den Gipfel des Ganesh Peak.

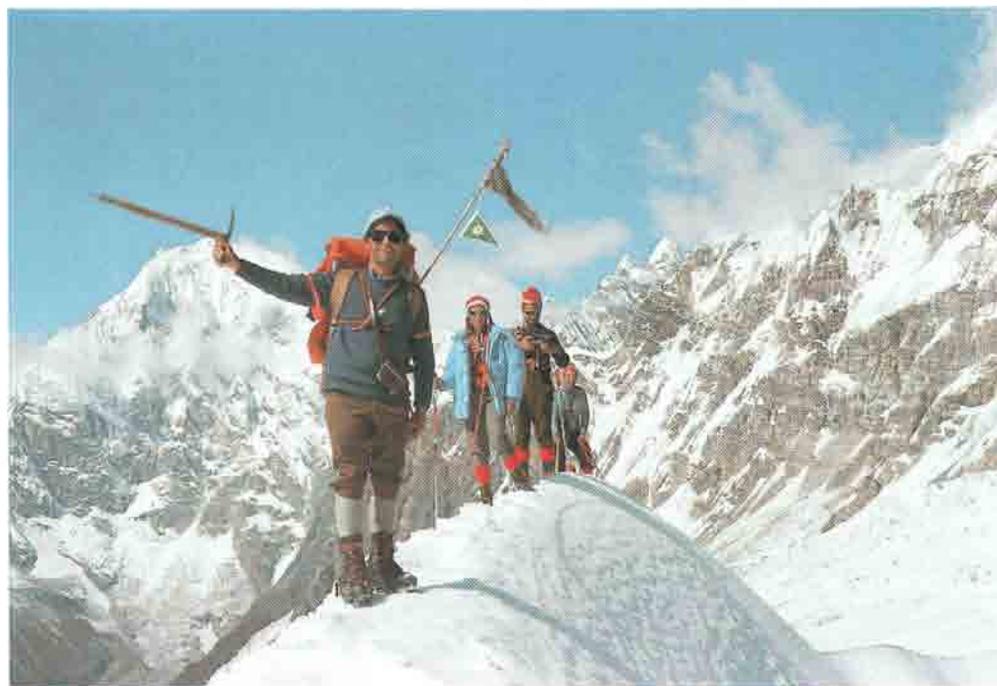
Die Initiative der Grazer Auslandsbergfahrten ging von Ing. Gerwalt Pichler aus, der auch als gewandter Organisator für die uneingeschränkt anerkannte Gesamtleitung verantwortlich zeichnete.

»Namasté!« Herzlich kommt der Gruß über die Lippen der Nepali. Gerne formen auch wir diese drei Silben beim Eintreten oder Gehen und während der meist nur Augenblicke währenden Begegnungen auf einem der ungezählten Bergwanderpfade. Aus dem asiatischen Trubel der Städte waren wir, die Langtang-Gruppe, vom Kathmandutal mit Trägern, Shorpas, Troßsäcken und Zelten fortgezogen nach Trisuli-Bazar. Dem alten Handelsweg nach Norden, zur tibetischen Grenze folgend, wanderten wir den Reisterrassen und Hirsefeldern entlang, von Dorf zu Dorf, ungezählte Bäche und Rinnsale überquerehend, deren Wasser über die steilen Bergflanken zum tief eingeschnittenen Trisuli ihren sprudelnden, gischtenden Weg finden. Hingezogen über sanfte Bergrücken, über ausgesetzte Serpentin, auf ebene und steile Wegabschnitte verteilte sich unsere Gruppe von Bergwanderern und Bergsteigern. Irgendwann jeden Vormittag und Nachmittag überholten die pfliffigen Küchenjungen den Troß: Als letzte verlassen sie die Kochstellen, die Tragkörbe vollgepackt mit Reis, Töpfen, Zwiebeln, Matten, Brot, Tassen. Darüber binden sie, gleich Gebetsfahnen, die nach und nach dunkler werdenden Geschirrtücher. Als erste trifft die erstaunlich mobile Küchenabteilung am nächsten Lagerplatz ein, um mit heißen Getränken die Satibs zu empfangen. »Namasté! Namasté!« Wir grüßen und lachen einander zu. Wie frei fühle

ich mich; wie unbeschwert, ja unbekümmert schlendere ich dahin, eingelullt von der Gewißheit, für Tage mir allein zu gehören. Irgendwo, weit hinter dem Sonnenuntergang, blieb Europa zurück.

Eine kurze Dämmerung trennt im Himalaya Tag und Nacht. Scheinbar niedrig spannt sich das abendliche Firmament über unsere federleichten Dunlop-Nanga-Parbat-Zelte und über die primitiven Steinhütten, aus deren grobbehauenen, klobigen Schindeln heller Rauch zu den Sternen aufsteigt. Rauch von einem jener ungezählten Feuer, an denen Menschen barfuß auf dem kalten Erd- oder Steinboden hocken, den beißend-heißen Widerschein der Glut mit der Hand vom Gesicht abwehrend. Für uns aber bedeutet Nepal wiedergefundene Romantik, ursprünglicheres Leben, wenn wir, eng aneinandergedrängt, um die glösenden Scheiter sitzen, eingehüllt in unsere Daunenjacken und in warmen Schuhen steckend. Fest umklammern wir die Blechteller, löffeln mit Heißhunger Reis, Kartiöl, Nudeln und Ketchup. Flink wie im Ping-Pong-Spiel springen die Witze rundum; wir lachen, kichern, essen und holen tief Atem vom Chili, diesem pfefferoniartigen Gewürz, das uns das Feuer nach innen bringt.

Ein Schluck Raksi, geviertelte Scheiben Roggenbrot, ein paar Rippchen Schokolade rundumgereicht – bescheidene und doch so genußreiche zusätzliche Gaumenfreuden, die uns hier um so viel begehrenswerter erscheinen. Wohl deshalb, weil von der Brotkrume bis zum Feuerholz alles getragen, geschleppt werden muß? Tageweit wird in den Bergdörfern das Holz in Traglasten auf den Rücken von Kindern, Frauen und Männern herbeigeschafft. Alles wird getragen: Steine für den Hausbau, leere Körbe, Körbe voll Blätter als Futter für das magere Vich, Messing- oder Tonamphoren mit schwappendem Wasser, Kinder auf Kinderrücken, Kinder auf den unter der Feldarbeit gebeugten Müttern. Tragen und Ertragen – auch das ist Nepal. Vierundsechzig Beine stemmen sich unter den Kopf umspannenden Traggurten über Stufen und Steinplatten hoch, mit unserer Verpflegung, mit unseren Zelten und Troßsäcken. Stundenlang, 15 Tage lang. »Hamii Langtang tzuntza«. Wir gehen nach Langtang. Begleitet von wärmender Sonne, unter dem Schirm urwaldartiger Vegetation zwischen Shabru und Ghora Dabela, den Pferdewiesen, zerzaust vom Wind, der im herbst-



*Auf dem Gipfel des Ganesh Peak, 5550 m. Im Hintergrund der noch unbestiegene 7250 m hohe Langtang Lirung.
(Foto: Gerwalt Pichler).*



Vor dem Königspalast in Patan.

(Foto: Günter Auferbauer)

braunen Land über die harte, abgeerntete Erde und über die dünnen Weiden streift, umgeben von Wolken, durch die wir hindurchschreiten, wandern wir auf und ab. Bergwärts. Vorwärts. An den Manimauern gehe ich links entlang, um mit den rechten Fingerspitzen die Reliefe und Schrifttafeln zu fühlen.

Zotteligen Yaks mit eingezogenem Nasenring, im Zaum gehalten von derben Händen, die auch noch den klobigen Holzpflug auf der Schulter balancieren helfen, begegnen wir im Langtang, wenn die Thamangs zu den sperrigen Gründen zur Feldarbeit unterwegs sind. Aber wir Nepalneulinge nehmen auch alsbald den Eiter schwärender Wunden wahr und helfen am Abend bei unserem Zeltplatz Kinder, Frauen und Männer mit Salben und Verbänden zu versorgen. Kopf- und Zahnschmerzen sollten wir ebenso lindern helfen wie Augenentzündungen und Schnittverletzungen. Irgendwo im 11-Millionen-Land mag es wohl Krankenhäuser geben, doch sind sie für die Menschen im Langtang noch weiter entfernt als die Schule von Shabru, wo der neubestellte barfußige Lehrer nur neun unter dreißig Kindern als ständige Besucher zählen kann. »Namasté!« Mit hohlgeformten Händchen laufen sie einher, die Knirpse, erhoffen sich Zigaretten, Kugelschreiber, Schokolade oder zumindest eine Rupie; bald balgen sie sich auf der Erde, der sie näher sind als europäische Großstadtkinder; lachen, gestikulieren, winken. Gewalt zieht aus dem Troßsack Kinderkleider für diese schlotternden Struwelpeter. Zurück bleiben die letzten Siedlungen und das Kloster von Kyangchin. Auf Montblanc-Höhe errichten wir unser letztes Lager, steigen im Nachmittagslicht in Laufschuhen zum 5000 m hohen Yala Peak auf und stellen uns beim Gipfelsteinmann unter die weißen Gebetsfahnen. Ein Wiesen-Fünftausender mit einem traumhaft schönen Rundblick, den wir wie Wasser aus der Quelle aufsaugen, hält uns stundenlang fest, bis die Dämmerung kommt. Immer wieder schauen wir hinüber zu unserem morgigen Ziel. Die dünnen Yakwiesen stoßen an die Moränen, über die sie sich, langgestreckt, wie ein Elefantenrücken, der Ganesh Peak erhebt. Unser Gipfel. Nur für einen Tag holen wir Bergschuhe, Steigeisen und Seil hervor; splintern unter dem Pickelschlag Eis und Harscht. In der »Arena der Einsamkeit« sind wir staunende Gäste: Aus dem 360-Grad-Pa-

norama fließen namenlose Gletscher von namenlosen Sechstausendern. Uns gegenüber erheben sich jungfräuliche Siebentausender, Bollwerke aus Eis und Fels, einer aus ihnen im Westen der 7250 m hohe Langtang Lirung, an dessen abweisenden Graten und Flanken bisher sieben Expeditionen scheiterten.

Im firnweichen Gipfelschnee sitzt am 24. November 1976 wie auf einem First ein halbes Dutzend glücklicher Menschen, während zwei oder drei ständig beschäftigt sind, Lichtwerte, Entfernungen und Verschlusszeiten einzustellen. Unter schwarzblauem, wolkenlosem Himmel, inmitten gleißender Schneeflächen halten wir auf dem Ganesh Peak Mittagsrast, nagen Kurt und ich genußvoll an Speckschwarten, während wir mit vereinten Kräften versuchen, das verwirrende Panorama zu erkennen: der Shisha Pangma (der höchste Berg Chinas), den bisher unbezwungenen Gaurishanka, eine Unzahl von formschönen Eiswänden und geriffelten Gipfeln, wie den Khim Tung, die langegezogene, ebenfalls namenlose Fünftausenderkette, über die der Ganja La vom Langtang ins Helambu führt.

Ein Stück Gebetsfahne vom Yala Peak, für unsere vier Mädchen je ein Alpenvereinswimpel als Erinnerung an ihren ersten Fünftausender, Hochrufe für Ita, die ihren Geburtstag feiert, Gipelfotos, Haferflockentorte vom offenen Feuer, Aufstiegsschinder und klirrende Kälte, erster Adventssonntag in Thare Pati, Himalayatannen, Pashupatinath, der Stupa von Bodnath, das Taj-Mahal, der Abschiedsabend im Holiday Inn von Agra, Blumenkränze und Nepalschleier sind heute schon Erinnerung an diesen Bergurlaub im Land der Achttausender.

»Namasté!« Auch Du bist willkommen in Nepal.

Anschrift des Verfassers:
Günter Auferbauer
OeAV-Sektion Graz
Sackstraße 16
8010 Graz

Alpenvereinsexpedition 1978 zum höchsten Berg der Erde

WOLFGANG NAIRZ

Mount Everest – Chomolangma – Sagarmatha

Am 3. Mai 1978 standen erstmals österreichische Bergsteiger am Gipfel des höchsten Berges der Erde. Nairz, Schauer, Bergmann und der Sirdar der Expedition Ang Phu erreichten zu Mittag das Dach der Welt.

Damit war das primäre Expeditionsziel erreicht, nämlich die erste österreichische Besteigung des Mount Everest. Die Zusammensetzung der Mannschaft, das gute Wetter und eine Portion Glück sollte aber diese Expedition zu einer der erfolgreichsten Himalaya-Expeditionen werden lassen.

Das »Unternehmen Everest« begann im Jahre 1972. Kurz nach der Tiroler Himalaya-Expedition zum Manaslu reichte Wolfgang Nairz bei der Nepalesischen Regierung das Ansuchen für die Everest-Besteigung ein. Erst für das Jahr 1978 wurde die Genehmigung erteilt. Inzwischen formte sich eine Mannschaft, die zum Teil aus den Teilnehmern von vorhergehenden Expeditionen zusammengesetzt wurde:

Wolfgang Nairz, 33, Innsbruck, Alpinreferent des OeAV

Dr. Oswald Oelz, 35, Feldkirch, Arzt

Reinhold Messner, 33, Villnöss, Bergführer und Schriftsteller

Josf Knoll, Innsbruck, 54, Magistratsbeamter

Horst Bergmann, 35, Innsbruck, Autospengler und Kameramann

Helmut Hagner, 38, Innsbruck, Bergführer und Skilehrer

– Diese Mannschaft kannte sich schon von früheren Expeditionen; dazu kamen noch Peter Habeler, 35, Mayrhofen, Bergführer und Skilehrer, Reinhold Messners langjähriger Seilgefährte

Dr. Raimund Margreiter, 36, Innsbruck, Arzt

Franz Oppurg, 28, Wattens, Heeresbergführer

Hanns Schell, 39, Graz, Kaufmann

Robert Schauer, 24, Graz, Student

Reinhard Karl, 30, Heidelberg, als Photograph für eine Deutsche Illustrierte

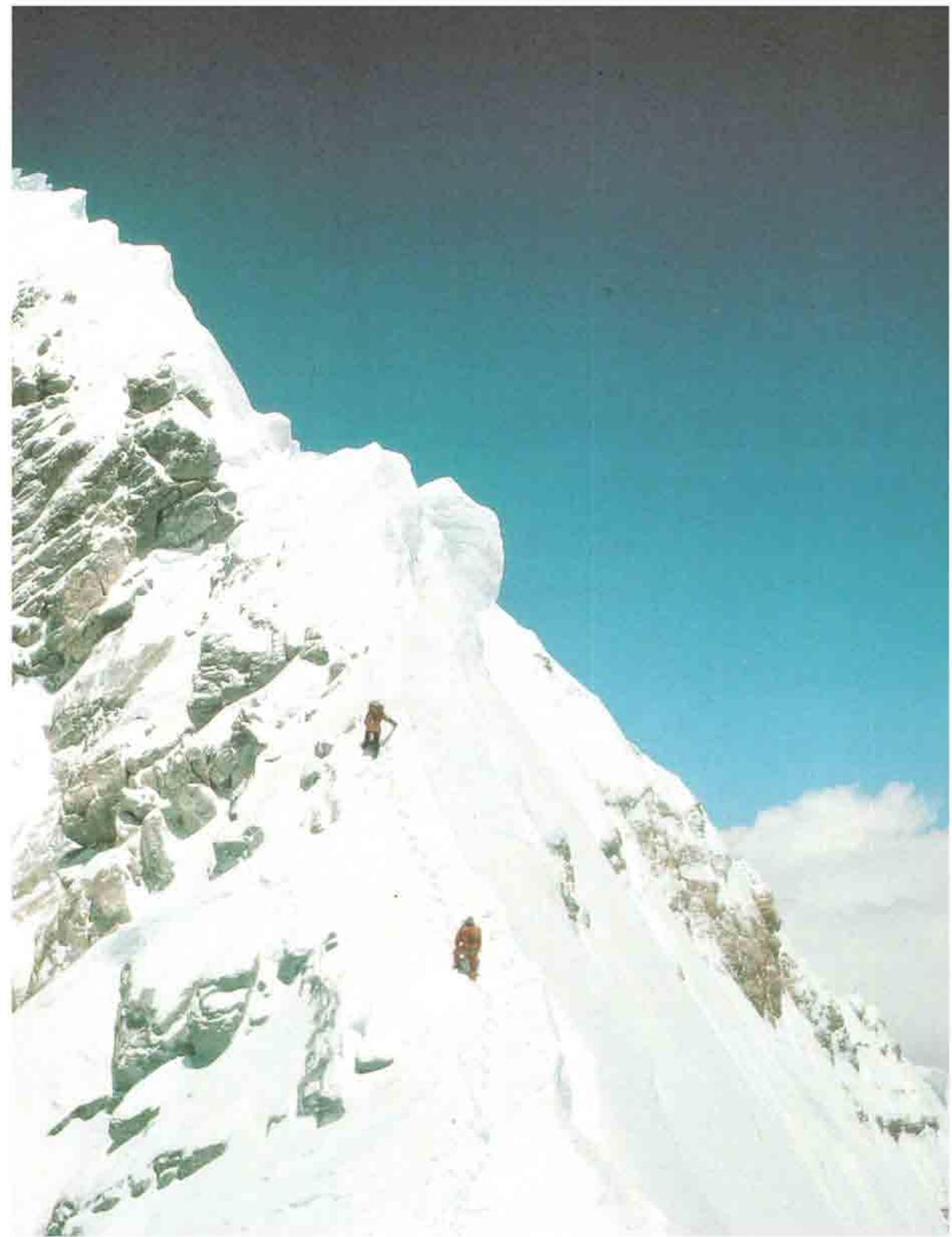
Werner Kopačka, 28, Graz, als Journalist

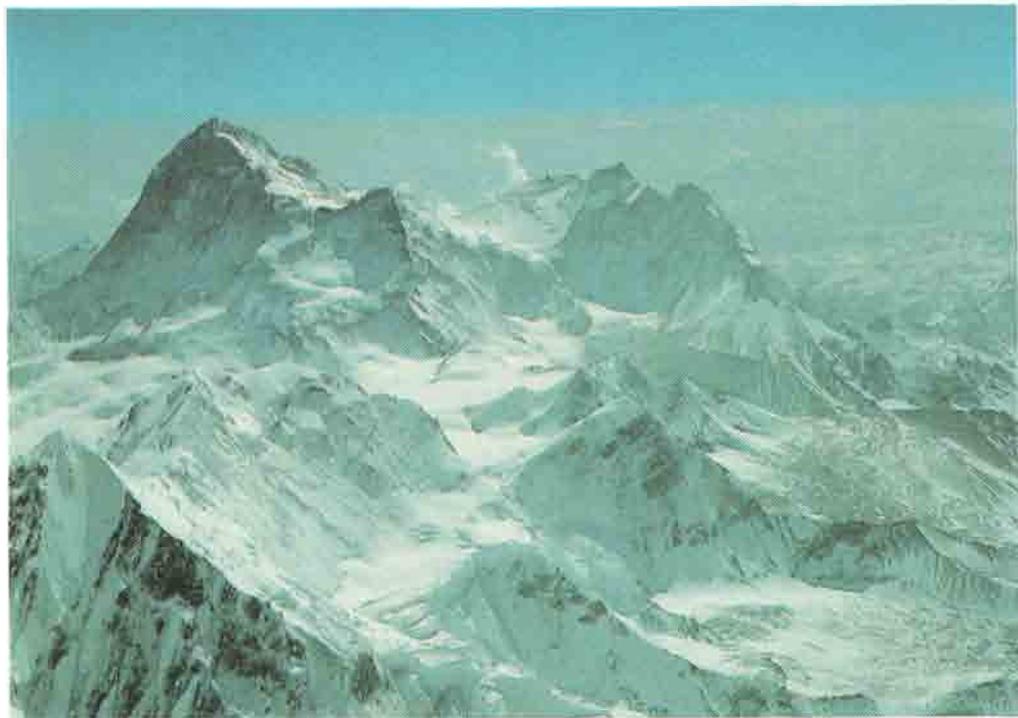
Alle Expeditionsmitglieder kannten sich also entweder von gemeinsamen Expeditionen

oder von gemeinsamen Bergfahrten und dies war sicher eine der Grundvoraussetzungen, um eine Expedition überhaupt erfolgreich durchführen zu können. Bereits in der Vorbereitungszeit hieß es zusammenzuarbeiten. Jeder Teilnehmer war für ein bestimmtes Ausrüstungsgebiet verantwortlich. Die Gesamtkosten der Expedition betrugen fast 2 Millionen Schilling, eine Summe, die in mühevoller Kleinarbeit aufgebracht werden mußte. An dieser Stelle sei besonders dem Oesterreichischen Alpenverein, der Tiroler Landesregierung, der Steirischen Landesregierung, dem Bundesministerium für Unterricht und Kunst und vielen namentlich nicht genannten Spendern und Gönnern gedankt, ohne deren Hilfe die Expedition nicht hätte starten können. Einen Großteil der Gelder brachten auch die Expeditionsteilnehmer selbst auf, S 50.000,– zahlte jeder Teilnehmer in die Expeditionskasse. Der Rest wurde durch Verträge mit Zeitungen, Fernsehen, Illustrierten usw. abgedeckt.

Am 24. Februar 1978 startete die Vorhut der Expedition von Frankfurt über New Delhi nach Kathmandu. In kürzester Zeit konnten die Zollformalitäten erledigt werden, Verpflegung wurde eingekauft, die Sherpas ausgerüstet und eingekleidet und am 8. März verließen Nairz, Schauer, Oppurg, Knoll und Karl mit 8,5 Tonnen Gepäck Kathmandu. Als Sherpaführer wurde der 28jährige Ang Phu verpflichtet. Ang Phu konnte bereits auf große Expeditionserfahrung zurückblicken. Am Everest selbst war er bereits viermal, darunter auch bei den zwei Everest-Expeditionen von Chris Bonnington. Bei Bonnington's erfolgreicher Expedition im Jahre 1975 war Ang Phu zweiter Sirdar und verantwortlich für den gesamten Lastentransport in die Hochlager. Einen besseren Mann hätten wir gar nicht finden können. Auch unter den anderen 24 Sherpas, die die Expedition verpflichtet hatte, befanden sich Expeditions- und vor allem Everest-erfahrene Männer.

Von Lukla aus zog unsere kleine Karawane – die Lasten waren auf 100 Träger und 100 Yaks aufgeteilt – in Richtung Basislager. Bereits nach zwei Tagen zwangen uns Schlechtwetter und ein Meter Neuschnee in Namche Bazar zu einer zweitägigen Ruhepause. In Thyangboche statteten wir den Mönchen im Kloster einen Besuch ab. Unsere Gebetsfahnen wurden bedruckt und geweiht und die Mönche beteten





*Robert Schauer, Horst Bergmann und Wolfgang Nairz erreichen am 3. Mai 1978 den Gipfel des Mount Everest; im Hintergrund das chinesische Vermessungszeichen
Blick zum 8481 m hohen Makalu*

Seite 196: Robert Schauer und Ang Phu am Gipfelgrat im Aufstieg zum Hauptgipfel des Mt. Everest.

Alle Fotos: Wolfgang Nairz

für uns, für die Sherpas und für das Gelingen der Expedition. Am 19. März erreichte der Vortrupp das Basislager am Khumbu-Gletscher, am Fuße des berühmten-berühmtesten Khumbu-Eisfalles, in 5340 m Höhe.

Der Rest der Mannschaft verließ am 9. März Europa, erreichte Kathmandu und zog unmittelbar darauf den Spuren ihrer Freunde nach und traf am 24. März im Basislager ein. Nun war die gesamte Mannschaft am Berg.

In der Zwischenzeit hatte die erste Mannschaft schon begonnen, einen Weg durch den Khumbu-Eisfall zu suchen und diesen Weg abzusichern. Am 1. 4. – nach acht Tagen harter Arbeit – war der Weg nach Lager I in 6050 m Höhe frei. Der Khumbu-Eisfall war gangbar gemacht!

Der Weg hinauf nach L I wird im Tagebuch beschrieben:

... bald begann eine Welt aus Eis, wie ich sie noch nie gesehen habe! Gewaltige Eistürme, tiefe Schluchten und Löcher, dann wieder daneben das zerbröselte Eis von einem umgefallenen Turm – man kann diese Welt einfach nicht beschreiben, man muß sie gesehen haben! Robert, Franz, Reinhold, Peter und die Sherpas, wie auch alle anderen haben gute Arbeit geleistet und einen hervorragenden Weg durchgefunden. Aber ein paarmal muß man doch den Atem anhalten und möglichst schnell unter den Eiswänden und Türmen vorbeilaufen – aber bessere Möglichkeit gibt's halt keine ...

Dann wieder ein Eiskamin, so eng, daß es kein Entkommen gibt, wenn sich die Wand zusammenschieben würde ...

Ganz droben geht's dann über eine Riesenleiter hinaus, Riesenspalten tun sich auf. Im Zickzack führt der Weg hier durch und plötzlich steht man im Western Cwm, im Tal des Schweigens – von dem man schon so viel gelesen hat – und jetzt ist man wirklich dort – einfach großartig! Links die Everest Westschulter, rechts die Nuptse-Mauer, der Grat zurück zum Lhotse und das unendliche Tal hinein zur Lhotseflanke, die eisig, blau und steil herunterschaut.

Wir haben viel gefilmt und fotografiert und sind dann von Lager I wieder abgestiegen. Müde bin ich im Basislager angekommen. Es war aber eine Müdigkeit – weniger von der Anstrengung – viel mehr vom Schauen, vom »Ausflug« in diese Welt der Unwirklichkeit, eine Welt, die es eigentlich gar nicht geben dürfte, denn was hat ein Mensch dort drinnen verloren? Nichts! ...

Wenn hinter dem Khumbu-Eisfall nicht der Everest stehen würde – ich bin sicher, daß niemand durch diesen Gletscherbruch gehen würde!

Der Mount Everest, 8848 m hoch, wurde erst zwischen 1849 und 1855 im Zuge englischer Vermessungsarbeiten entdeckt und 1952 nach dem Leiter des Vermessungstrupps, Sir George Everest, benannt. Viel geheimnisvoller sind seine anderen Namen: Chomolungma (tibetisch) – Göttinmutter des Landes und Sagarmatha (nepalesisch) – Gipfel in den Wogen des Meeres.

Die ersten Besteigungsversuche gingen nicht von der nepalesischen Seite aus, sondern von Norden, von Tibet. Bereits 1924 erreichte Norton eine Höhe von 8572 m. Der Khumbu-Eisfall wurde erstmals von Eric Shipton und seinen Gefährten im Jahre 1951 betreten. Ward, Bourdillon und Hillary begleiteten Shipton damals. Seither folgten fast alle Expeditionen dem Weg Shiptons durch den Khumbu-Eisfall.

Am 29. Mai 1953 standen Edmund Hillary und Norgay Tenzing am Gipfel des höchsten Berges der Erde. Es war die Erfüllung eines Vermächtnisses an die Männer, die am Mt. Everest gekämpft hatten, an Mallory und Irvin, Norton und Sommervell, Smythe und Shipton und viele andere. Zwischen 1921 und 1977 haben 39 Expeditionen aus 14 Ländern sowie drei internationale Expeditionen zum Gipfelsturm am Everest angesetzt, 13 Expeditionen mit insgesamt 56 Bergsteigern erreichten den Gipfel. Neue Routen wurden bestiegen, die erste Frau stand am Gipfel, der Anstieg über die Nordseite wurde von chinesischen Expeditionen vollendet – und bereits 1975 nach der erfolgreichen Durchsteigung der Everest-Südwest-Wand sagte Chris Bonnington, der Leiter der Expedition, nun gibt es nur mehr ein Problem am Everest, nämlich die Besteigung ohne Zuhilfenahme von künstlichem Sauerstoff. Reinhold Messner und Peter Habeler wollten die Herausforderung annehmen und die Besteigung ohne künstlichen Sauerstoff versuchen.

Doch zurück zur Expedition. Bald begann die Vorausmannschaft das zweite Hochlager im Western Cwm, in der Mitte des Tales des Schweigens, zu errichten. In 6400 m entstand eine kleine Zeltstadt, das vorgeschobene Basislager. Der Lastentransport zwischen Basislager und Lager I – durch den Khumbu-Eisfall

– der Weitertransport nach Lager II, waren in vollem Gange und jeder Teilnehmer setzte sich voll ein; in Teamarbeit und dauernder Ablöse wurde an der Spitze weitergearbeitet.

Bereits am 10. April gelang der Vorstoß zum Lager III. Unser Lager III stand in 7200 m Höhe mitten in der Lhotseflanke. Normalerweise wurde es von anderen Expeditionen am Beginn der Lhotseflanke errichtet. Dieser Platz ist aber manchmal nach Neuschneefällen lawinengefährlich und so nahmen wir den weiteren Weg in Kauf.

Am 14. April stieg Reinhold mit Sherpas von Lager III zu weiteren Sicherungsarbeiten auf. Robert berichtete laufend über Funk von Lager II aus. Um 14 Uhr war der Versicherungstrupp bereits über dem Gelben Band. Um 15 Uhr kam Reinhold mit den Sherpas zurück und konnte berichten, daß bis 7800 m bereits alles gesichert sei. Drei Tage später stieg Robert an den Fixseilen wieder auf, er sicherte den letzten Teil bis zum Genfersporn – von dort aus führt die Querung problemlos zum Südsattel – damit war der Weg zum Südsattel offen, der Transport hinauf konnte beginnen und der Weg zum Gipfel war frei!

Der Weg durch den Eisbruch wurde immer gefährlicher. Fast täglich mußte die Route wieder kontrolliert, Fixseile nachgespannt und Leitern neu verankert werden. Gefährliche Eistürme mußten überklettert werden, es gab aber keine bessere Route. Am 18. 4. geschah das, was wir eigentlich alle befürchtet hatten: Ang Phu kam allein aus dem Eisfall zurück. Mit den Steigeisen an den Schuhen kam er bis zum Basislager – *bad news* – eine ca. 200 m² große ebene Fläche, durchfurcht von Spalten, ist zusammengestürzt und der 24jährige Dawa Nuru brach mit den Eismassen in die Tiefe. Es gab für ihn keine Rettung mehr. Der Tod des Sherpas im Eisbruch hatte uns zutiefst erschüttert. Für die Sherpas war es nicht so schlimm – *one man is not so bad, the expedition must go on* – damit wurde zur Tagesordnung übergegangen und die Einteilung für den nächsten Tag gemacht...

Inzwischen war auch die endgültige Entscheidung gefallen, daß Reinhold und Peter nicht den Südpfeiler in Angriff nehmen, da die Verhältnisse dort einen Anstieg ohne viel Materialaufwand nicht erlaubten. Das hieß, die gesamte Mannschaft versucht den Gipfel über die traditionelle Südsattel-Route zu erreichen.

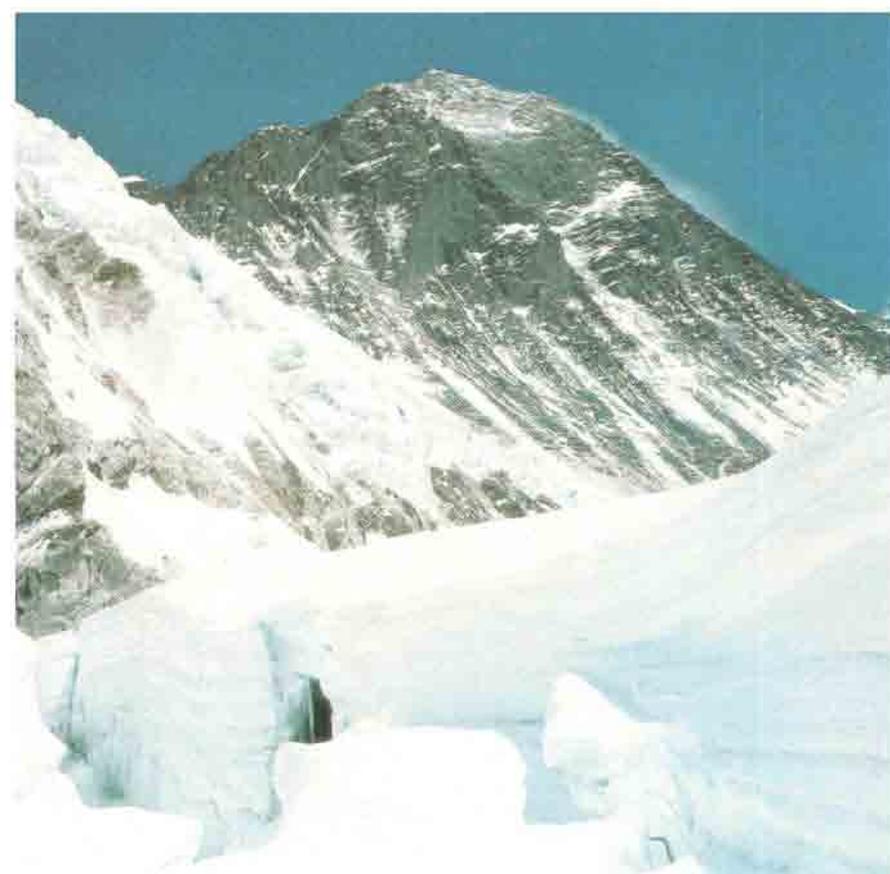
Im Basislager wurde die Einteilung für die Gipfelmansschaften getroffen. Die Lhotseflanke war bis zum Genfersporn mit Fixseilen versehen – also mußte die erste Mannschaft sowohl das Material für das Lager IV am Südsattel, wie auch für das letzte Hochlager mitführen.

Und so ergab sich folgende Einteilung: Messner und Habeler als erste Mannschaft, zusätzlich versuchen sie den Anstieg ohne Sauerstoffhilfe. Als Rückendeckung in zwei Tagen Abstand Nairz, Bergmann und Schauer, wenn es sich ergeben sollte noch der Sirdar Ang Phu. Dieser Mannschaft folgten Hagner, Margreiter und Schell, anschließend Ölz, Oppurg, Knoll und Karl.

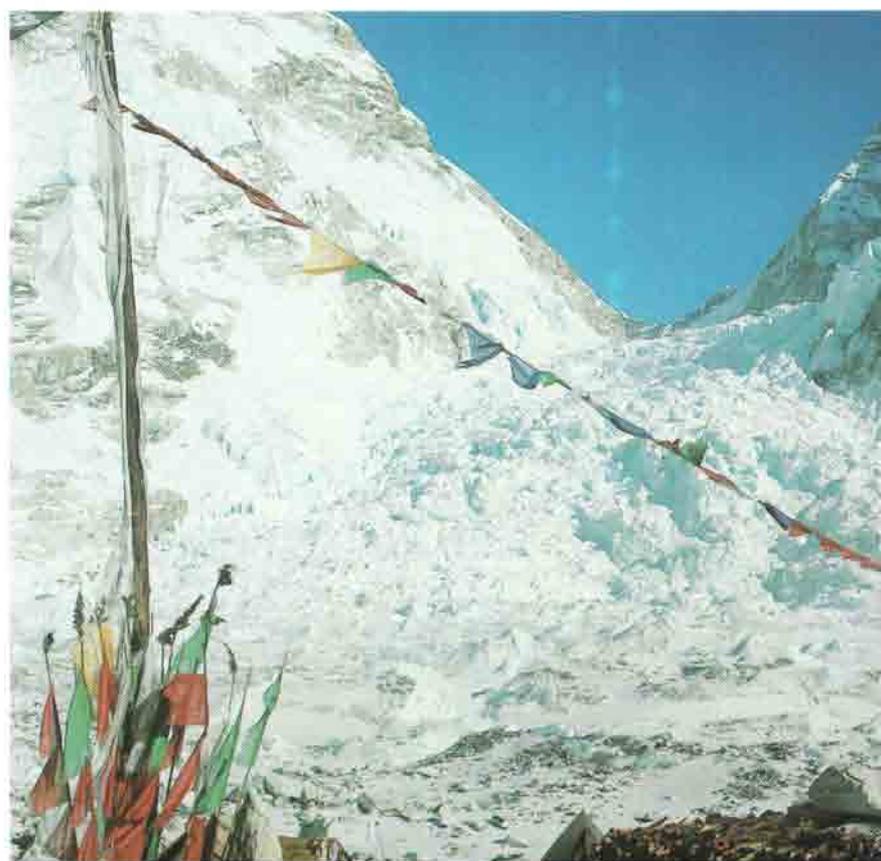
Begleitet von vielen guten Wünschen verließen Reinhold und Peter am 21. April das Basislager, zwei Tage später erreichten sie Lager II und die Nairz-Mannschaft stieg als Rücken- deckung auf. Am 24. April stieg Peter Habeler ins Lager II ab, gezeichnet von den Strapazen. Er hatte eine schwere Magenverstimmung. Reinhold stieg an diesem Tag mit zwei Sherpas zum Südsattel auf. Am Abend verschlechterte sich das Wetter und in der Nacht begann ein orkanartiger Sturm, der zwei Tage anhielt. Ohne Sauerstoff verbrachte Reinhold zwei furchtbare Nächte am Südsattel in 8000 m Höhe. Reinhold Messner berichtet nach seiner Rückkehr in Lager II:

»Das waren meine beiden härtesten Sturmnächte, die ich je erlebt habe – ich habe noch nie erlebt, daß es mir ein Zelt zerrissen hat und gerade dieses Bishop-Zelt, das wir am Südsattel aufgestellt hatten, gehört ja zu den besten Zelten der Welt. Das erste dieser Zelte hat es gleich zerrissen, das zweite Zelt, das wir dann aufgestellt haben, hielt stand, weil ich es die ganze Nacht gehalten habe; an ein Schlafen war nicht zu denken. Wenn auch dieses Zelt zerrissen wäre, hätten wir wahrscheinlich dort oben nicht überlebt. Einer der Sherpas hat überhaupt nichts getan, er ist nur im Zelt gelegen und war völlig apathisch, der andere, nämlich Ang Dorji, war sehr lieb und nett, er hat gekocht – aber die meiste Zeit konnte man ja wegen des Sturmes gar nicht mehr kochen.«

Reinhold Messner und auch die beiden Sherpas hatten diese beiden Nächte am Südsattel ohne Sauerstoff verbracht. Wie beurteilte Reinhold nun die Chancen, ohne Sauerstoff eine Gipfelbesteigung zu versuchen?



*Der Mount Everest,
8848 m*



*Blick vom Basislager
zum Khumbu-Eisfall*

»Man darf auf keinen Fall zweimal oben schlafen, außerdem muß das Wetter gut sein und es darf vor allem auch nicht zu kalt sein, ansonsten geht es nicht. Gehen wird es auf jeden Fall...«
soweit Reinhold Messner.

Damit war der erste Gipfelangriff gescheitert. Nun rückte automatisch die Mannschaft Nairz, Bergmann, Schauer und Ang Phu nach, die sich in bester Verfassung befand. Der zweite Angriff auf den Mont Everest begann in Lager II am 30. April 1978. Im Tagebuch steht zu lesen:

»... am 30. 4. zogen wir von Lager II endlich los! In aller Früh stapften wir im Schatten der Kälte zur Lhotseflanke. Steil ging es un den Fixseilen hinauf und am frühen Vormittag erreichten wir bereits das Lager III, auf 7200 m Höhe, bereits höher als der Pumori. Der Rest des Tages verging schnell mit Kochen, Essen, Sauerstoffgeräte überprüfen und ausprobieren und Ausrasten für den nächsten Tag.

Am nächsten Tag zogen wir mit fünf Sherpas und Ang Phu los. Horst und ich verließen als letzte das Lager, erst gegen ½ II Uhr, eine Flasche am Rücken und auch sonst recht schwere Rucksäcke. Unbarmherzig brannte die Sonne herunter, aber mit Sauerstoffhilfe hatten wir die Sherpas bald eingeholt. Das gelbe Band stellte sich als Hindernis entgegen, eine steile Felsstufe mußte überklettert werden, und dahinter führte die Spur in Richtung Genfersporn. Wir vergaßen die Anstrengung vollkommen, beim Blick hinüber zum Cho Oyu und hinein nach Tibet. Am Genfersporn konnte man erstmals den Everest in seiner ganzen Größe bewundern! Gewaltig und unnahbar stand er da...

Der Südsattel

Zwei Bishop-Zelte stehen hier heroben in 7986 m Höhe, vollkommen fremd in dieser Welt, aus Schnee und Eis und Steinen! Leere Flaschen, Gaskartuschen, zerfetzte Zelte, Konservendosen, Unrat – alles liegt hier kreuz und quer herum. Wir erleben einen phantastischen Sonnenuntergang, die Sonne verschwindet langsam hinter dem Cho Oyu und den Bergen Tibets – aber sobald die Sonne weg ist, schleicht eisige Kälte vom Everest herunter und wir verkriechen uns in unsere Schlafsäcke. Nach längerem Suchen hatten wir noch einige halbvolle Flaschen finden können und das war uns natürlich zum Schlafen sehr willkommen. 2. Mai, früh. Im Zelt surrt der Kocher und das schon seit Stunden – eine Ewigkeit dauert es, bis

der Tee fertig ist! Wir wollen höher, endlich starten – doch erschreckt müssen wir feststellen, daß die Sherpas in der Nacht Sauerstoffflaschen zum Schlafen genommen haben und zwar ausgerechnet die guten Flaschen, die für den Gipfelangriff bestimmt waren!

Was sollen wir tun!? Vier Stunden lang überprüfen wir die herumliegenden Flaschen und können noch volle, brauchbare amerikanische Flaschen finden. Nur die Anschlüsse passen nicht. Horst kann jedoch in kurzer Zeit die Anschlüsse anpassen – so müßte es jetzt eigentlich gehen – wir sind wieder zuversichtlich!

Über blitzblaues, blankes Eis erreichen wir eine steile Schneerinne. Wir haben Riesenrucksäcke, zwei Sauerstoffflaschen, Schlafsack, Daunenzug, Zelt, Kocher, Funkgeräte, Essen, ja, unsere Rucksäcke wiegen mehr als die Last der Sherpas. Der Aufstieg führt durch kein leichtes Gelände. Immer wieder versperren Quarzbländer den Weg, manchmal können sie umgangen werden, meistens muß man sie überklettern. Plötzlich sehen wir oben am Grat Zeltreste.

Eine steile Rinne führt hinauf zum Grat. Der Lhotse uns gegenüber ist schon fast gleich hoch wie wir, der Makalu im Südosten – man sieht erst jetzt, was für ein schöner, gewaltiger Berg er ist – er liegt jetzt schon fast tiefer als wir.

Angekommen in Lager V, in 8500 m, geben wir die Rucksäcke und die Sauerstoffmasken weg und beginnen das koreanische Zelt auszugraben und eine Plattform für unser zweites Zelt aus dem Schnee herauszupickeln. Ohne Sauerstoff eine mühselige, anstrengende Arbeit – bereits nach einer halben Stunde muß ich mich, schon nach Luft schnappend, an meine Maske setzen! Nach zwei Stunden Arbeit sind wir soweit, daß wir hineinkriechen und Tee kochen können. Jede Bewegung ohne Sauerstoff ist anstrengend. Horst beugt sich zum Schlauchengang hinaus um die Gaskartusche beim Kocher zu wechseln – plötzlich schlägt das Gas durch den Eingang herein und im Nu steht das ganze Zelt in Flammen! Er kann den brennenden Kocher noch hinauswerfen, die Flammen irgendwie erstickern – aber das ganze Zelt ist mit Gas angefüllt – in letzter Sekunde kann ich noch meine Sauerstoffmaske finden und über die Nase stülpen. Es wäre eine Katastrophe geworden...!

Die Nacht war kalt und unangenehm. Mit abgewinkelten Knien lagen wir in den Schlafsäcken und dösten vor uns hin. Draußen schneite es. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Wird es morgen klappen, hoffentlich ist das Wetter gut, hoffentlich funktionieren die Geräte, hoffentlich sind wir gut beisammen. . .

Der Gipfeltag, 3. Mai 1978.

Seit drei Stunden läuft schon der Kocher und noch immer nicht ist der Tee fertig. Ein paar trockene Stücke Zwieback bleiben im Hals stecken, die Hauptsache aber – das Wetter ist schön – wir starten!

Umständlich kriechen wir aus dem Schlafsack und den Zelten, ziehen mit klammen Fingern unsere Steigeisen an, überprüfen nochmals die Sauerstoffflaschen und die Geräte, süßeln die Maske auf die Nase, und um 8.10 Uhr geht es los.

Tiefer Neuschnee erschwert das Gehen. Wir spüren hinaus auf den Südostgrat. Steil fällt hier die Flanke nach Tibet ab. Steiligen Schrittes kommen wir höher, das Spüren kostet sehr viel Kraft. Horsts Gerät funktioniert nicht richtig, er kriegt zuviel Sauerstoff und eine Flasche ist schon fast leer. Wir warten auf Robert und Ang Phu. Robert überläßt Horst eine Flasche. Wir wechseln und können in den Spuren unserer Freunde leichter höhersteigen. Überraschend schnell stehen wir am Südgipfel – ich kann es noch gar nicht glauben!

Der Gipfelgrat sieht zwar unheimlich schön – aber nicht besonders einladend aus. Steile Grataufschwünge, drohende, weit ausladende Wächten nach Tibet, der Hillary Step! Langsam wechseln wir die Flaschen, eine deponieren wir am Südgipfel. Wir wollen noch filmen und photographieren. So gehen Robert und Ang Phu voraus. Wir warten noch bis sie den Hillary Step überklettert haben, dann folgen wir.

Ein paar Meter Abstieg in eine kleine Scharte und wir beginnen den ersten Grataufschwung zu erklettern. Wir sichern uns gegenseitig den Grat hinüber und bald erreichen auch wir den Hillary Step. Über den 15 m hohen Aufschwung aus Fels und Eis sind wir bald oben. Er ist nicht ungefährlich, Schnee liegt auf morschem Eis. Jetzt liegt nur mehr der überwächtere Grat vor uns. Horst filmt noch einmal. Plötzlich sehen wir Robert und Ang Phu oben stehen und zu uns herunterwinken! Und dann geht es nicht mehr höher! Wir stehen am höchsten Berg der Erde! Ang Phu kommt mir ein paar Schritte entgegen, auch Robert, wir fallen uns in die Arme – Horst kommt nach – wir wissen nicht, ob wir lachen oder weinen sollen um hesten beides zugleich!

Wir nehmen die Sauerstoffmasken ab und

schauen in die Runde es ist ein großartiger Blick nach Norden, nach Tibet in dieses geheimnisvolle Land! Tief unten der Rongbuk-Gletscher, der sich zwischen unzähligen Bergen hinauswindet. Am chinesischen Vermessungszeichen, das noch fast einen Meter aus dem Schnee herausragt, stecken wir unsere Pickel hinein und binden die Fahnen daran: Österreich, Nepal, Tirol, Steiermark und natürlich die Fahne des Österreichischen Alpenvereins. Dann wird photographiert.

Immer wieder nehmen wir dazwischen einen »Schluck« Sauerstoff, – wir können es noch immer kaum fassen, daß wir es geschafft haben. Es ist verhältnismäßig warm und vor allem windstill – so verbringen wir 1½ Stunden am Gipfel! Dann wird's Zeit aufzubrechen. Ca. 10 m unterhalb des Gipfels packen wir noch eine Handvoll Steine in den Rucksack. Über den Grat zurück zum Südgipfel sichern wir die gefährlichen Stellen hinunter.

Am Südgipfel laden wir uns noch die liegengelassene Flasche auf, bevor es weitergeht. Wir sind schon recht müde und stolpern hinunter nach Lager V. Nach 2 Stunden erreichen wir das Lager und beginnen gleich Tee zu kochen – auch unsere Schlafsäcke müssen wir noch dazupacken. Um 5 Uhr teilen wir dem Basislager unseren Gipfelsieg über Funk mit.

Dann müssen wir weiter. Der Wind hat die Spur vom Vortag zerstört und wir sinken wieder bis über die Knie ein. Langsam beginnt es dunkel zu werden, während wir die Schneerinne hinunterstapfen und müde, aber überglücklich auf die Zelte am Südsattel zusteuern. Der Makalu schaut noch ganz gespenstisch im Dämmerlicht zu uns herüber, bevor wir in die Zelte hineinkriechen.

Der Gaskocher wird in Gang gesetzt, wir wechseln unsere Wäsche, und schlüpfen in den Schlafsack.

Jetzt erst, wieder herunter, wissen wir, wir dürfen die Augen schließen: Wir waren am Gipfel des Chomolongma, der Göttinnmutter des Landes, am Sagarmatha, am Mount Everest, am höchsten Berg der Erde!

Langsam wird es Wirklichkeit und zugleich schon Erinnerung!...

Soweit aus dem Tagebuch.

Die nächsten Mannschaften stiegen auf. Margreiter, Schell und Hagner mußten kurz oberhalb Lager III wieder umkehren, da der tiefe Neuschnee ein Vorwärtkommen unmöglich machte.

Seite 203: Sherpanti beim Lastentransport



lich machte, Schell hatte auch eine Bronchitis und fühlte sich nicht besonders wohl.

Am 7. Mai erreichten Messner und Habeler Lager V am Südsattel. Der zweite Angriff, der Versuch, den höchsten Berg der Erde ohne Hilfe von künstlichem Sauerstoff zu besteigen, begann. Am 8. Mai in aller Frühe starteten die beiden.

Wir warteten im Basislager am Funkgerät – alles war in Spannung – nachdem sich Reinhold und Peter den ganzen Tag nicht gemeldet hatten, mußten wir annehmen, daß sie aufgebrochen sind. Endlich, um 14.30 Uhr, kommt der erlösende Funkspruch von Bulle aus Lager III »Der Everest ist ohne Sauerstoff bestiegen worden!« Wir waren glücklich und erleichtert, als wir hörten, daß Peter bereits am Südsattel ist und Reinhold in einer weiteren halben Stunde dort eintreffen wird!

Früh sind die beiden am Südsattel aufgebrochen. Das Wetter war nicht übermäßig gut, vor allem ging ein starker Wind. Reinhold und Peter kamen zügig voran, erreichten bald den Südgipfel und gingen weiter zum Hauptgipfel. Immer wieder mußten sie sich auf ihren Pickel stützen und rasten, trotz der Anstrengung filmten und photographierten sie während des gesamten Aufstieges. Am Gipfel fanden sie eine Fruchtschmitte, die die erste Gruppe oben deponiert hatte, ließen die Kamerabatterien und ein Stück Seil am Vermessungszeichen hängen und machten sich an den Abstieg. Peter rutschte vom Südgipfel am Hosenboden zum Lager V ab. In der steilen Schneerinne oberhalb des Südsattels löste sich ein Schneebrett und mit dieser Lawine fuhr Peter die letzten 200 m zum Südsattel ab – Gott sei Dank kam er mit dem Schrecken davon und verletzte sich dabei nicht. Reinhold kam kurze Zeit später zum Lager V. Er war fast schneebblind, da er zum Filmen immer wieder die Brille abgenommen hatte.

Zwei Tage später kamen sie ins Basislager herunter. Wir gingen ihnen entgegen und haben uns mit ihnen gefreut. Jetzt wußten wir bereits, daß unsere Expedition schon zu den erfolgreichsten Expeditionen am Everest gehört – nur durch die großartige Mannschaftsleistung war es möglich, daß bereits sechs am Gipfel stehen konnten. Die Besteigung ohne Sauerstoffhilfe war auch nur möglich, weil Reinhold und Peter vom Südsattel aus gestartet sind und auch wieder zum Südsattel abgestiegen sind – wahrscheinlich ist es

nicht möglich, wenn man in größerer Höhe die Nacht ohne Sauerstoff verbringen muß. Dazu kam natürlich auch die moralische Unterstützung des Lagers V. Man wußte genau, wenn etwas passieren sollte, so kann man in Lager V im Notfall bleiben, und für den Notfall war dort auch Sauerstoff deponiert. Entgegen vielen Gerüchten, hat die nächste Mannschaft Dr. Oelz und R. Karl den Sauerstoffvorrat vollzählig und völlig unangebraucht dort wieder aufgefunden.

Die Ereignisse überstürzten sich: Am 11. Mai standen Dr. Oelz und R. Karl am Gipfel, nachdem sie in der Frühe von Lager V, vom Südsattel aufgebrochen waren – auch sie stiegen wieder zum Südsattel ab. Am 14. Mai erreichte F. Oppurg in einem großartigen Alleingang den Gipfel des Mount Everest, J. Knoll mußte in Lager V auf 8500 m zurückbleiben, da sein Sauerstoffgerät ausfiel – für J. Knoll aber eine außerordentliche Leistung!

An diesem Tag fiel im Khumbu-Eisfall ein Sherpa 50 m tief in eine Spalte – er konnte schwer verletzt geborgen werden. Damit aber war die Moral der Sherpas zerstört. Obwohl sie die nochmalige Unterstützung für den Gipfelangriff von Margreiter, Hagner und Schell versprochen hatten,ieß es jetzt nur mehr: *The power is gone* – keine Kraft mehr. Damit war das »Unternehmen Everest« beendet. Die letzten Male stiegen Mannschaften in die höheren Lager, um Material herunterzubringen – immer wieder bangten wir, bis wir den letzten Sherpa aus den gefährlichen Teilen des Eisfalles heraußen sahen – denn jetzt wurde der Bruch von Tag zu Tag gefährlicher, ständig stürzten neue Mauern ein und öffneten sich neue Spalten.

Am 20. Mai wurde das Basislager abgebrochen, am 28. Mai erreichten die Expeditionsteilnehmer Kathmandu.

Anschrift des Verfassers:
Wolfgang Nairz
Wilhelm-Greil-Straße 15
6010 Innsbruck

Schule der Wildnis

WOLFGANG LÖSCHBERGER

Mit Karl May fing es an. Die Abenteuer seiner Helden in den wilden, einsamen Landschaften des Westens faszinierten mich. Später las ich mit Begeisterung Berichte über die Taten der wagemutigen Pioniere, die von der Natur lebend die Gefahren der Wildnis überwandten und den nordamerikanischen Kontinent für England und Frankreich erforschten. Bei der Lektüre des Buches »Überlistete Wildnis« von H.O. Meissner wurde mir ganz deutlich bewußt, daß ich das Überleben in der Wildnis lernen will. Ich setzte es mir zum Ziel, zur Lebensaufgabe, sodaß dieses Streben ein wesentlicher Beitrag zur Selbstverwirklichung wurde. In einem Brief fragte ich Dr. Hans Otto Meissner, ob er mir einen Teil seiner Kenntnisse vom Überleben in der nordischen Wildnis vermitteln könne. Als Antwort erhielt ich den Prospekt vom Survivalcours in Lappland. Ich wußte sofort, daß ich diesen Kurs absolvieren muß. Diese Chance, meine Träume zu verwirklichen, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Ein Freund hat mir den Weg zu den Bergen gezeigt. Durch ihn wurde ich ein leidenschaftlicher Bergsteiger. Die Erlebnisse in den letzten Wildnissen der Alpen sind für mich eine andere Möglichkeit, Sehnsüchte in Realität umzusetzen. Die Erfahrungen in der nordischen Wildnis und in den Alpen ergänzen sich gegenseitig zu einer fruchtbaren Einheit, die zur unerschütterlichen Basis meines Lebens geworden ist.

IWT, International Wildernis Training mit dem Untertitel »Survivalcours« ist ein praktisch-theoretischer Kurs in Schwedisch Lappland, der von einer Schweizer Bergsteigerschule als Kuriosität in Europa nun schon zum dritten Mal gehalten wird. Heuer kamen Teilnehmer aus der Schweiz, Deutschland und Österreich nach Kvikkjok nördlich des Polarkreises, nahe der norwegischen Grenze, um sich mit Begeisterung und Zuversicht ins geplante Abenteuer zu stürzen. Ich war der einzige Österreicher unter 28 Teilnehmern.

Kursleiter Martin Epp begann sofort nach der einschätzend freundlichen Begrüßung mit dem Durchchecken der mitgebrachten Ausrüstung, die er mit einem »okay« oder »das ist nichts«

oder »Wolle wäre besser« usw., bedachte. Wolle ist übrigens Trumpf in der Wildnis! Langjährige Erfahrung spricht für Kleidungsstücke aus Schurwolle oder Schurwollgemisch. Spätestens nach dem ersten Regentag mit Sturm und Kälte weiß man, wie die beste Kleidung im rauen Norden beschaffen sein muß, um den empfindlichen menschlichen Körper überleben zu lassen!

Zum ersten Tag gehörte noch das Einteilen in Zweiergruppen (Zelteinheiten) und der abendliche Vortrag des Chefs zum hochaktuellen Thema Natur- und Umweltschutz. Er selbst hatte das Sterben einer herrlichen Wildnis in Wyoming USA erlebt, wo Management und Profitgier ein Stück Urnatur rücksichtslos als Tourismusgebiet erschlossen haben.

Am nächsten Tag überquerten wir in großen Motorbooten den breiten Tarafuß. In einer wundervollen Bucht an der Mündung eines Lappenpfades gingen wir an Land. Vor dem Aufbruch gab es heitere Momente beim Abwiegen der vollgepackten Traggestellrucksäcke. 20–23 kg waren das Normgewicht. Da auch Gruppenausrüstung (Bergseile, Äxte, Sägen) verteilt worden war, hatten manche Rucksäcke bis zu 28 kg. Dann mußte eben einer mit einem leichteren Packen das schwere Bergseil tragen. Die Teilnehmer wurden in drei Gruppen geteilt. Ich kam zur kleineren Gruppe des Chefs. Bereits die ersten 100 m informierten den Anfänger, was er während der Expeditionsschulung zu erwarten hatte. Das Gewicht drückte die Ferse in den Boden. Ein Riemen klemmte mit dem Hüftgurt. Die Balance des Monstrums auf dem Rücken stimmte nicht. Manche verspürten bereits, beim ersten Halt fündige Stellen für Blasen an den Füßen. Wir gingen langsam und möglichst durch die Nase atmend, wie wir es am Vorbild des Chefs sahen. Er demonstrierte und erklärte das richtige Gehen mit Schweregepäck und Stock. Der mannshohe Stock aus einem möglichst geraden Stück Birkenholz diente als Stütze beim Marschieren durch Sümpfe, über Geröllhalden, bei steilen Anstiegen und Flußüberquerungen. Beim Schneiden der Stöcke im lichten Birkenwald mußte jeder auch Birkenrinde von den Bäumen schälen. Eine Woche später bastelten wir alle ein Körbchen aus Birkenrinde. Mit Geschick und Geduld lassen sich Messerscheiden, Schleifsteinbehälter, Gefäße und sogar Rucksäcke aus diesem

Baustoff herstellen. Die Birkenrinde bildet außerdem den besten Zunder, den man sich vorstellen kann: ein trockenes Stück davon garantiert nach schweren Regenfällen wärmendes Feuer. Ich selbst benötigte vier Versuche und eine endlose Stunde, um nach einem schußlichen Regen das Feuer zu entfachen. Erst die Wahl des richtigen Holzes und unbarmherziges Ausmerzen der Fehler führen zum Erfolg. Die Instrukturen zeigten gleich am ersten Lagerplatz Bau und Unterhalt eines Feuers. Tips und Kniffe gab es so nebenbei. Ich notierte das Wichtigste mit, sperrte Augen und Ohren auf und versuchte, den anderen Teilnehmern das Positive abzuschauen und zu verwerten.

Bereits am dritten Tag überließ der Leiter einem Teilnehmer die Führung unserer Gruppe...

Im Nebel versuchen wir die Paßhöhe zu erreichen. Leise tropft ein leichter Regen rhythmisch auf den Südwester. Die Zehen suchen vergeblich einen trockenen Platz im gänzlich durchnässten Bergstiefel. Der Zeitplan wird überschritten, der Einstieg zur Paßhöhe nicht erreicht. Wir haben uns verirrt. Der immer dichter werdende Nebelvorhang verhindert jede Orientierung. Nur der Führer weiß noch, wo wir sind. Die neue Markierung bringt uns zu einem steil ansteigenden Schneefeld. Im Gänsemarsch stapfen wir müde aufwärts, die Gesichter hellen sich auf, als wir den Paß erreichen. Wir spüren den Regen nicht mehr, die bleierne Müdigkeit scheint vergessen. Ein starker Wind reißt Löcher in die dichten Nebelbänke, sodaß wir trotz der Dämmerung das Gelände etwas bestimmen können. Die aufkommende Freude wird erstickt im verzweifelten Suchen nach einem gemeinsamen Lagerplatz. Neuerlich irren wir, uns immer wieder korrigierend, auf dem geröllbedeckten Plateau zwischen flachen Seen umher, bis wir auf einer Halbinsel Farbtupfen erkennen. Hoffnung erfüllt uns mit neuem Leben. Alle Müdigkeit vergessend, schreiten wir rascher aus.

Der Kartenmaßstab von 1:100000 und das Gehen mit dem Kompaß über größere Distanzen waren die Ursachen dieser Orientierungsfehler gewesen. Zum Glück hatte der Kursleiter helfend eingreifen können. Nun wurden wir mehr und mehr uns selbst überlassen, die drei Hauptgruppen in Vierergruppen unterteilt – ideal für kleinere Expeditionen – und nach einer Woche dann nur mehr über das Tagesziel

informiert. Wahl der Route, Aufbruchszeit und Marscheinteilung bestimmten wir selbst. Schließlich gingen wir in den Survival-Schlußtest.

Die Instrukturen hatten uns beim Marschieren stets eßbare Pilze und Beeren gezeigt. Nach zwei Wochen kannten wir genau die Überlebens-Pflanzen. Die Birke liefert auch hier einen wichtigen Grundstoff, die Birkenblätter. Sie haben leicht desinfizierende Wirkung auf die Darmflora und können als Marschverpflegung, Tee oder Salat verwendet werden. Die vielgerühmten Birken Spaghetti (gekochte Rinde) spart man sich aber lieber für den äußersten Notfall; sie haben nicht mehr Nährwert als Schuhleder.

Das Wichtigste beim Verzehren von Pflanzennahrung ist das Kauen. Das Grünzeug muß möglichst gründlich im Mund zerkleinert und mit Speichel durchgearbeitet werden, da der menschliche Magen die Aufspaltung in Nährstoffe nicht leicht schafft. Fisch ist die zweite Nahrungsquelle. Seit Jahren aber fischen die Lappen die Gewässer mit Netzen leer, sodaß es beinahe unmöglich ist, genügend Fisch zum Leben zu erbeuten. Wir hatten allerdings Glück, in einem abgelegenen See, Beute genug zu finden, um fünf Forellentillets pro Person einsalzen zu können. Das Konservieren mit Salz ist die einfachste und schnellste Methode. Mehr Zeit und Mühe kostet das Räuchern. Unsere Lehrer bauten aus Steinplatten einen wunderbar funktionierenden Räucherofen, der nach acht Stunden Betriebszeit leckere Trockenfische lieferte. Als Suppe aufgekocht, ergeben die konservierten Fische eine kräftige Mahlzeit. Das Fischen war für jeden Schüler leicht erlernbar. Das Hantieren mit der Angelrute, das Ködern mit dem Blinker begriffen alle sehr schnell und gingen bald auf Fang aus. Bald erkannten wir auch die zum Fang besonders geeigneten Stellen in fließenden und stehenden Gewässern.

Die ausschließliche Ernährung aus der Wildnis praktizierten wir nur beim Abschlußtest. Während der übrigen Kurszeit schleppten wir die Verpflegung mit. Frisch-Proviant gab es zweimal in 16 Tagen. Wir hatten 1 kg Eßwaren pro Tag für zwei Personen. Das war die nach Kalorien ausreichende Ration, wobei keine Konserven, Konzentratnahrung und Schokolade verwendet wurden. Dafür bekamen wir dehydrierte Rohstoffe wie Reis, Mehl, Polenta und Gries. Aus Graham-Mehl buken wir

Frischbrot, das mit Rosinen und Nüssen aufgebessert, ein geizig rationierter Leckerbissen war.

In der Wildnis muß man auch die wichtigsten Begriffe für Erste Hilfe beherrschen. Kenntnisse für den Bau einer technischen Flußüberquerung sind unerläßlich. Beides wurde uns in perfekter Manier beigebracht: wir lernten Tragbahnenbau, Anlegen von Druckverbänden, Verletzentransport und Frakturbehandlung. Der Bau der Flußseilbahn war eines der großen Ereignisse. Es war abenteuerlich, als ich mich, am Hauptseil hängend, unter mir das tosende wilde Gewässer, den Blick zum Himmel, über die Schlucht ans andere Ufer hinüberzog.

Der Schlußtest dauerte dreieinhalb Tage und vier Nächte. Der dritte Tag ist der härteste. Nun erst stellt sich der Verdauungsapparat auf die Pflanzennahrung um. Der Körper nimmt jetzt die in geringen Mengen zugeführten Kalorien wahr und kann sie den Umständen entsprechend verwerten. Hier der Naturespeiseplan: Lecker aufgekochte Birkenpilze mit Bergsauerampfer, Moostee, Fischsuppe mit Wacholder gewürzt, Jurtron (Multhebeere) roh, Jurtron als Kompott, Heidelbeerblättertée, Heidelbeermus, Birkenblätter und rohe Pilze als Lunch. Das Wichtigste im Leben aus der Natur ist, daß man sich Zeit nimmt, die Früchte stets zu sammeln und günstige Ernteplätze auszunützen. Die Tagesetappe ist zweitrangig, denn wichtiger als die nonstop marschierten Kilometer ist die Versorgung des durch diese strammen Dschungelmärsche mehr und mehr ausgelaugten Körpers. Das Wasser in Lappland kann man wegen seines Mineralien- und Pflanzenfettgehaltes als Tee bezeichnen. Es ist möglich, allein damit einige Tage zu überleben. So soll man auch jede Gelegenheit nützen, es zu trinken.

Jeder Survivalgruppe war eine bestimmte Route zugewiesen: Uns jene zu einer (900m) hohen Felswüste über lichtem Birkenwald und durch Birkenschungel an den Flußläufen hinunter zum Fichtenuwald an der Südseite des Taratales (300–500m)...

Der Tau auf den Zelten ist gefroren. Die Morgensonne blickt durch das Fichtengeäst. Der reißende Fluß, den wir am Abend durchquert haben, singt sein unbändig wildes Lied von der Urkraft der Natur. Mit den Bergschuhen an den Beinen haben wir uns in lebensgefährlicher Balancearbeit vor Einbruch der

Dunkelheit durch die rasende Strömung ans Ufer gerettet. Und die Sonne ist es, die uns den Mut gibt, die letzte, schwierigste Etappe mit Optimismus zu beginnen. Nocheinmal streife ich die nassen Socken über die im Schlafsack verwöhnten Füße und steige vorsichtig in die eiskalten, durchweichten Schuhe. Nach einer halben Stunde verliert sich im monotonen wärmenden Rhythmus des qualvollen Stapfens durch den Urwald das klamme Gefühl. Der Kalorienmangel macht sich bemerkbar. Steigungen gehe ich nur noch mit Widerwillen. Die Sümpfe, die wir umgehen müssen, beginnen mich zu ärgern. Innerlich schreie ich laut meinen Protest gegen die Marschlinie. Ständig glaube ich, selbst eine bessere Route durch den unwegsamen Fichtenschungel finden zu können. Ich muß mich mit aller Kraft zusammenreißen, um die geballte Aggression kontrollieren zu können. Wenn ich selbst an der Spitze marschiere, trage ich die Last der Verantwortung. Ich will lieber in stumpfer Gleichgültigkeit dem Vordermann nachgehen. Das Wissen um die stumme Kritik der anderen zerrt an den Nerven. Nach einer Stunde lasse ich mich glücklich in die Reihe zurückfallen. Endlich, endlich steht das Ziel plötzlich vor uns: unerwartet treten wir aus dem dichten Wald und erblicken am anderen Flußufer die Touristenstation Kvikkjokk.

Am nächsten Morgen gab es kaltes Frühstück aus Milch, Früchten und Leichtgebäck. Ich bemühte mich, langsam und wenig zu essen. Es war ein Kampf gegen die starke Gier, alles in mich hineinzustopfen. Trotz der Beherrschung lastete die reichliche Mahlzeit schwer auf den Magennerven. Apathie und Müdigkeit überfielen mich. Benebelt und wie in Trance wartete ich im Tourist-Center, Karten schreibend, auf das Freiwerden einer Dusche. Das heiße Wasser verwandelte mich in einen neuen Menschen. Wohligen Gefühls, in sauberer Kleidung, genoß ich hingebungsvoll das Abschlußdinner und die Verleihung der Diplome. Als Wildnisfan habe ich hier sehr viel gelernt. Die vorher leeren Blätter im Vorbereitungsbuch sind dicht beschrieben mit Informationen und Verhaltensregeln. Unbeschwert kann ich meine erste Expedition nach Kanada planen.

*Anschrift des Verfassers:
Wolfgang Löscherger
7332 Oberschützen 64*

Sarek – Hochgebirge am Polarkreis

MICHAEL VOGELY

Im Winter durch die Wildnis

Kiruna – Kutjaure

Der Motor brummt sanft und zuverlässig. »No, forbidden,« ist die Antwort auf unseren Vorschlag, doch näher an den Sarekgipfel heran zu fliegen. Olle Ekk, Pilot der kleinen Cessna, die uns von Kiruna an den Nordrand des Sarek bringen soll, schüttelt den Kopf. Für ihn bedeutet die unsichtbare Nationalparksgrenze unten ein absolutes Verbot. Am Rande des Parks zu fliegen ist gerade noch in Ordnung. Aber drüber hinweg. Niemals.

Vor einer Stunde sind wir ratternd am Stadtrand von Kiruna gestartet. Die größten Erzminen der Welt versanken unter der rechten Tragfläche, nur kurz blinkte ein Fenster auf, als wir ins Gegenlicht flogen, dann verschluckten uns die Wolken. Einige Minuten später tauchten wir in gleisendes Sonnenlicht. Drüben ganz fern, unser Ziel, die Kette des Sarekgebirges, daß gleichzeitig den ursprünglichsten, wildesten, natürlichsten aller europäischen Naturparks beherbergt. Ein Alaska in Europa, eine Gebirgslandschaft, die nicht nur für schwedische Verhältnisse einzigartig ist. Eine entlegene Bergwildnis mit zahlreichen Gletschern und Gipfeln, mit der für Nordskandinavien ungewöhnlichen Höhe über 2000 Meter.

Unsere Cessna fällt in ein Luftloch, dicht neben uns scheint eine Felswand steil auf uns zuzurasen. Taumelnd fängt sich der leichte, mit vier Passagieren überladene Vogel. Der Motor jault auf, als Olle den Gashebel vorschiebt. Wir schauen ihn an, den grauen sechzigjährigen Polarfuchs. Er ist schon zu Lebzeiten eine Legende, ist das, was Hermann Geiger in den Alpen und Don Sheldon in Alaska waren. Jeder kennt ihn und sein Flugzeug hier oben im Norden. Drüben kommt der Kebnekaise in Sicht. Wir freuen uns, ihn zu sehen. Vor zwei Tagen noch standen wir auf seinen beiden Gipfeln. Es war eine alpine Tour, die wir von der Kebnefjällstation mit Skiern bis zum Südgipfel machten. Dann turnten wir über seinen Eisgrat auf den Nordgipfel, ein Weg, der dem Biancograto an Schönheit nicht nachsteht. Und

obwohl 60 km von Kiruna City entfernt, liegt Schwedens höchster Berg doch – Kuriosum und Superlative zugleich – mitten im Gebiet dieser flächenmäßig größten Stadt der Welt. 0,5 Einwohner pro Quadratkilometer; eine für mitteleuropäische Verhältnisse kaum glaubhafte Ratio.

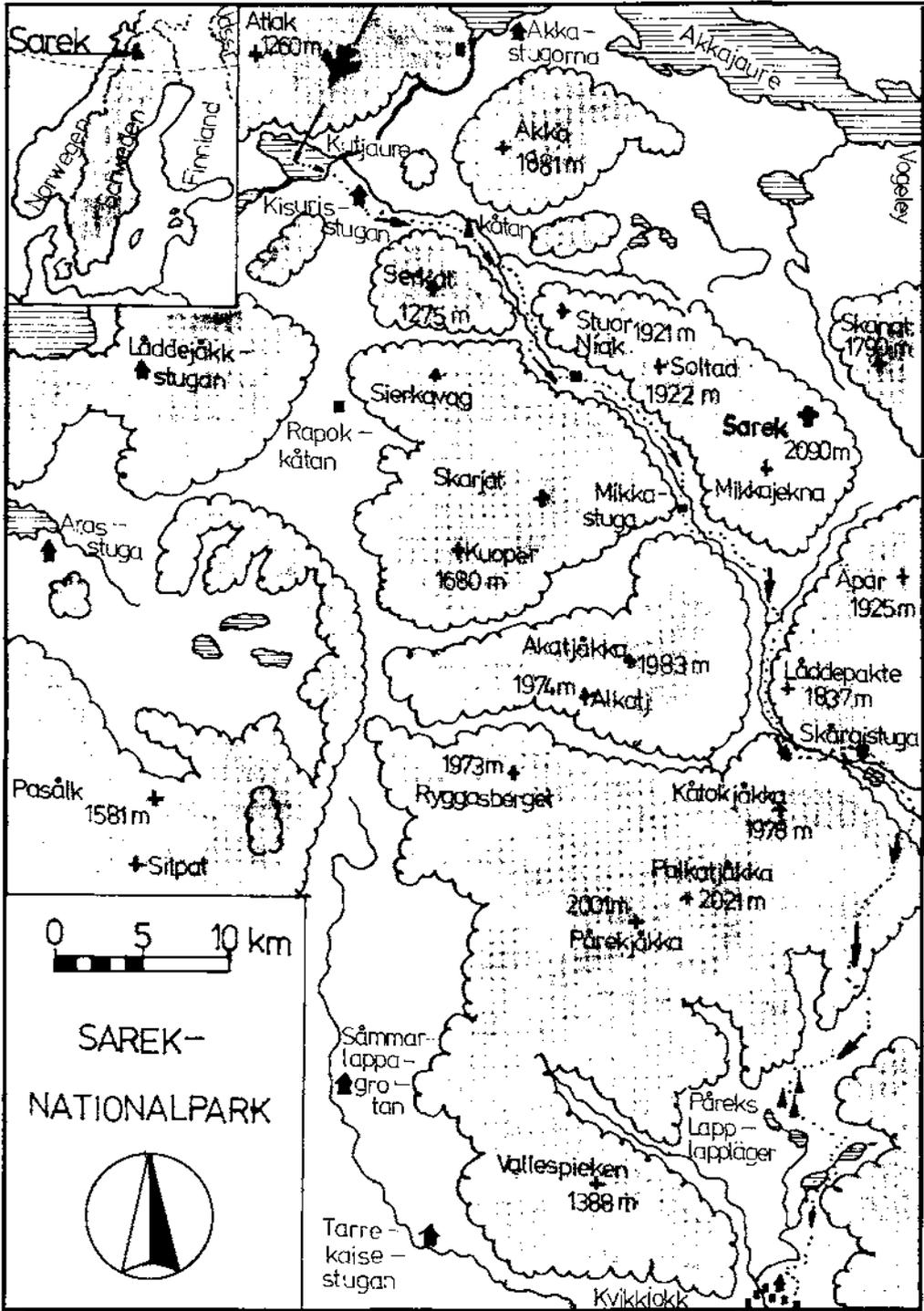
Die Lappen – die Samen, wie sie sich selbst nennen – haben ein Sprichwort: »Reisen ist besser als Ruhen!« Wir wollen es heute und die kommenden Tage in die Tat umsetzen, wollen des Sarek im Winter durchqueren, jenes Gebirge, das Schweden dem Einfluß der Zivilisation durch konsequente Gesetze und eine strenge Exekutive entzogen hat.

Der Akka kommt im linken Bugfenster in Sicht. Sehr weiß schaut seine felsige Steilflanke nicht aus, der trockene kalte Pulverschnee hält sich nur schlecht darin. Die Südseite ist sanft und geschwungen, eine ideale Skitour. Olle gibt ein Zeichen. Wir schnallen uns wieder an, vergessen für kurze Zeit die Großartigkeit dieser Landschaft, konzentrieren uns voll auf die Landung. Überfliegen darf man den Sarek nicht, also ist auch das Landen darin verboten. Darum setzen wir auf dem Kutjaure, einem kleinen zugefrorenen See am Nordrande des Parks, auf. Im Radius von mindestens 120 km gibt es nun keine Zivilisation mehr, nur Landschaft. Holpernd kommen wir auf der dicken Eisdecke zum Stehen, 25 Grad Minus – selbst am Mittag in der Sonne – verwandeln jedes Wasser in mehr als meterdickes Eis, das das lächerliche Gewicht unserer Maschine ohne weiteres trägt.

Die schweren Kraxen fliegen auf die dünne Schneedecke über dem milchigen Eis, die Ski hinterher, dann brüllt der Motor auf und in einer eleganten Schleife faucht die Cessna über uns hinweg. Nur kurz noch erblicken wir hinter dem spiegelnden Glas der Kanzel den eisgrauen Schnurbart und die zwei zum »V« erhobenen Finger.

Kutjaure – Kisuriskátan

Da stehen wir nun, abgenabelt von der Zivilisation, ganz auf uns gestellt. Mindestens fünf, wahrscheinlich sieben Tage werden wir brauchen, um wieder auf Menschen zu stoßen. Die nächste bewohnte Ortschaft ist das kleine Lappennest Kvikkjokk. Quer durch das Sarekgebirge wollen wir dorthin. Wir sind nun frei, freie Menschen in einer freien Landschaft, nur noch uns verantwortlich. Der Preis dafür



ist eine schwere, viel zu schwere Kraxe.

Im dichten Birkenunterholz des Ufers haben wir Schwierigkeiten mit dem trockenen Pulverschnee, in dem die Felle unserer Kurzski kaum greifen. Die Verhältnisse werden sofort besser, als wir durch das weite Tal südlich des Akka spuren. Wir folgen einem alten Lappenweg. Keinem Pfad im gewohnten Sinne sondern einer Richtung, die durch die Berge rechts und links markiert wird. Im Sommer sind hier endlose Sümpfe, blühende Heide und Moor. Ab und zu sehen wir ein Schneehuhn, finden wir Spuren von Füchsen. Ein Weg, fast ohne Leben und ohne Zeitmaß. Die kostbare ausgezeichnete »Topografisk Karta över Sverige« wird unser Leben in den nächsten Tagen entscheidend bestimmen. Wir hüten sie wie einen Schatz, sie weist uns den Weg zurück in die geschmähte, doch nichtsdestoweniger notwendige Zivilisation.

Zwölf Kilometer weiter finden wir nach langem Suchen die Kisuriskåtan, eine Erdhütte der Lappen, Schutzunterkunft gegen sommerliches Schlechtwetter. Die Kåtan ist knapp mannshoch, drei Meter im Durchmesser, mit Birkenrinde und Graspolstern abgedeckt und halb in den Boden eingegraben. Armdicke Baumstämme bilden das Innengerüst, spießen zeltartig um ein Feuerloch in den klaren fahlblauen Himmel. Gegenüber färben sich die Hängegletscher am Stuur Niak blaßrot. Die Sonne geht unter, die Temperatur nimmt ab. Die Kälte ist trocken und damit erträglich, doch trotzdem nagt sie an unseren zentralheizungsgewöhnten Knochen. Wir verrammeln das Eingangsloch, lassen den Kocher fauchen. In der Nacht flammt der Himmel. Im Norden zieht sich eine merkliche Lichtfülle in Wellen über den Horizont. Wie unwirklich traumhaft diese Situation doch ist. Wir setzten uns ab in eine Natur, die vom Menschen im Winter nie im Sommer nur ab und zu berührt wird.

Kisuriskåtan – Mikkastugan

Das übermütige »Hö-lopp-lopp-lopp« wird von den steilen Wänden des enger werdenden Routesvage zurückgeworfen, als wir im schwachen Sonnenlicht früh morgens unsere Erdhütte verlassen. Wulstartig liegt drüben das glasige Eis im brüchigen, freigeblasenen Fels. Wir folgen dem für den Sarek typischen Trogtal. Diese Täler kreuzen das Gebirge, legen sich wie ein Netz über das Gebirge, bieten sich als orientierungsfreundliche Wege an. Sie sind

meist frei von störender Vegetation und Hindernissen. Trotzdem ist das Vorwärtskommen – vor allem im Sommer – oft schwierig, vor allem wegen der vielen Gebirgsbäche, die mäandern und Sumpfbäche respektabler Größe bilden. Im Winter hat es der Bergsteiger besser.

Auf hartem Schnee spuren wir tiefer ins Gebirge, wechseln kaum ein Wort. Wir lernen es langsam wieder, Ruhe und Stille zu genießen. Das Unbehagen vor der ungewohnten Einsamkeit und der Urnatur um uns ist verschwunden. Wir wägen ab, vergleichen den Sarek mit unseren Alpen. Auch bei uns gibt es Nationalparks. Hier aber gibt es keinen Tourismus. Im Sommer nicht und schon gar nicht im Winter. Es sind keine Wege angelegt, Markierungen fehlen, nur zwei kleine Selbstversorgerhütten sind vorhanden.

Wir werfen die schweren Säcke in den Schnee, lutschen gefrorene Fruchtschnitten, schauen uns um. Ein Skigipfel reiht sich an den anderen, oft sanft geschwungen und einladend, dann wieder schroff, kühn und unnahbar. Warum gehen die Schweden nur zum Langlaufen ins Gebirge? Wieviele alpine Skitouren, wieviele Abfahrten entgehen ihnen dadurch! Garantiert könnten wir bei jedem dieser Berge die erste Winterbesteigung machen. Doch unsere Ziele liegen vor allem im Kennenlernen, im Durchqueren einer beglückenden Landschaft.

Wir überschreiten einen kleinen Paß. Fast unmerklich senkt sich auf der anderen Seite das Tal hin zur Mikkastugan, unserem Tagesziel. 25 km werden es heute sein, eine satte Tagesetappe bei diesen Verhältnissen und diesem Gepäck. Es muß Lebewesen geben, doch jetzt ist die Landschaft erstorben, erstarrt in der Kälte, an die wir uns schon fast gewöhnt haben. Alles liegt still, auch der Wind ruht, der hier im Norden der größte Feind ist. Kurz vor Sonnenuntergang finden wir die Hütte, ein kleines biwakschachtelartiges Haus. Wir sind zwar im Moment froh darüber, daß es da ist. Doch verstehen wir die schwedischen Naturschützer, die den Bau solcher Hütten im Sarek verhindern wollen. Rufen sie doch immerhin Menschen in diese Gegend, auch wenn es sehr wenige sind. Der letzte Eintrag im Hüttenbuch datiert fünf Monate zurück: Sechs Besucher im ganzen letzten Jahr. Auch wir sind Fremdkörper in dieser Landschaft. Die Schweden gehen inzwischen sogar soweit, jegliche Publikatio-



Die Mikkastugan



Aufstieg aus dem Rappadalen.

Fotos und Kartenskizze: Michael Vogeley

nen über den Park zu unterbinden, damit der Sarek unbekannt bleibt. Doch sollte dieses Kleinod nicht nur um seiner selbst konserviert werden, das wäre Egoismus. Es muß, unter bestimmten Regeln und Erschwernissen, trotzdem zugänglich sein. Auch der Mensch gehört schließlich zur Natur.

Mikkastugan – Skårgi

Gleisendes Weiß, endlose Schneeflächen und eine tiefstehende Sonne, die jetzt im Februar kaum über den Horizont steigt, empfangen uns an diesem Morgen, als wir vor die Hütte treten. Den ganzen Tag werden wir in diesen weiten Schneeflächen Gletscherbrillen tragen.

Ungelenk fahren wir mit den Fellen den kurzen Hang ins Rapaätnotal ab. Im Sommer ist hier ein reißennder breiter Urstrom, heute finden wir eine verschneite »Autobahn«, die uns ein leichtes Vorwärtskommen ermöglicht. Für die 20 km, die heute vor uns liegen, werden wir sieben bis acht Stunden brauchen. Mit dem schweren Gepäck, den Tourenstiefeln und den Kurzskiern schaffen wir im tiefen Schnee nicht mehr als drei Kilometer in der Stunde. Wir spüren durch eine Landschaft, deren reiches Betätigungsfeld durch das oft extremes Wetter, physische und psychische Belastung und durch Transportprobleme begrenzt ist. Niederschläge sind im Sarek die Regel, nicht die Ausnahme. Der Skibergsteiger aber hat zahllose lohnende Gipfel über acht Monate des Jahres hinweg als Ziel. Dem Kletterer bieten die schroffen Wände mit dem allerdings oft nicht sehr zuverlässigem Gestein genügend Spielraum. Auch für Erstbegehungen. Die Gipfel sind selten höher als 2000 Meter, wirken jedoch unglaublich hoch. Die größte Überraschung bereitet uns heute der Muratjåkka, ein selten schöner Berg mit klaren Linien und der ebenmäßigen Form einer Pyramide. Der schon abgedroschene Vergleich mit dem Matterhorn bietet sich an. Als wir dann auf der Karte nachschauen, lesen wir die Höhe: nur 1346 Meter.

Gegen Abend erreichen wir die zweite Hütte im Sarek, die Skårgistugan, ein Stützpunkt der Nationalparkverwaltung. Sie ist fest verschlossen, steht mitten in der Einsamkeit, unbesucht während vieler Monate im Jahr. Warum ist dieser Stützpunkt in der Wildnis nicht für alle da? In einem nahen Birkenwäldchen schlagen wir unser Zelt auf. Das Wetter ist gut, unsere Ausrüstung angepaßt. Wir brau-

chen zum Überleben nur das, was wir bei uns haben.

Gegenüber stellt sich die mächtige Westwand des Laddepakte auf, schneefrei und von Eistrinnen durchzogen. Eine Eigerwand in miniature, grauslich und lockend zugleich. Wir ziehen hypothetische Linien durch die Wand und lassen unserer Begeisterung freien Lauf.

Skårgi – Partekjåkka

Langsam weicht der kalte Schatten dem Licht der höher steigenden Sonne. Seltsam dieses Lappland! Man kann die Stimmung einfach nicht mit der unserer heimischen Berge vergleichen. Schon der bloße Anblick signalisiert Kälte. Wir queren das Rapadalen, daß mit seiner Fauna und Flora wohl reichste Trogtal des Gebirges und ganz unberührte Natur. Selbst jetzt im Winter gibt es hier Schneehühner, Singschwäne, Adler und Füchse, Lemmings und Elche, Wölfe und Bären. Deutlich sind ihre Spuren im Schnee. Nirgendwo sonst in Europa gibt es noch Bären in freier Wildbahn. Jagd und Fischfang sind – mit Ausnahme einiger alter Rechte der Lappen – untersagt, es wird nichts »gehegt«, wie bei uns die Jagd so schön falsch bezeichnet wird. Im Sarek ist das ökologische Gleichgewicht noch in Ordnung. Drüben bewegt sich ein dunkler Fleck wie eine Kanonenkugel über den Schnee. Wahrscheinlich ein Vielfraß. Wie kann überhaupt in so einer winterlichen unwirklichen Gegend ein Tier überleben?

Das Eis des Flusses, auf dem wir unsere Ski vorwärts schieben, ist glasklar. An den Wehen und Windgangeln sieht man jedoch, daß hier auch andere Verhältnisse herrschen können, als wir sie bei Schönwetter haben. Wir sind mit unserer Ausrüstung in einem Dilemma: Während der langen Tagesetappen verfluchen wir unsere Kurzski und die schweren Tourenstiefel. Das Gehen im flachen Gelände ist damit wahrlich kein Genuß. Mittelschwere Bergschuhe, eine Kabelbindung und die langen, nicht zu leichten Langlauftourenski der Schweden wären sicher bequemer und schneller. Aber bei den Aufstiegen und Abfahrten sind wir dann eben wieder in unserem aus den Alpen gewohnten Element. Wir suchen die Katokkjåkkåtan, eine auf der Karte verzeichnete Lappen-Erdhütte, finden sie nicht im dichten Unterholz. Die Aussicht auf eine Nacht darin ist jedoch ohnedies nicht attraktiver als ein Biwak im Zelt. Schon früh am

Nachmittag bauen wir es deshalb hoch über dem Rapadalen auf, an einem Platz, von dem wir eine traumhafte Aussicht haben. Ein zartes Licht liegt über den breiten Tal im Osten, das links vom Skierte mit seiner senkrechten 400 Meter hohen Felswand begrenzt wird. Die weite Fläche des Laitaureesees ist zu sehen, und in Marschrichtung steht der Unna Jerta, dessen Flanke wir morgen kennenlernen. In der Nacht fällt die Temperatur auf 30 Grad unter den Gefrierpunkt.

Partekjåkka – Unna Jerta – Päreks Lappläger

Unsere enge Behausung ist durch unsere Atemluft innen mit einer dicken Reifschicht bedeckt. Ungelenk schälen wir uns aus den Schlafsäcken, packen fröstelnd unsere Sachen in der kraftlosen fahlen Morgensonne, lassen das Frühstück ausfallen. Wir sind jetzt 1500 m hoch. Die eiskalten Schneekügelchen, die von unseren Skiern beiseite geschoben werden, setzen sich in Bewegung, klicken im leichten Wind einander. Die subjektive Kälte läßt durch die Bewegung langsam nach. Der Körper tut seinen gewohnten Dienst, der Kreislauf beginnt wieder zu funktionieren. Wir spüren über verblasene Hänge hinauf zum Unna Jerta. Kaum einen Schweden wird es im Winter je auf einen Gipfel ziehen. Sie laufen zwar mit ihren Langlaufskiern durch die Gegend, ziehen ihre Pulkas – die bei ihnen weitgehend die Rucksäcke ersetzen – aber keinem würde es einfallen, im Hochwinter zum Bergsteigen zu gehen.

Am Gipfel schweifen unsere Blicke nach Süden. Das Gebirge ist zu Ende, verehbt in leichten Wellen, verliert sich in den trundraartigen Wäldern. Unter uns liegt Päreks Lappläger, 20 Kåtas, die im Sommer von nomadisierenden Berglappen bewohnt werden. Es gibt noch Waldlappen und Seelappen. Der Sarek und die angrenzenden Gebiete sind ihr letztes Reservat. Die strengen Naturgesetze gelten für die Ureinwohner Lapplands, deren Ursprung nicht geklärt ist, nur beschränkt. Im Sommer sollen dort unten Tausende von Rentieren weiden, doch heute werden unsere Erwartungen auf ein saftiges Steak enttäuscht. Im Winter liegt das Lager unter einer dicken Schneedecke vergraben. In einer fünf Kilometer langen Schußfahrt gelangen wir sehr schnell zu den Hütten, die wie eine kleine Geisterstadt aussehen.



Biwak am Partekjåkka

Päreks Lappläger – Kvikkjokk

Sechs Tage können kurz sein, oder auch lang, je nach der Tiefe des Erlebnisses, nach der Anzahl und Art der Eindrücke. Wir waren Wochen unterwegs, reisten auf eigene Faust, ließen unsere Ansprüche auf das Existenzminimum zusammenschrumpfen.

Der im Sommer heimtückische Sumpf ist gefroren. Die toten Moorbirken, Opfer des Birkenspinners, speißen staksig ihre Äste nach allen Richtungen. Die letzten 20 Kilometer gehen viel zu schnell vorbei. Wir kehren zurück in die Welt eingezäunter Natur, mit roten Farblecksen an den Wegen, Warten und unfreundlicher Bedienung in überfüllten Schutzhütten.

Kvikkjokk. Nun hocken wir hier in dem gottverlassenen primitiven Dorf, das trotzdem so zivilisiert auf uns wirkt und warten auf den Bus, der erst übermorgen kommt. Die Durchquerung des Sarekgebirges im Winter liegt hinter uns. Wir fanden eine maßlose Landschaft, ein Hochgebirge im Norden, Europas letzte Wildmark. Schon Mitte des 19. Jh. sagte Thoreau, amerikanischer Schriftsteller und Naturphilosoph: »In der Wildnis liegt die Rettung der Erde.«

Anschrift des Verfassers:

Michael Vogeley

Schillerstraße 21

D-8034 Germering

'N suri sana

LIA HÖRMANN

*»As wide as all the world,
great, high and unbelievably
white in the sun, was the square top of
Kilimanjaro...«**

Vor Jahren hatte ich die Novelle »Weißer Schnee am Kilimandscharo« (White Snows of Kilimanjaro, Ernest Hemingway) gelesen. Seit damals glomm eine heimliche, stetige Sehnsucht in mir, so, wie vielleicht er, auf einer der schneebedeckten Bergflanken jenem sagenhaften Leoparden zu begegnen, der da oben an der Grenze des ewigen Eises ruhen soll...

Der Kilimandscharo ist wohl der prominenteste »Erstlings-Sechstausender« – mit seinen 5870 bis 6010 m am Kraterrand höchster Berg Afrikas, den sich ein Höhen-Neuling, Durchschnittsbergsteiger und gewohnter Tourengesher zum Ziel und Prüfstein setzen kann. 1977 konnte diese geführte Bergfahrt noch von Kenya aus unternommen werden; heute ist Tanzanien Ausgangsland.

Hat man einmal gebucht, dann ergeht es dem unternehmungslustigen »Weltbergsteiger« wie dem Fisch in der Reuse: eine Lawine von Vorbereitungen bricht herein, die Ereignisse überstürzen sich: Visa Einholung, Impfungen, Ausrüstung, Arztkontrolle, Zahnarzt. Für das empfohlene Trainingsprogramm bleibt wenig Zeit – und doch muß man es erzwingen, möglichst langwierige Touren möglichst hoch hinauf unternehmen, langlaufen, radfahren, usw. Hin und wieder blickt man mit schlechtem Gewissen in den Suaheli-Sprachführer und kapituliert vorerst bei einigen wenigen Brocken: »Jambo! Habari? 'N suri sana!« Friede. Wie geht es Dir? Mir geht es gut! Übrigens spricht man ja auch dort wie überall im Fremdenverkehrsgeschäft ausreichend Englisch. Das zugelassene Fluggewicht zwingt zu wiederholtem zermürbendem Ein-, Aus- und Umpacken, bis die »Stunde der Wahrheit« kommt und man am Abreisetag endlich den immer noch monströsen Seesack schultert; Flugtasche, Fotoapparat, Skistöcke, Lesestoff blockieren alle Beweglichkeit und man wird

* Weltweit, grandios, hoch und unwirklich weiß in der Sonne, das war der breite Gipfel des Kilimandscharo...

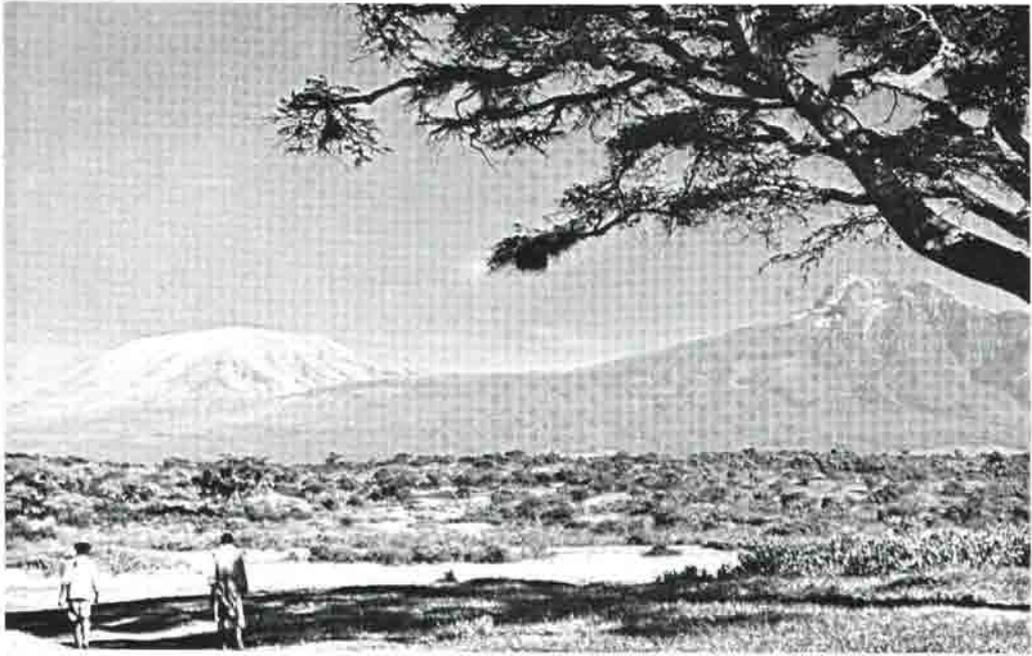
sich rasch darüber klar, auf wievielen man beim nächstenmal gerne noch verzichten wird. In dunkler Winternacht fährt der Bus zum Flugplatz, wo vielleicht gerade wilde Schneestürme den Start des Flugzeuges ungewisse Stunden lang hinausschieben. Endlich wird es ein Nachtflug, dessen einzige Sensationen Blicke in schwarze Tiefen auf vereinzelte Lichterreihen sind. Bei der Landung am Äquator (Nairobi 1600 m) empfangen uns sengende Hitze; dunkle Menschen, üppige Blütenpracht. In den Hotels herrscht englisches Management. Der Akklimatisierungstag wird mit Besichtigungen ausgenützt.

Ausgangspunkt zur Besteigung des Kilimandscharo auf der Normalroute ist das Kibohotel (Kibo = fleckig = der weißfleckige Kilimandscharo) in Marangu auf 1500 m.

Schon hat man sich in den Steppen der Tierreservate den ersten Sonnenbrand geholt, man hat den mächtigen Baobab (Affenzugbaum) und die attraktiven Massai fotografiert und mit ihnen um Souvenirs gefeilscht. Heute genießen wir noch alle Segnungen der Zivilisation und vor dem ersten Marschtag kuscheln wir uns wohligh unter die berühmten Felldecken, um dem großen Abenteuer entgegenzuschlafen.

Alles ist bestens organisiert. Unter dem Kommando des Chief-Guide (Bergführer) stehen Begleiter bereit. Träger schleppen das gesamte Berggepäck und die Bestandteile der Küche in großen Säcken auf dem Kopf voran. Nur der Bergrucksack mit den persönlichsten Dingen verbleibt dem Touristen. Naschproviand, Sonnencreme, Regenschirm, ein kräftiges Taschenmesser sind wichtig. Sonnenhut und Sonnenbrille verhüllen das Gesicht. Die Skistöcke sind eine gute Balance-Hilfe über Sumpflöcher, Wurzeln, Steine. Eine leichte lange Hose schützt vor Sonnenbrand, Insekten und Kratzern.

Von nun an zieht der Weg aufwärts, täglich tausend Höhenmeter, durch tropischen Regen-Urwald, über Hochsavannen durch herrliche Landschaften mit exotischen Ur-Pflanzen und Blumen (Senecien, Lopelien, usw.) und weiter ins Ödland: Mandara Hütte 2800 m, Horombo Hütte 3800 m, Kibo Hütte 4800 m (Mont-Blanc-Höhe!). Eine Norwegische Stiftung erstellte 1976 alle Unterkünfte neu; noch sind sie blitzsauber und bieten für alle Platz. Unsere letzte Nacht vor dem Gipfel ist kurz. Längst hat keiner mehr so richtig geschlafen. Trotz guter Verpflegung ist der Appetit gering.



Der Kilimanjaro mit seinem Trabanten (rechts) Mawenzi. Das Bild zeigt etwa den Wegverlauf über die Hochsavanne (Archivbild)

Wasser gibt es wenig. Manchen Berggefährten macht die Höhe schwer zu schaffen.

Als um Mitternacht der Ruf zum Aufbruch für die Gipfeletappe ertönt, bleiben einige schweratmend auf ihrem Lager zurück. Je nach Kondition geht man nun die 1200 Höhenmeter an, die sich in rabenschwarzer Finsternis – nur durch Stirnlampen aufgeleuchtet – spürbar steil und schotterig entgegenstellen. Manche geben bald auf. Wer zu früh mit dem Rasten beginnt oder jemanden zu betreuen hat, fällt hinter dem Spitzentrupp zurück und verliert kostbare Zeit.

Die Tropennacht ist bitterkalt. Daunenjacke und all die warme Bergkleidung, die man nur wegen dieses Gipfelganges mit sich schleppt, sind nun lebenswichtig. Die Sonne läßt sich heute Zeit: spät erst sendet sie aus einer dicken Wolkenbank ihre ersten Strahlen, gleich aber heiß, blendend, grell.

Bald ist über eine nun felsige Zone der Gilman's Point erreicht; tief fällt der Blick vom Kraterrand ins Innere des erloschenen Vulkans, streicht zur schimmernden Eisbarriere gegenüber und weit hinaus über die gewaltigen Ebenen Afrikas. Wer früh unterwegs und noch gut in Form ist, geht weiter zum West Point (Uhuru(Freiheits)-Peak). Alle spüren den

»Sechstausender-Schnitt«: Herz-, Kreislauf- und Kopfwehmittel finden reißenden Absatz. Verträgt man die Höhe nicht, steigt man am besten nach kurzer Rast wieder ab. Einer der Unseren entschlummerte, ungesehen, hinter einem großen Stein. Als er aufwachte, war der Gipfel leer. Er mußte allein den Rückweg bis zur Horombo Hütte bewältigen. Mit jedem Schritt und Sprung abwärts fühlt man sich besser. Bei der mittleren Hütte angelangt, reicht es für ein bescheidenes Siegesmahl. Bald kriechen alle in ihren Daunensack. Die zweite Doppelstappe des Abstieges liegt noch vor uns... Und dann, nach 140km Fußmarsch in 5 Tagen, zurückgekehrt ins behagliche Hotel, nach einem langen Duschbad, Blasen- und Wund-Verpflastern und vielem, vielem Trinken gibt es ein rauschendes Fest mit der Verteilung der Diplome, Musik und Tanz bis in die späte Nacht: alles gut gegangen – keine Schlangen und wilden Tiere den Weg gekreuzt – niemand Schaden gelitten – Gipfel erreicht! Wieder geht es ans Packen. So manches Ausrüstungsstück hat man seinem braven Träger geschenkt. Das restliche Bergzeug, der Daunenschlafsack, Berg- und Laufschuhe, Gaskocher, Thermosflasche kommen zu unterst. Sogar noch ein bißchen Whisky ist übrigge-

blieben Universalmittel für Unpäßlichkeiten, Hygiene und einen guten Schlaf.

Durch die berühmten Wildreservate mit ihrer herrlichen Tierwelt geht es hinaus zur Küste, zu herrlichen Badetagen unter flirrenden Palmwedeln an weißem Sandstrand und in den warmen Fluten des Indischen Ozeans.

Ein letzter Höhepunkt ist der Rückflug bei Tag über das durchmodellerte Antlitz Afrikas, über Wüsten, Oasen, Berge, Tiefebene, Gewässer. Unerschlossene Schönheit und romantische Lebensform, wie sie in unseren Landschaften längst verlorengegangen ist, ruhen noch in diesem heißen Kontinent und wohl jeder, der einmal in Afrika war, wünscht sich eine Wiederkehr.

Der Leopard unter dem Kraterrand, der wahrscheinlich ein Stück Wild über die gewaltige Ebene des Kibosattels hoch hinauf bis zur Schneegrenze verfolgt hat, ist in der Fama der Hingeborenen noch lebendig. Sein Gerippe soll gefunden und in ein Museum gebracht worden sein. Auch der Name des amerikanischen Jägers und Schriftstellers ist noch nicht verklungen; unsere Reiseroute berührte manchen Platz in den Wildsteppen und an den Fischgründen der Küste, wo er seine afrikanischen Urlaube verbrachte.

Glücklich kehrte ich heim: endlich hatte ich all den Dingen nachspüren können, die mich so lange schon beschäftigten. Und ich hatte meinen Traumberg bestiegen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Lia Hörmann

Wilhelm Greilstraße 15

6010 Innsbruck

Der Mensch, ein Wanderer

RAÚL O. MENDOZA

Ich habe keinen Namen, ich habe kein Heim
Ich bin so wie der Wind,
der von einem Ort zum anderen weht.
Ich kenne nicht meine Mutter,
Ich kenne nicht meinen Vater,
aber ich lebe mit der Natur,
mit den Vögeln und Tieren und der Musik
der fließenden Ströme,
dem Laut des Lebens, welcher mich so betört.
Ich kann nicht denken, aber ich glaube wissend
zu sein.

Ich bete die Sonne an, den Mond und
Mutter Erde, die mir all
das Glück gibt, das ich brauche.
Sie bringt die Nahrung hervor,
die der Mensch braucht. Die Luft, das Essen
und das Wasser.

Ich möchte nur, daß jedermann so
wie ich fühlt.

Dann würden wir in einem Paradies leben.

Ich bin nicht von hier noch von dort.

Ich gehe von einem Ort zum anderen.

Ich lebe von Tag zu Tag,

Ich denke nicht an morgen

sondern ich denke an heute.

Alles, was ich sagen kann, ist:

Liebe und Friede für alle.

The Wandering Man

I have no name, I have no home
I am just like the breeze that blows from place to place.
I don't know my mother, I don't know
my father but I live with nature,
with the birds and animals, and the music
of the flowing streams,

the sound of life which thrills me so.

I cannot think but I believe I know.

I worship the sun, the moon and
mother earth which gives me all the happiness I need.

She produces the nutritions that men need. The air, the food
and the water.

I only wish that every man would feel the same as me.

Then we would live in a paradise.

I'm not from here nor from there.

I go from place to place. I live from day today.

I don't think of tomorrow but I think of today.

All I can say is:

"LOVE AND PEACE FOR EVERYONE."

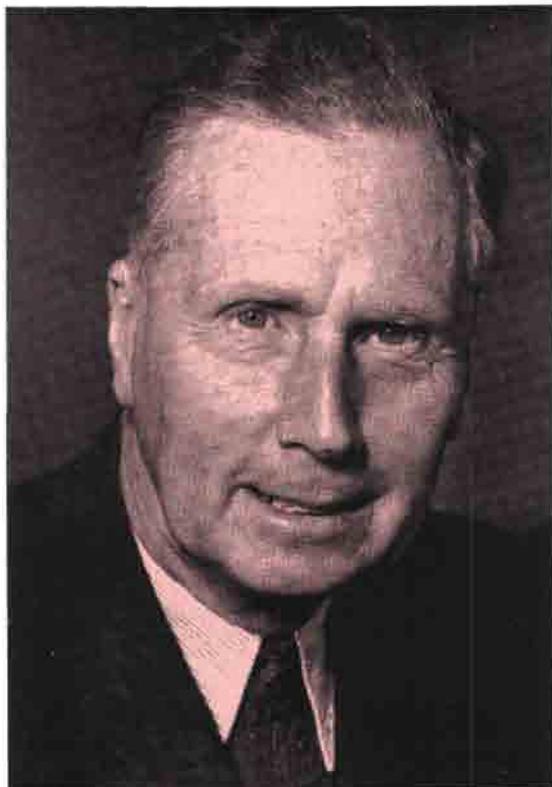
Raúl O. Mendoza

Archäologe in Palenque

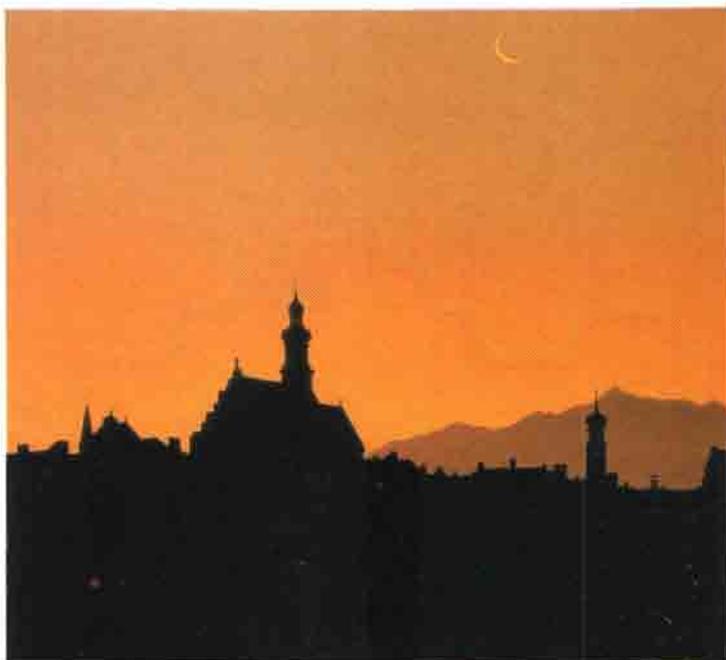
Hotel Olmeca

Villa Hermosa (Tabasco) Mexico

Heuberger wurde besonders durch seine Ölgemälde aus den Ost- und Westalpen bekannt. Mit feinem Pinselstrich ließ er seine Gebirgslandschaften meist in zarten Morgen- oder Abendstimmungen erstehen, stets auf die Gesamtkomposition bedacht. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören auch seine – leider nur wenigen – Radierungen. Heuberger war Autodidakt, hatte Technik studiert, wandte sich aber nach dem Ersten Weltkrieg, den er als Kavallerieoffizier an der Süd- und Ostfront erlebt hatte, der Kunst zu. begabt auch in Wort und Musik wie sein Vater, der Komponist Richard Heuberger. Der Beruf führte Felix Heuberger zurück nach Tirol, die ursprüngliche Heimat seiner Familie.



Felix Heuberger
alpiner Maler
(1888–1968)



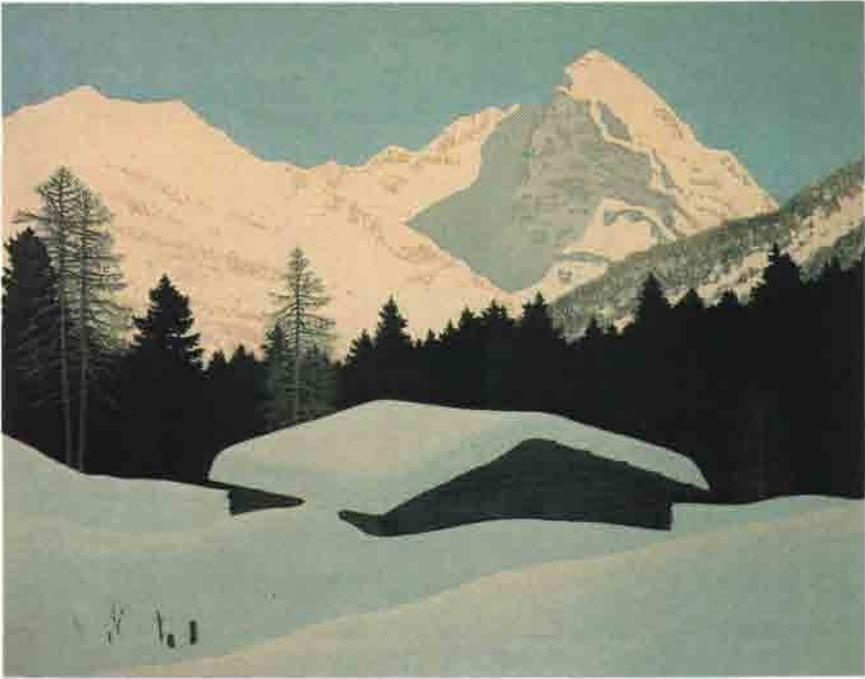
Hall in Tirol



Innauen bei Innsbruck gegen Kellerjoch



Kalkkögel



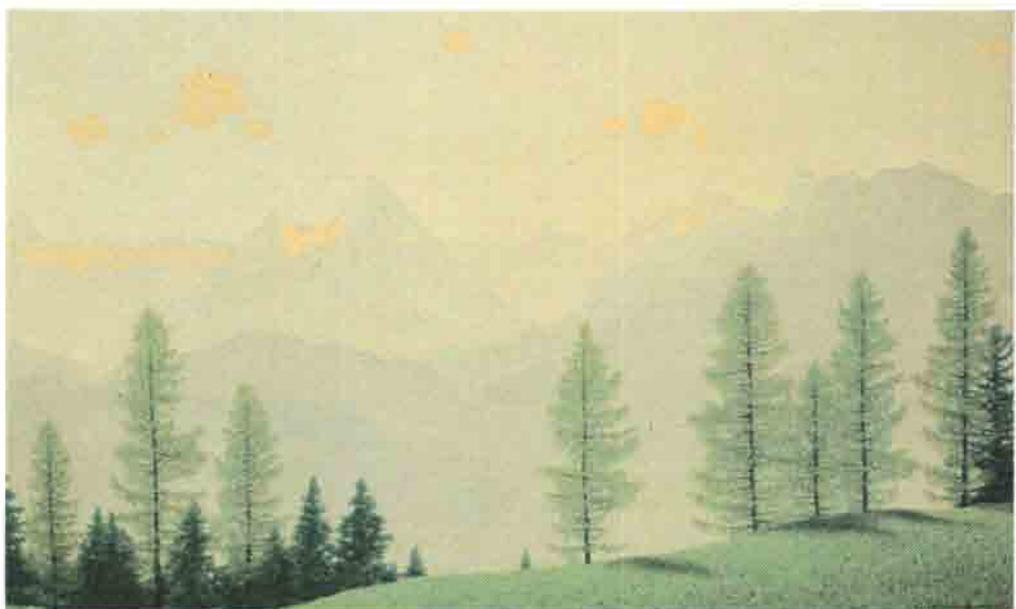
Katzenkopf und Hoher Gleivsch im Karwendel



Sonnenaufgang am Wildseecloder



Ischia-Monte Sant'Angelo



Watzmann vom Gaisberg von Salzburg

Felix Heuberger, alpiner Maler, 1888–1968

RUDOLF MORAWETZ

Viele Bergfreunde, denen der Name Felix Heuberger ein Begriff ist, verbinden mit ihm die Vorstellung stimmungsvoller Landschaftsgemälde, die in vielen Fällen Berge und alpine Motive darstellen. Aus Anlaß seines 90. Geburts- und 10. Todesjahres wollen wir dieses Künstlers etwas ausführlicher gedenken.

Felix Heuberger wurde am 7. März 1888 in Wien als 2. Sohn des durch die Musik zur Operette »Der Opernball« berühmt gewordenen Komponisten und ebenso bedeutenden Musikschriftstellers Richard Heuberger geboren. Seine Mutter Johanna Herr stammte aus einer Mathematikerfamilie. In dem sehr kultivierten und musischen Elternhaus verlebte Felix mit seinen beiden Geschwistern, dem älteren Richard und der jüngeren Grete, eine sorglose Kindheit, erfüllt von geistigen Anregungen und künstlerischen Aktivitäten. Schon früh zeigte er reges Interesse am Zeichnen und Malen, wobei Pferde sein Lieblingsmotiv waren. Wurde doch damals die Straßenbahn in Wien noch von Pferden gezogen, die Ausflüge in die herrliche Umgebung machte man mit der Kutsche und zu den verschiedensten Anlässen paradierten die berittenen Truppen.

Dem Gymnasiasten boten außerhalb des Elternhauses die großen Museen – vor allem das Kunsthistorische – die wohlgenützte Gelegenheit, sich mit der Kunst aller Epochen vertraut zu machen. Die Sommerferien verbrachte die Familie immer »auf dem Land«. So lernte Heuberger die Bergwelt des Salzkammergutes und Tirols sehr genau kennen, wo er mit seinem Bruder Richard viele eindrucksvolle Berg- und Klettertouren unternahm. Dabei fesselte ihn die Natur in ihrer wechselnden Schönheit. Zeichnungen aus dieser Zeit zeigen den Versuch, Morgen- und Abendstimmungen wiederzugeben, auch erste Wolken- und Lichtstudien beschäftigten ihn.

Während seines Studiums an der Technischen Hochschule in Wien bewegte er sich in einem großen Freundeskreis mit überwiegend künstlerischen Ambitionen, aus dem später einige berühmte Schauspieler, Schriftsteller, Musiker und bildende Künstler hervorgingen. Mittelpunkt dieses Kreises war das Haus des Frei-

herrn von Wieser, wo er auch die aus einer Offiziersfamilie stammende Christine Clanner von Engelshofen kennen lernte, die später seine Frau wurde.

Kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 konnte er sein Bauingenieursdiplom abschließen und bei der Landesregierung Salzburg um Anstellung ansuchen. Nach dem Tode seines Vaters rückte er freiwillig zum 3. Dragonerregiment ein, wo er kavalleristisch ausgebildet wurde. Der leidenschaftliche Pferdefreund machte den ganzen Krieg als Offizier bei den Siebener Dragonern mit. Er selbst hielt diese Kriegsjahre für das entscheidende und richtunggebende Ereignis seines Lebens. Vom Rücken des Pferdes aus erlebte er, neben den Schrecken des Krieges, die stimmungsvollen Schönheiten der galizischen Ebenen und der friulanischen Agrarlandschaft, während er die Großstadt nur mehr in kurzen Urlauben wiedersah. Die Feldpost brachte seiner Braut oft gezeichnete Landschaftsbeschreibungen oder Situationsschilderungen, bei denen Pferde selten fehlten. Knapp vor dem unglücklichen Kriegsende heiratete das junge Paar und erlebte die schweren Zusammenbruchstage der Monarchie gemeinsam bei Rückzug und Auflösung der Truppe in Prag und Brandeis an der Elbe. Völlig ohne Lebensgrundlage, erst zu Freunden nach Westungarn verschlagen und dann ins obere Mühlviertel in einsame und ländliche Umgebung ziehend, fanden sie ihr erstes Heim und menschliche Aufnahme bei einem Gastwirt in Kirchbach bei Aigen – Schlägl.

Nachdem für Heuberger eine Tätigkeit als Ingenieur immer nur graue Theorie geblieben war, wuchs sie ihm nie ans Herz und er erkannte, daß er für diese Arbeit auch keine Begeisterung hätte aufbringen können. Seine allgemeine Neigung zur Kunst konzentrierte sich mehr und mehr auf die Malerei, weil sie für ihn eine besonders geeignete, bleibende Ausdrucksmöglichkeit zu sein schien. Obwohl er wußte, daß seine Aussichten gerade zu dieser Zeit sehr ungünstig lagen, besprach er in Wien dieses Problem mit seinem Vetter Remigius Geyling, der selbst anerkannter Maler und Bühnenbildner war. Dieser gab ihm viele technische Ratschläge und unterstützte seinen Entschluß, Maler zu werden. Mit dem Nötigsten ausgerüstet, kehrte Heuberger wieder in seine Abgeschiedenheit zurück und begann mit großem Eifer zunächst im Freien nach der

Natur zu malen. Nach sehr eingehendem theoretischem Studium versuchte er auch Aquarell, Tempera und graphische Techniken. Aber bald stellte sich für ihn die seiner künstlerischen Absicht dienlichste Arbeitsweise heraus: Bleistiftskizzen in der Natur und Ausführung mit Ölfarben im Atelier.

Die ersten 2 Bilder, die er selbst für gelungen hielt, zeigte er seinem Vetter und reichte sie auf dessen Anraten 1919 im Wiener Künstlerhaus ein. Sie wurden angenommen und Heuberger erzielte mit ihnen gleich einen erfreulichen Erfolg. Beide Gemälde bekamen eine gute Kritik, wurden angekauft und ein weiteres in Auftrag gegeben. Dadurch angespornt, arbeitete er mit großer Konsequenz an seiner technischen Vervollkommnung weiter. –

Materiell unterstützte seine Mutter und eine Vereinigung von Freunden junger Künstler den bescheidenen Haushalt. Im Dezember 1920 hatte ihm seine Frau eine Tochter, und im August 1923 einen Sohn geschenkt, sodaß die Wohnmöglichkeiten im Mühlviertel beim »Siglvater« nicht mehr ausreichten. Da Heuberger seit früher Jugend mit dem Hochgebirge vertraut war und sich menschlich wie künstlerisch dort zu Hause fühlte, ließ er sich mit seiner Familie in Tirol nieder.

In eigenem Haus und Garten in Scharnitz, wozu ihm ein Verwandter verholzen hatte, konnte er seine beiden Kinder in ländlicher Freiheit aufwachsen sehen. Die bäuerliche Dorfjugend, ein Schäferhund, Katze und Hasen waren die Spielgefährten der beiden Geschwister. Er selbst holte sich für seine zielstrebige Arbeit viele Inspirationen durch regelmäßige Ausflüge in die nahe und weitere Umgebung von Scharnitz, fast immer begleitet von seiner Frau. Einigemal ging das Ehepaar für die Besorgungen »in der Stadt« über die Karwendelketten nach Innsbruck und benützte nur für die Rückfahrt die Mittenwaldbahn. In Innsbruck besuchten sie die Familie des älteren Bruders Richard Heuberger, der inzwischen an der Universität als Historiker tätig war.

Eine ganze Runde von Wiener Freunden machte Scharnitz zu ihrem Sommerfrischort und viele Heuberger-Bilder nahmen ihren Weg zu den Käufern über diesen großen Bekanntenkreis aus Jugend und neuerer Zeit. Um die Verbindung mit Kunsthändlern und Interessenten zu pflegen, verbrachte Heuberger immer einige Wochen des Jahres in der

elterlichen Wohnung in Wien bei seiner Stiefmutter, einer Schwester seiner früh verstorbenen Mutter. Trotz vieler Geselligkeit arbeitete er auch dort an seinen Bildern. Auf dieser Basis kamen dann ab 1926 auch sehr erfolgreiche Ausstellungen zustande, bei denen sich meist sehr gute Kritiken und Verkaufserfolge einstellten, trotz allgemein wirtschaftlich schlechter Umstände. Sehr auffällig war es mit der Zeit, daß viele Besitzer eines Heuberger-Bildes ein paar Jahre später bei einer nächsten Ausstellung wieder als Käufer in Erscheinung traten. So kamen oft mehrere seiner Gemälde in eine Familie und selten wechselten sie durch Weiterverkauf ihre Eigentümer. Ab 1932 stellte Heuberger in Wien mehrmals mit dem aus der bekannten österreichischen Malerdynastie stammenden Porträtisten Carl Theodor von Blaas und dessen Frau Helene aus, die sehr geschmackvoll Blumen malte.

Der Wunsch nach neuen, für ihn besonders schönen Bergmotiven, führte Heuberger auch in die Westalpen, wo er von Zermatt ausgehend viele Skizzen und Eindrücke heimbrachte. Für ihn war vor allem das Matterhorn der klassisch-schöne Berg, der ihm geeignet schien, immer wieder auch in den späteren Jahren in einer der vielen erlebten Stimmungen dargestellt zu werden.

Da den Kindern eine Mittelschule ermöglicht werden sollte, übersiedelte die Familie zuerst nach Innsbruck und 1934 nach Hall in Tirol. Ein Wappen im Rathaussaal dokumentiert noch heute die Herkunft der Vorfahren aus der alten Salinenstadt, die sie aber in der Gegenreformationszeit verlassen mußten. – Jetzt bezog Heuberger eine Wohnung im obersten Stock eines alleinstehenden Hauses, die eine freie Aussicht auf die Altstadt und das ganze Bergpanorama des Inntales um Hall und Innsbruck ermöglichte. Gewöhnlich stand er beim ersten Tageslicht auf, und sein erster Blick galt der herrlichen Landschaft, die in ihrem wechselnden Licht für ihn immer neu und interessant war. Er malte nie bei Kunstlicht und an langen Sommertagen saß er schon vor dem Frühstück an der Staffelei.

Die Tatsache, daß er Autodidakt war, gab ihm – neben der damit natürlich verbundenen Mehrarbeit, was die handwerklichen Fähigkeiten betrifft – die Möglichkeit, vollkommen unabhängig zu malen. Sein Vorteil war vor allen Dingen von Anfang an, die Motive durch seine eigenen Augen zu sehen und nur nach

seinem Gefühl zu gestalten. Er wollte im Beschauer seiner Bilder – auf möglichst kleinem Umweg über den Verstand – genau dieselbe Stimmung hervorrufen, die er selbst beim Betrachten der dargestellten Landschaft empfunden hatte. Für ihn war der Stimmungsgehalt das Wichtigste. So hatten theoretische Studien und die Bemühungen in allen Techniken seiner Anfängerjahre dazu geführt, daß er sehr genaue Bleistiftskizzen in und nach der Natur zeichnete. Er machte sich die optisch-physikalischen Vorgänge in der Atmosphäre genau bewußt, und um sein sehr gutes Gedächtnis noch zu unterstützen, fügte er ergänzende Beschreibungen mancher Einzelheiten und Farben hinzu. Um sich über die Bildkomposition ganz klar zu werden, machte er zu Hause kleine Temperaskizzen oder Bleistiftskizzen. Erst wenn ein Bild vollständig, in allen Einzelheiten vor seinem geistigen Auge stand, konnte die eigentliche Atelierarbeit beginnen. Auf die weiß grundierte Malfläche Leinwand oder später Hartfaserplatte – zeichnete er mit weichem Bleistift die wichtigsten Konturen vor und versuchte schon bei der Untermalung die Farbtöne möglichst genau zu treffen. Nach dem Trocknen folgte die genaue Abstimmung, manchmal in mehreren Übermalungen. Es interessierte ihn sehr, welchen Eindruck ein gerade vollendetes Bild auf Betrachter machte, die es zum ersten Mal sahen. Deren Urteil war für ihn ein Maßstab dafür, ob er seine künstlerische Absicht – eine bestimmte Stimmung zu vermitteln – erreicht hatte. Im Laufe seines Schaffens entwickelte sich seine Maltechnik deutlich weiter, die Farbschattierungen verfeinerten sich. Sein Stil der Darstellung der vom Menschen fast unberührten Natur, ebenso wie die Wahl der Motive hat sich jedoch kaum geändert. Mit fortschreitender Reife strahlen seine Gemälde immer mehr einsame Ruhe aus. Bei aller auffallender Naturtreue wird Auge und Seele vom Detail weg in Licht und Luft des Raumes geführt. Einzelne Bäume dienen diesem Ziel ebenso wie schöne Bergformen oder weit zurückführende Wasserflächen, oft in Nebel oder Dunst gehüllt. Die große Tiefenwirkung seiner Bilder wird besonders in Gebirgsdarstellungen durch gestaffelte Bergrücken erreicht, und sehr differenzierte Wolken runden häufig die Bildkomposition ab.

Zu Beginn des 2. Weltkrieges rückte Felix Heuberger als Reserveoffizier ein und nach

verschiedenen Verwendungen saß er als Rittmeister bei einer Reit- und Fahrschule in Schlesien, junge Pferde ausbildend, wieder im Sattel.

Am Ende des Kriegssommers 1943, den Heuberger's Mutter, wie alle Jahre in der Nähe von Innsbruck verbracht hatte, konnte sie krankheitshalber nicht wieder nach Wien zurückkehren und blieb im engsten Kontakt mit den Familien ihrer Söhne im Raume Innsbruck. Leider blieb die ganze elterliche Wohnung in Wien vollkommen eingerichtet und wurde in den letzten Kriegstagen ein Raub der Flammen. Dabei gingen die wertvolle Bibliothek, Manuskripte, Möbel und Bilder verloren.

Ende 1944 war Felix Heuberger's einziger Sohn Richard gefallen. – Auf den schwierigen Rückzug mit Pferden und Leuten von der Ostfront folgten Wochen harter Kriegsgefangenschaft. Aber um so mehr stürzte sich Heuberger nach seiner Heimkehr nach Hall in seine Arbeit. Viele Skizzen und Malutensilien waren in Wien und Schlesien verlorengegangen. Der Großteil seiner zivilen Garderobe war da und dort zurück geblieben. Aber trotz seines schlechten Ernährungszustandes machte er sehr bald wieder Ausflüge und Touren zu alten Lieblingsmotiven, um neue Eindrücke und Skizzen heimzubringen. Auch die Beschaffung neuer Ölfarben war sehr kompliziert und zeitraubend.

Die Lücke, die der Tod des strahlenden Sohnes hinterlassen hatte, war durch die Anwesenheit des Jugendfreundes Baron Fritz Wieser gemildert. Dieser war mit seiner Familie aus Wien geflohen und hatte bei Heuberger in Hall für längere Zeit Aufnahme gefunden. Mit seiner musischen Vielseitigkeit und seinem sprühenden Humor, der in viel Phantasie und der gemeinsamen Jugendatmosphäre wurzelt, erleichterte er allen diese schwere Zeit.

Mit der Übernahme des Kunstsalon's Czichna in Innsbruck durch den aus Prag gekommenen Architekten Albin Rudolff, der auch die Produktion schöner Bilderrahmen aufnahm, kam dann langsam wieder Leben in die Tiroler Kunstszene. Wien war durch die Lage in der russischen Besatzungszone weit weggerückt. Die erste Kollektivausstellung im Oktober 1946 in dem schönen Ausstellungsraum im Herzen Innsbruck's bestritt Felix Heuberger mit Bildern, die fast ausschließlich seit Kriegsende entstanden waren. Schon im Früh-

jahr 1947 folgte eine Ausstellung in Salzburg, arrangiert von dem bekannten Kunsthändler Christian M. Nebehay, der später in seinen geschmackvollen Wiener Räumen auch die letzte Ausstellung zu Heubergers Lebzeiten durchführen sollte.

An dieser Stelle wird es wohl Zeit zu erwähnen, daß trotz großen Fleißes bei seiner Malerei auch immer noch andere künstlerische Tätigkeiten seinen Alltag bereicherten. An aktives Musikerleben von Kindheit an gewöhnt, fühlte er wenig Neigung zu mechanischer Musikwiedergabe, und so saß er – nach fast jedem Arbeitstag vor der Staffelei – am Klavier, mit dessen Hilfe er sich fast die ganze klassische und romantische Musikkultur erschlossen hatte. Bei vierhändigem Klavierspiel und für Sänger war er ein einfühlsamer Begleiter, und Beteiligte wie Zuhörer genossen jene Abende sehr.

Gäste, die zur Hausmusik beitragen konnten, waren immer hochwillkommen und während der zur Stärkung nötigen Pausen hielt er mit seinem geistreichen Witz alle Anwesenden in Atem. Dazu trugen häufig auch die Produkte seiner Feder bei. Von feinem, aber oft kritischem Humor für seine Umgebung und das Weltgeschehen getragen, reichten seine ideenreichen Dichtungen von echter, besinnlicher Lyrik, über lustige, phantasievolle Theaterstücke oder Drehbuchtexte bis zu vielfältigen Gelegenheitsgedichten.

Ohne allzu großes technisches Verständnis hatte er eine geradezu persönliche Beziehung zu den jeweiligen Fahrzeugen, die ihm ein zeitlich ungebundenes, schnelles Wechseln der Kulissen und Erreichen lohnender Ausflugsziele ermöglichten. Seit seinen Jünglingsjahren war er an große Fahrradtouren gewöhnt, von Scharnitz aus überquerte er einmal das Lafatscher-Joch, um über Hall nach Innsbruck zu gelangen. Dann erweiterte sich sein Aktionsradius mit Hilfe eines guten Motorrades beträchtlich, und ab der 50er Jahre waren Volkswagen treue Alltagsbegleiter, mit denen er auch schöne Reisen unternahm. Fast immer waren seine Frau, oft auch seine Tochter und Enkel mit. – Seine Fahrten waren gleichzeitig immer Studienreisen, er kannte alle Gegenden Österreichs bis zur ungarischen Grenze aufs Genaueste, große Teile der Schweiz und Deutschlands. Viele der schönsten Ziele Südtirols und Oberitaliens gab er auf seinen Bildern wieder. – Manche Eindrücke lösten spontan

ein neues Werk aus, manche kamen nach Jahren zur Darstellung. Immer wieder malte Heuberger ein Venedigbild in den dieser einmaligen Stadt eigenen zarten Farben und von mehreren Flugreisen in den Mittelmeerraum nahm er so starke Eindrücke mit nach Hause, daß viele herrlich farbige und stimmungsvolle Gemälde folgten. Aber die große Mehrzahl blieben die alpinen Motive.

Nicht unerwähnt sollen auch andere, allerdings schlechtere Arbeiten, meist aus früheren Schaffensjahren, bleiben: mehrfarbige Radierungen, etliche Portraits, Ex-Libris und Plakatentwürfe.

Bis zu seinem plötzlichen Tode, 6 Wochen vor seinem 80. Geburtstag, war er in unverminderter Schaffenskraft tätig, hatte rund 800 Gemälde vollendet, die in über 20 Ausstellungen überwiegend in Wien und Innsbruck, in anderen Landeshauptstädten, aber auch in Berlin, London und einmal in den U.S.A. gezeigt wurden.

Ein erfülltes Maler- und Bergsteigerleben war am 25. Jänner 1968 zu Ende gegangen. Geblieben sind die Werke aus seiner Hand, die sich vor allem durch die für ihn so typische Durchsichtigkeit von Licht und Raum so einprägsam machen. Heubergers Naturverbundenheit war sicher die Triebfeder seines ganzen Lebens und künstlerischen Schaffens. Früh hatte sich in dem Großstädter die große Liebe zu den Bergen entwickelt. In seiner Frau hatte er die geeignete Kameradin gefunden, und so kam es, daß er, der sich sonst keinem Verein oder ähnlichem anschloß, 50 Jahre lang überzeugtes Alpenvereinsmitglied war. – Daß es dann möglich war, 1973 eine Gedächtnisausstellung im AV-Haus in Innsbruck aus Anlaß seines 85. Geburtstages mit vielen seiner Bergbilder zu machen, war für alle, in denen seine Bilder die eigenen Empfindungen wieder wachrufen, ein bleibendes Erlebnis.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Rudolf Morawetz
Gabelsbergerstr. 10
Gutenbergstraße 10
6020 Innsbruck*

Ein Kapitel Alpingeschichte

HANS REINER

Ferdinand Horn zum 100. Geburtstag

Mit der Schrift »50-jähriges Jubiläum des Hornweges«, vorfaßt von Stane Hribar, gedachten die slowenischen Bergsteiger 1959 unseres Landsmannes Ferdinand Horn und brachten ihm darin ihren Dank zum Ausdruck. – Umso mehr erscheint es für uns in Österreich angebracht, anlässlich seines 100. Geburtstages seine alpinen Taten aufleben zu lassen.

Der Hornweg befindet sich in der NO-Wand des Jalovec, eines der kühnsten Berge in den Julischen Alpen. Dipl. Ing. Ferdinand Horn, den Dr. Julius Kugy unter die besten Alpinisten seiner Zeit einreihet, hat diese Wand vor rund 70 Jahren als Alleingänger zum ersten Male durchklettert.¹

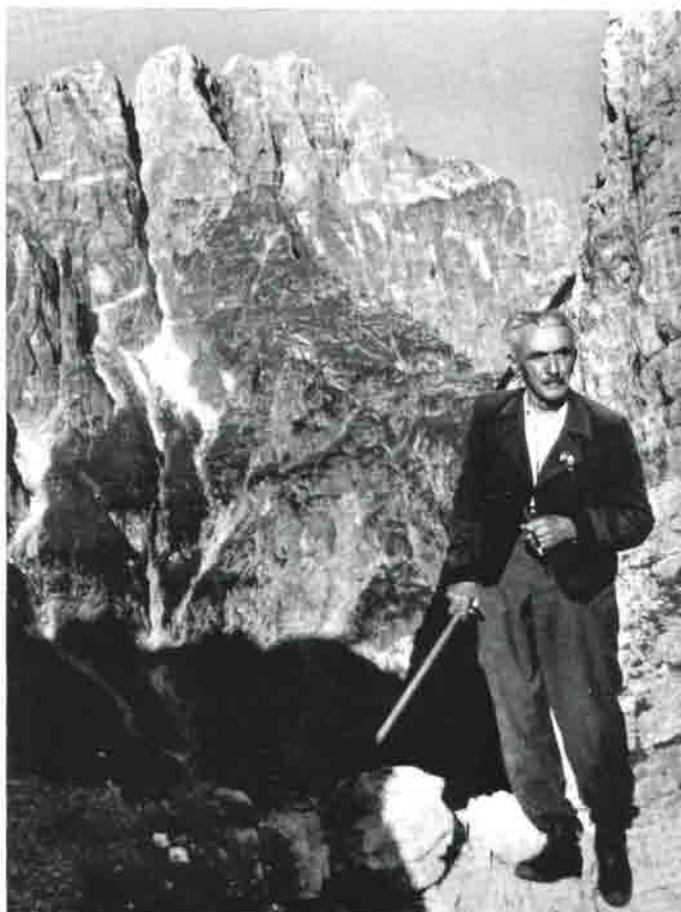
Bei seinen einsamen, handstreichartigen Erstbegehungen verwendete er lediglich Seil und Pickel. Das Seil legte er um Felszacken und band sich zur Selbstsicherung an den Seilenden fest. Als er am 1. August 1909 seine Schritte »der Regenschauer wegen« zu den Weißfelsseen lenkte, trieb ihn sein Wettergefühl ins Planicatal zurück. Tatsächlich, der Nebel riß auf und um 11 Uhr zog der einsame Stürmer seine Kletterschuhe an, band Rucksack und Pickel ans Seil, welches sich unglücklicherweise gleich im ersten Felsabsatz verklemmte. Er berichtet darüber: »Mit aller Kraft am Seil reissend, hörte ich plötzlich das Aufschlagen von Gegenständen tief unten im Schuttkar. Hierauf zog ich mühelos den gänzlich entleerten Rucksack mit Pickel empor. Den zerrissenen Rucksack warf ich in die Wand hinab, an deren Fuß ich Bergschuhe, Steigeisen und den gesamten Proviant herumliegen sah. Etwas mißmutig nahm ich den Kampf mit dem Berge wieder auf!« Es wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen umzukehren! Trotz seines untrüglichen Orientierungssinnes erforderte der Aufstieg über unzählige Bänder, Risse und Kamine viel Zeit. Hunger und Durst machten sich bemerkbar. Die Schwierigkeiten wurden größer. – »Als ich die folgende, glatte Verschneidung bewältigen wollte, verließ die übermüdeten Finger die Kraft.«²

¹ Seither ist diese Route als eine der beliebtesten Unternehmungen in diesen Bergen oft wiederholt worden.

² Horn hatte gerade vorher die Gugha die Brenta erklettert!

Ich zwang mich zur Ruhe und trachtete abzuklettern, vergebens! Den Halt verlierend, glitt ich etwa drei Meter hinab, wo ich mich auf einem Vorsprung auffing, den ich schon früher dafür ins Auge gefaßt hatte.« Aber auch diese Stelle wurde überwunden und um 20 Uhr erreichte der abgekämpfte Kletterer eine Höhle, durch die der Abendhimmel leuchtete – der Weg zum Gipfel (noch 1½ Stunden) war frei. »Seid mir gegrüßt, stolzer Triglav und ihr Julier, vom letzten Abendrot umstrahlt!« Der Versuch, am Gipfel zu biwakieren, mißlang. Um Mitternacht trieb ihn die Kälte zu Tal: »Rabenschwarze Nacht gähnte aus der düsteren Schlucht der vereisten Aufstiegsrinne. Da die Kletterschuhe völlig zerfetzt waren, hatte ich mir wie ein Dachdecker die Wickelgamaschen um die Füße gebunden. Der Firn war hart gefroren. Es folgten böse Stunden, in denen ich mir in Nacht und Finsternis den Abstieg unter fleißigem Pickelschwingen durch die steile Gasse erzwang. Im Morgenrauen erreichte ich die Einstiegshalde und sammelte meine weit verstreuten Sachen ein. Lebwohl stolzer Jalovec, auf Wiedersehen!« Es dauerte 25 Jahre bis er als 55jähriger seine »Jugendliebe« wieder sieht. Er erzählt: »Da sitzen wir beim Einstieg. Dieses unbeschreibliche Gefühl beim Anziehen der Kletterschuhe und beim Umgürten des Seiles! Das Gelände ist wild und abwechslungsreich, die Tiefe wächst mit jeder Bewegung. Mein Gefährte hat mir, dem Alten, die Führung überlassen und ich finde schnell »meinen Weg« wieder. Um die Mittagszeit liegen wir in der warmen Gipfelsonne. Ich denke der Zeiten, da hier alles noch unser war. Ein Vierteljahrhundert ist vorbeigerauscht, seitdem ich als Erster heraufstieg. Der Gedanke, daß es wenigen gegönnt ist, nach solchem Zeitraum den Weg ihrer Jugend nochmals zu gehen, erfüllt mich mit heißem Glücksgefühl.«

Das war Ferdinand Horn, geboren vor 100 Jahren, am 7. August 1878 in Wien, der im 89. Lebensjahr – gest. am 7.3.1967 – sein ausgefülltes Bergsteigerleben vollendete. Ein Universalbergsteiger: Als Kletterer draufgängerisch und wagemutig, als Skiläufer vor allem Tourenfahrer bis ins hohe Alter, dazu ein Wettkämpfer, der besonders im Langlauf beachtliche Erfolge errang. In Wien aufgewachsen, kam er während des Universitätsstudiums zum Bergsteigen und Skilauf. Aus den Lehrjahren im Wiener Klettergarten erlangte



*Horn's letzte Bergtour mit 80 Jahren auf den Mittags-Kogel (vor Monatsch-Drachengrat)
Foto: Luis Schönbacher*

er in den Dolomiten bald seine Meisterschaft. Als überzeugter Klassiker verwendet er nur Seil (20 m), Kletterschuhe (Hanf und Filz) und den Pickel. Die Verwendung von Haken als Fortbewegungsmittel hat er zuerst energisch abgelehnt, später schweren Herzens geduldet. Kugy suchte noch in den Juliern die natürlichen Wege – Bänder, Rinnen und Schluchten – die Pfade der Wildschützen und Jäger, die ihm auch als Führer dienten. Barth, Purtscheller und die Brüder Zsigmondy errangen aufsehenerregende Bergerfolge als Führerlose. Guido Lammer aber rief begeistert zum führerlosen Alleingang auf und löste damit erbitterte Auseinandersetzungen aus, in denen man zeitweise vor Beleidigungen nicht zurückschreckte. Aus diesen wilden Wogen der Extreme lenkten maßvolle Bergsteiger wie Horn, als der erfolgreiche Alleingänger und Erstbegehener, die Entwicklung des Bergsteigens wieder in friedvollere Bahnen. In seiner »Jugend-

zeit«, die sich über Jahrzehnte erstreckte, besticht er als sicherer und eleganter Kletterer. Als Westalpenmann schätzt man ihn als den treuen und verlässlichen Gefährten. Nach Vollendung des 50. Lebensjahres, als es schwierig war, entsprechende Partner zu finden, hat er auch in den westlichen Alpen Alleinbegehungen unternommen.

Es war ihm auch vergönnt, die glückliche Verbindung von Bergsteigen und Skilaufen zu genießen. Aus dem Jahre 1900 hat er uns einen köstlichen Bericht hinterlassen. Da wurde er als Einjährig-Freiwilliger zu einer Skipatrouillen-Ausbildung nach Müzzzuschlag zu Toni Schruf kommandiert. Weder die militärischen Ausbilder noch die Mannschaft verfügten über Fahrkenntnisse. Überraschend sagte sich S. M. Kaiser Franz Josef zur Besichtigung an. Skifahrer hatte er noch nie gesehen. Hart an der Straße wurden die Rollen verteilt. Horn und zwei Leutnante wurden bestimmt, eine

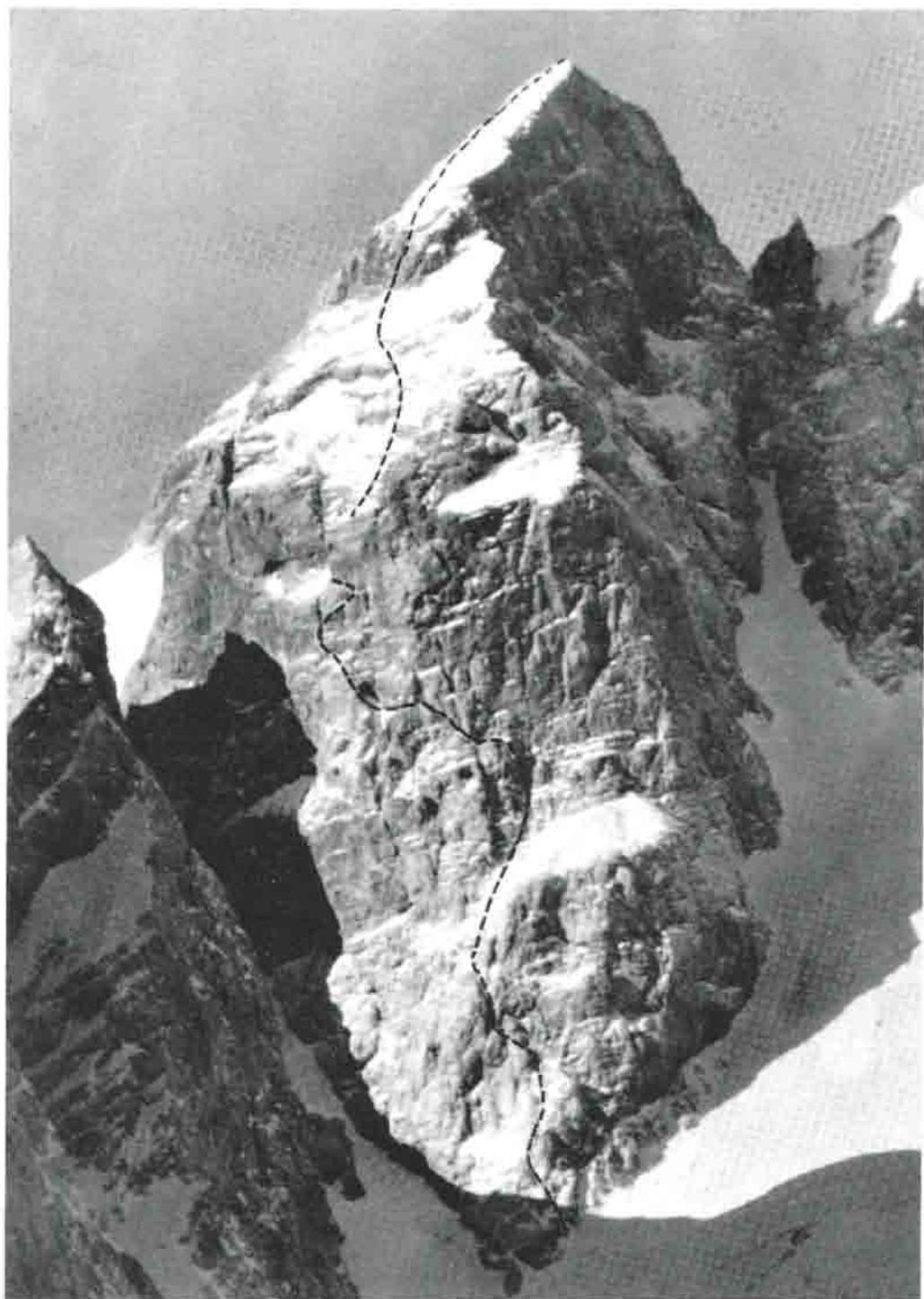
geböschte Wiese im Schuß abzufahren. Ein Linienschiffsleutnant (!) sollte den oberen Wiesenhang in Telemarkschwüngen herunter-schweben. Die übrigen Soldaten waren vorge-schen als Staffage in der Ebene hin und her zu gehen. Schellengeklingel ertönte, eine kleine Schlittenkarawane hielt an – im ersten Schlit-ten der Kaiser. Ein Signal: »Wir drei Auser-wählten stießen am Waldrand ab, stürzten jedoch alle zugleich am Hangknick auf unsere Rücken, was den Kaiser sehr ergötzte. Nun kam der Stolz der Kompanie. Er gondelte in eleganten Telemarkschwüngen zu Tal. Leider mißlang der Schlußschwung vor dem Schlitten. Der »Stern« des Linienschiffsleutnants war so gewaltig, daß die Pferde scheuten. Der Kaiser aber setzte seine Reise in heiterster Laune fort.«

Horn, zuerst Anhänger Zdarsky's, wurde ein ausgezeichnete Skiläufer. Gut die Hälfte seiner zahlreichen Bergtouren hat er auf den »weißen Rössern«, wie er sie nannte, unter-nommen. Oft hat er ausgedrückt, was ihm die Ski bedeuten. Jedes Jahr zog er durch die end-losen Tauerntäler, durch die langen steirischen Gräben, schwerbepackt, die flinken Bretter auf den schwierigen Schultern. Doch jeden stundenlangen Anmarsch hat er gerne auf sich genommen, wenn er an die Abfahrtsgenüsse dachte. Es waren in buntem Wechsel die Sierra Nevada, die Hohen Tauern, die gletscherüber-flossenen Westalpengipfel oder die Wald- und Wiesenabfahrten im steirischen Bergland. 252mal hat er seinen Steinplan, den Hausberg der Knittelfelder, im Winter besucht und je-desmal ausgekostet. Im Gegensatz zum Klet-tern, wo er schweigsam und in sich gekehrt war, öffnete der Skilauf sein Herz und löste seine Zunge. Er wurde zum Freund der Ge-meinschaft, der geschätzte und beliebte Füh-rer, aber auch der humorvolle von Scherzen und Späßen überquellende Unterhalter. Einmal im Jahr scharte sich ein kleiner Trupp um ihn zu gemeinsamen Skibergfahrten. Im Alter, wenn er bisweilen als Letzter daherkam, rief er fröhlich: »Ha, wie jagt' ich die Bürs-chen vor mir her!« Viele seiner Aussprüche sind heute noch lebendig und unvergessen. Bereits im Jahr 1912/13 zog es ihn zum Wett-kampf. Nach einigen Abfahrtsläufen, die heute einer mittleren Skitour gleichkämen, ver-schrieb er sich dem Langlauf. Von 1920 an ist er jedes Jahr bei großen Meisterschaften ver-treten. So war er österreichischer und deut-

scher Akademischer Meister, ungarischer Meister seiner Altersklasse, 12mal Österrei-chischer Meister der Altersklasse und Deut-scher Meister, errang einen ersten Platz bei den spanischen Meisterschaften und siegte bei den Deutschen Kampfspiele 1930 in Krummhübel. Erst nachdem Oberst Bilgeri auf der Skiwiese vom Tode ereilt worden war, schränkte er den Rennlauf ein.

Für das Jahrbuch des ÖSV »Skileben in Öster-reich 1937« schrieb er: »Ich kann wohl sagen, daß ich alle großen Berggruppen der Alpen von den Seealpen (Monte Viso), Westalpen bis zum Semmering besuchte und viele berühmte Hochgipfel vielfach im Alleingang bestiegen habe. Darüber hinaus war ich in den Bergen Spaniens und Skandinaviens.«

Diese Feststellung drängt zu einem Blick in sein Fahrtenbuch. Es ist fast eine kleine alpine Geschichte. Zwar einfach, schlicht, ja trocken hat der Oberbaurat der ÖBB auf alten Form-blättern nur die Namen der bestiegenen Gipfel eingetragen. Oft fehlt die Höhenangabe, die Gebirgsgruppe, die Wegzeit oder irgendein Erlebnis. Manchmal befindet sich hinter den Bergnamen schlicht »(1. Begehung)«. Neben der großen Bergfahrt steht gleichwertig der kleinere Heimatgipfel. Es ist das Kennzeichen des Bergsteigers von Format, für den nicht Höhe oder Ruf eines Berges allein zählen, sondern auch das Erlebnis. Insgesamt waren es 1620 Bergfahrten, die da verzeichnet sind. Vor 1914 sind es Nachträge aus dem Gedächtnis: Rax, Ötscher, Hochschwab (oft), Gesäuse, Hohe und Niedere Tauern, Julische Alpen (Jalovec, Montasch), Ortler (Marligrat), Dolomiten (Langkofel, Guglia di Brenta, Kleine Zinne O-Wand, Grohmannspitze, Fünffingerspitze, Marmolata), Westalpen (Matterhorn, Mte. Rosa, Lyskamm) usw. – Auch der 1. Weltkrieg bedeutete keine Zäsur. Im Gegenteil: Das Kriegsjahr 1915 brachte einen Höhepunkt, von dem später noch die Rede sein wird. Nach dem Kriegsende, bereits über 40, beginnt für Horn eine zweite Berg-periode. Immer ist er bestreht, neue Berg-gruppen kennenzulernen. Die Kletterfahrten nehmen zahlenmäßig ab, an ihre Stelle treten Westalpen- und Skihochtouren. Vom 50. Le-bensjahr an beginnt er Jubiläen zu feiern. Alpine Glanzstücke: Die Jalovec NO-Wand, die Meije - Schicksalsberg Zsigmondy's – im Auf- und Abstieg allein, sie hätte beinahe auch sein Geschick besiegelt. Er schilderte: »Nach



NO Wand des Jalovec, mü Hornweg

(Archivbild)

vielen Stunden ernster Fels- und Eiskletterei stand ich endlich am späten Nachmittag auf der Steilplatte unter der großen Mauer und setzte mich zu kurzer Rast nieder. Da hörte ich ein langdauerndes Heulen und Pfeifen, das zu donnerndem Brausen anschwell. Dann sauste eine dunkelmächtige Riesenlawine in großem, grollenden Bogen über mich weg und schmetterte in die Felshänge unter mir. Der ganze Berg bebte. Auch ich war im Innersten erschüttert durch das uralgewaltige Erlebnis und die Erkenntnis, daß nur die Rast auf der sicheren Platte mich vor dem Tode gerettet hatte. Lange wagte ich es nicht, die Stelle zu verlassen. Es wurde dunkel beim weiteren Abstieg. Der schwache Lichtschein meiner Taschenlampe verlor sich in schwarze Tiefen. Da entschloß ich mich zum Biwak. Über mich stülpte ich das getreue Alpinzelt und setzte mich auf Seil und Rucksack. Alsbald flammte ein Zündholz auf und der Duft einer heimischen Zigarette schuf eine gewisse Behaglichkeit. Es war eine wundervolle, warme und windstille Nacht. Nach Mitternacht wurde es kühl. Die Gletscherbrüche und Steinfälle schwiegen.«

Der zweite Weltkrieg brachte eine starke Einschränkung der Tourentätigkeit. Als es um den Kaukasus ging, meldete sich Horn, damals 65jährig, freiwillig zum Gebirgseinsatz. Er wurde aber, in Unkenntnis seiner Leistungen, abgewiesen. Im letzten Kriegsjahr gab es nur eine einzige Bergtour: den Steinplan. Aber gleich nach Kriegsende, Knittelfeld lag vollständig in Trümmern, erwachte seine Bergfreude und damit seine Spannkraft. Als 70jähriger durchkletterte er, dies neben anderen Bergfahrten, zum 23. Male die Nordwand der Planspitze. Zum 75. Geburtstag bestieg er (führend) mit einem nur um fünf Jahre jüngeren Alpenklubkollegen über den Stüdlgrat den Großglockner. Mit 80 unternahm er seine letzte Bergfahrt. Eine beginnende Erkrankung hatte seine ungestüme Kraft gebrochen. Es zog ihn in seine Julier, auf den Malborgheter Mittagsskofel⁴, einen prachtvollen Aussichtsberg, um die liebsten Erinnerungen aufzufrischen. Da saß er beglückt, zu Füßen die Seisera und Spranje. Gegenüber der einst erbittert umkämpfte Wischberg und der einzigartige Montasch, der 2300 m aus dem Dognatal in den Himmel ragt. Überall noch die Gräben und Ruinen vom unseligen Vernichtungs-

⁴ Er hatte seine Nordwände mehrmals durchklettert

kampf. Da winkt der Karnizenturm, den er 1918 allein überschritten und wo er den Posten um Mitternacht mit einem zuvor gefundenen Totenschädel arg erschreckt hatte. – Drüben auf dem Montasch gibt es einen Weg über den Drachengrat, von dem Julius Kugy⁵ anerkennend schrieb: »Einem jüngeren ausgezeichneten Bergsteiger namens Horn ist dann dieses Geschenk in den Schoß gefallen. Aber sagen wir es gleich ehrlich und neidlos: es war eine gewaltige Tat. Es ist das Kennzeichen eines Großen, wenn er in letzter Stunde an einen schweren Mißgriff einen derartigen Erfolg zu knüpfen vermag. Wir stehen an einem der größten und schönsten Montaschwege, den wir den Horn'schen nennen wollen.« Auch diesen Montaschweg hat Horn 1911 im Alleingang bezwungen. Als er den Westwandanstieg verfehlte, kam er in schwierige Risse und enge Kamine. Doch sein Spürsinn ließ ihn durch das unübersichtliche, wilde Felsgelände finden. Mehrmals geriet er in Schwierigkeiten. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, aus einer überaus heiklen Klettersituation wieder zu sicherem Stand zu kommen. »Dem um seine Beute geprellten Abgrund aber spuckte ich übermütig in den gähnenden Rachen, und erst als das weiße Schaumflöckchen in der Luft zerflattert, wendete ich mich wieder den Felsen zu. Aufwärts ist die Parole! Bald darauf fand ich eine Einsattelung, bei der ich fast aufs Atmen vergaß. Vor mir gähnte eine düstere Schlucht. Dahinter stürzte der Berg in einem ungeheuren Pfeiler nach Norden ab. Dann eröffnete sich ein herrlicher Blick in das tief eingeschnittene Tal hinaus bis zu den Dächern von Dogna.« – Es war die Blockscharte, die sich mit diesem Ausblick tief in sein Gedächtnis eingrub. In neu erwachtem Selbstvertrauen und wilder Angriffslust erreichte er nach weiteren Stunden den Montaschgipfel.

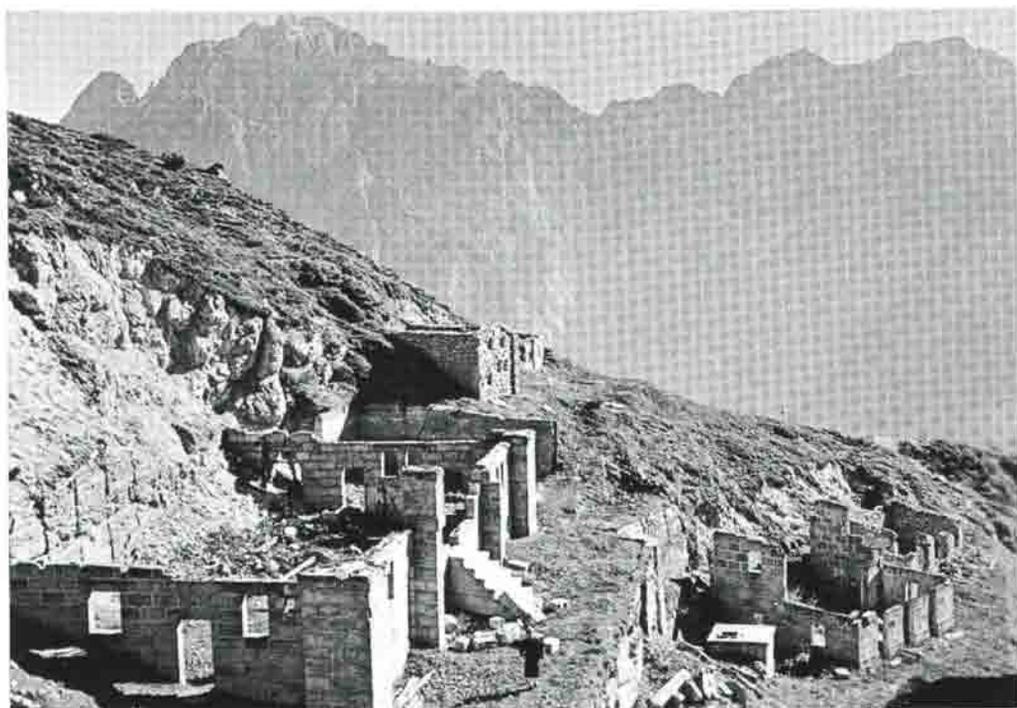
Vier Jahre später, als Italien Österreich mit der Kriegserklärung schockierte, wurde dieser Hornweg von großer Bedeutung in einem Unternehmen, das wahrlich seinem Wesen entsprach: Freude an der Überlistung des Feindes. Doch er soll selbst berichten:⁶ »Das hätte ich mir nicht gedacht, daß mein schwieriger Erstanstieg im großen Krieg so eine wunderbare Rolle spielen sollte! Nach Kriegsausbruch hatte der Feind den ganzen Grenzkamm

⁵ J. Kugy. »Aus dem Leben eines Bergsteigers«, Seite 191

⁶ Auszug aus einem Bericht Ing. Horns in »Norbert Nau, Der Krieg in der Wischberggruppe, Leykam 1937«.

vom Mittagskofel bis zum Montasch besetzt. Von dort konnte er uneingesehen die Orte im Kanaltal zerstören. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Wie wäre es, meinen Aussichtspunkt am Drachengrat zu erklettern und von dort das Feuer auf die feindlichen Batterien zu lenken? Ich schrieb meine Idee mit Skizze an das Armeekommando in St. Veit und wurde eingeladen, in hoctouristischer Ausrüstung zu erscheinen. Zunächst eingehende Überprüfung meines Vorschlages durch die Generale Rohr, Langer und Jaschke, dann rege Anteilnahme. Da aber mein Aufstiegsweg noch ganz im Schneck begraben war, mußte ich vorschlagen, noch etwa drei Wochen zuzuwarten. Andere Offiziere hielten mein Vorhaben für undurchführbar. Glücklicherweise gab Dr. Julius Kugy als Alpinreferent meinem Plan seine volle Zustimmung. Ende Juli 1915 machte ich mich in einer finsternen Nacht mit dem Zugsführer Noisternigg und zwei Bergführern von Dr. Kugy auf den Weg. Wir drei Zivilisten hatten für den Fall der Gefangennahme eine Uniform angezogen. Wir stiegen durch steilen Buchenwald, jederzeit gefaßt auf italienische Feldwachen zu stoßen – aber die schliefen gut. Im Morgengrauen langten wir beim Einstieg in nächster Nähe der stark befestigten feindlichen Stellungen an. Angeseilt begannen wir zu klettern, in Felsgelände, das an Schwierigkeiten der Nordwand der Kleinen Zinne nicht nachsteht. Plötzlich warnten mich leise Rufe. Unten im Geröll spähte eine starke Alpinpatrouille zu uns herauf. Wir drückten uns tief in den Kamin und blieben regungslos, durch das Grau der Uniform geschützt. Nach endlosen Minuten zogen die Alpini weiter. Als sie nach einigen Stunden laut und lärmend zurückkehrten und da auch ober uns am Montaschgipfel Feinde saßen, stieg ich allein in einer Mimikry-Maskerade – unter meiner grünen Regenhaut als Latschenfleck verkleidet – über ein stark eingesehenes Band. Gegen Abend erreichte ich mein Ziel, die schmale Blockscharte. Von dort schaute ich als einziger Österreicher den prachtvollen Blick ins Dognatal, in dem zahlreiche ungedeckte militärische Objekte standen. Der Beweis der Durchführbarkeit meines Planes war erbracht. In der Nacht stieg ich mit meinen Leuten in aufregender Kletterei in die Seisera ab und durchschritt im Morgengrauen unsere armseligen Stellungen. – Im schriftlichen Bericht verlangte ich ein weittragendes Geschütz, die Einrichtung einer

zweckmäßigen Signalstation und einen berg- erfahrenen Artilleriebeobachter. Nach gründlichen Vorbereitungen erkletterte ich in der Nacht vom 20. auf 21. Juli neuerdings die Blockscharte, begleitet von dem Fähnrich Dr. G. Mayer und Noisternigg. Die beiden Bergführer aus der Trenta hatten eine Wiederholung abgelehnt. Bei herrlicher Sicht gab Noisternigg die Beobachtungen an die Naboischarte weiter, von wo sie einem 30,5 cm Mörser im Fellatal, der leider nur 10 km trug, übermittelt wurden. So mußten wir uns mit den italienischen Batterien begnügen. Vom Zelt im Naboisattel gab ein grelles Lichtsignal bekannt, daß man uns verstanden habe. Bald darauf hörten wir das mächtige Geschöß über uns durch die Lüfte sausen. Die Berge erzitterten durch den ungeheuren Einschlag mitten in einem großen Zeltlager. Im nächsten Augenblick quoll eine Menschenmasse aus den Zelten und rannte in panischer Angst dem Tale zu. Ein übler Morgengruß! Nach zwei Tagen, als kein italienisches Geschütz mehr feuern konnte, kehrten wir ohne Zwischenfall heim. Anfangs August, als die Italiener wieder aus frischen Geschützen zu schießen begannen, führte ich, vom Armeekommando gerufen, ein zweites Mal eine Patrouille auf den Drachengrat. Wieder konnten die feindlichen Batterien niedergetrommelt werden. Die Beschießung Dognas mußte leider entfallen, obwohl das Armeekommando ein zweites 30,5 cm Geschütz zur Verfügung gestellt hatte. Dieses Geschütz war riskanterweise vor den österreichischen Stellungen postiert. Es wurde aber, bevor es wirken konnte, entdeckt und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Nach drei Tagen kletterten wir wegen Schlechtwettereinbruchs unangefochten zurück. Eine weitere Wiederholung wurde leider unmöglich. Die Italiener waren endlich auf unsere Schliche gekommen. Was den kriegerischen Wert meiner Unternehmungen betrifft, so liegt er nicht am Schaden an Mann und Material, sondern darin, daß der Feind eingeschüchert es unterließ, unsere damals noch recht dürftigen Stellungen zu überrennen. Der Weg nach Kärnten wäre ihm sonst offen gestanden.« Der Historiker Dr. Anton Klein schrieb über diesen, Geschichte gewordenen Handstreich: »Es dürfte in der Kriegsgeschichte Österreichs in seiner Art der einzige Fall sein, daß ein Zivilist sich dem Armeekommando zu einem so wagemutigen Unternehmen selbst anbietet



Mittagskofel mit italienischen Stellungen; im Hintergrund der Montasch

(Archivbild)

und dafür mit dem goldenen Verdienstkreuz und der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde.

Es ist verständlich, daß ein Mann mit dieser Vitalität sich auch in Vereinen betätigen mußte, daß ihm Funktionärsstellen angetragen wurden. Sein universelles alpinen Können und seine lustige Geselligkeit wurden in jedem seiner Dienstorte einen Kreis gleichgesinnter Menschen an. Er wurde Obmann des Wiener Skiklubs, später Ehrenmitglied. In Villach wählte man ihn zum Obmann des Verbandes der Skiläufer Kärntens. In Knittelfeld gründete er einen Skiklub und die Sektion des Alpenvereins, die er vier Jahrzehnte erfolgreich führte. Besonders ehrenvoll jedoch war die Mitgliedschaft Horns beim Österreichischen Alpenklub. Später im Ausschuß, wurde er 1959 Ehrenmitglied »in Würdigung der Stellung, die er im alpinen Leben Österreichs eingenommen hatte«. Horn hat eine Anzahl zeitgeschichtlich aufschlußreicher Bergerlebnisse schriftlich festgehalten. Sie sind nicht von Streit und Kampf erfüllt, wie etwa die Artikel G.Lammers, dem er als Alleingänger vergleichbar

wäre. Seine Aufzeichnungen wurden nicht von den wissenschaftlichen Kriterien eines Hermann v. Barth bestimmt. Es fehlt ihnen der nimmermüde Eifer der Bergerschließer, die fast alle ein nur kurz bemessenes Leben hatten. In seinen liebenswürdigen Schriften ersteht ein von Bergen, Natur und Abenteuern geprägter Bergsteiger. Bescheidenes Wesen, ungebrochene Lebensfreude, vereint mit hohen Leistungen, sind es wert, vor dem Vergessen bewahrt zu werden.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Hans Reiner
Mettahofgasse 6
8020 Graz*

Ritzzeichenfunde in den bayerischen Alpen?

FRANZ WOLLENIK

Die Frage, ob in den bayerischen Alpen Felszeichnungen vorhanden seien, wurde bislang immer verneint. Der Gedanke allerdings, daß zwischen den Ritzzeichenfundstellen im Raume Salzachtal und im Raume Saalachtal – also in den Gebieten um den Königssee, im Lattengebirge und der Reiteralpe – vielleicht doch etwas zu finden sei, lag nahe. Aus dieser Überlegung heraus hatte schon vor einigen Jahren Frau Dr. Edith Ebers gemeinsam mit meiner Frau und mir, als ihren langjährigen Mitarbeitern, und unterstützt von den bayerischen Forstämtern und lokalen Persönlichkeiten, mit der Nachsuche begonnen, die Erfolg hatte.

Nach dem Tode von Frau Dr. Ebers im Jahre 1974 hatten meine Frau und ich diese Arbeit weitergeführt und neue Fundstellen ausgemacht, so daß sich nun allmählich das Bild rundet.

Diese Erfolge verdanken wir auch zu einem guten Teil unseren unermüdlichen Mitarbeitern Fräulein Ebba Wendt (Berchtesgaden-Schönaun) und dem Ehepaar Maria und Alois Paulus (Murnau-Hagen), denen hier für ihre oft recht mühevollen Tätigkeit als »Spürnasen« herzlich gedankt sei! Dank sagen möchten wir auch den bayerischen Alpenforstämtern und den privaten Persönlichkeiten, die für unsere Arbeit Verständnis zeigten und Unterstützung gewährten.

Ehe auf die einzelnen Fundstellen näher eingegangen sei, ein Wort über die **Darstellungen und das Symbolinventar** auf den Ritzzeichenblöcken und -wänden der bayerischen Alpen: Pentagramm (oder Drudenfuß), Kreuze verschiedener Arten, Näpfchen, Leitern, Drei- und Vierecke, Netze oder Gitter, Kreise, Radkreuze, anthropomorphe und zoomorphe Darstellungen, Bäume, und daneben viel Undeutbares. Im wesentlichen ähneln sie den Zeichen der umliegenden österreichischen Fundstellen. – Für einige dieser genannten Zeichen hatte seinerzeit Frau Dr. Ebers den Ausdruck »Uraltssymbole« geprägt – sicher mit einer gewissen Berechtigung, denn man kann sie durch weite Zeiträume zurückverfolgen. Ein Symbol besonderer Art ist das »Mühle-

spiel« oder »Mühlbrett«, weit verbreitet, als »alt und heilig« bezeichnet und als »Weltbildschema« gedeutet. Dieses »Mühlbrett« fehlt nun im bayerischen Felszeicheninventar vollständig! Sehr merkwürdig, wenn man vernimmt, daß es zum Beispiel östlich des Torrener Joches gleich mehrmals anzutreffen ist! Dafür wird im bayerischen Bereich das Pentagramm vorherrschend. Einen weiteren Wandel in Form und Art der Symbole konnten wir noch weiter westlich – im Raum um Oberammergau – feststellen.

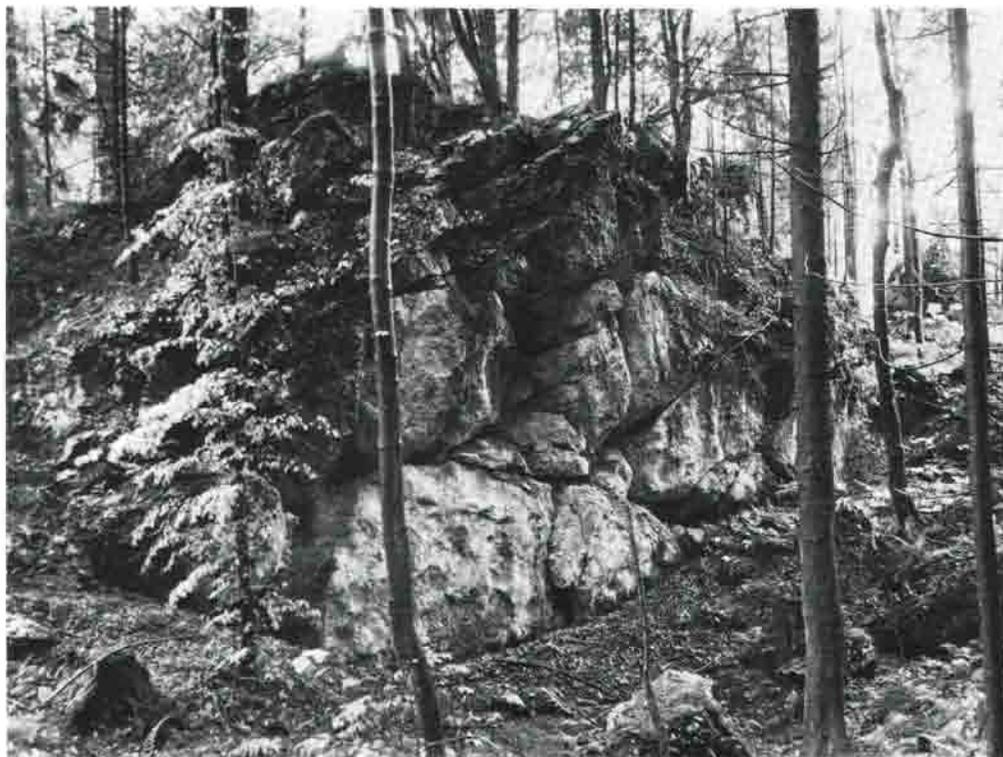
Eine **Datierung** dieser Ritzzeichnungen ist naturgemäß nicht einfach. Sicher mögen einige der Zeichen ein hohes Alter haben, besonders jene »Uraltssymbole«. Der Großteil jedoch dürfte ins Mittelalter zu setzen sein. Daß etliche der Fundstellen aus mancherlei Gründen durch lange Zeiträume zur Ritzung »einschluden«, beweisen jene, an denen neben »Uraltssymbolen« Eintragungen quer durch die Zeiten bis in die Gegenwart anzutreffen sind.

Nun zu den einzelnen Fundstellen und ihrem Zeicheninventar:

Östlich des Bahnhofes **Hallthurm** (624 m) liegen im Walde mächtige Blöcke eines Bergsturzes, der einst vom Untersberg herabgekommen ist. Auf dem ersten Block neben der Bahn findet sich ein etwa 10 x 15 cm großes Netz oder Gitter, das nach unten und rechts betont »offen« ist, aber auch an seiner linken Seite greifen einige Linien über die senkrechte Begrenzung hinaus. Etwa 20 cm schräg links darunter eine weitere Gitterdarstellung, viel seichter graviert, mehr angedeutet.

Lattengebirge. Im Bereich der Dalsenalm (1200 m), am »Alten Sackweg«, liegt die »Schneidwand« (1270 m), bedeckt von vielerlei Ritzzeichen: am auffälligsten eine etwa 35 cm hohe, sich nach oben verjüngende Leiter mit Mittelholm, ein gefeldertes Quadrat, in seinen Feldern Kreuz, Näpfchen und ein Winkel; Kreuze mit und ohne Näpfchen an den Enden, Malzeichen, geschäftete Dreiecke, viele Näpfchen und undeutbare Liniengefüge. Dazwischen einzelne Initialen älteren Datums, rezente Ritzungen fehlen.

Reiteralpe. In einem Felssturzesgebiet an der Westseite des Wartsteins befindet sich in etwa 1200 m Höhe eine Fundstelle: ein paar Kreuze, Kreuzkombinationen, drei parallele Linien, Winkel und undeutbare, teils buchstabenhähnliche Zeichen.



Der ritzezeichentragende Felssturzblock auf dem Paß Hallthurm.

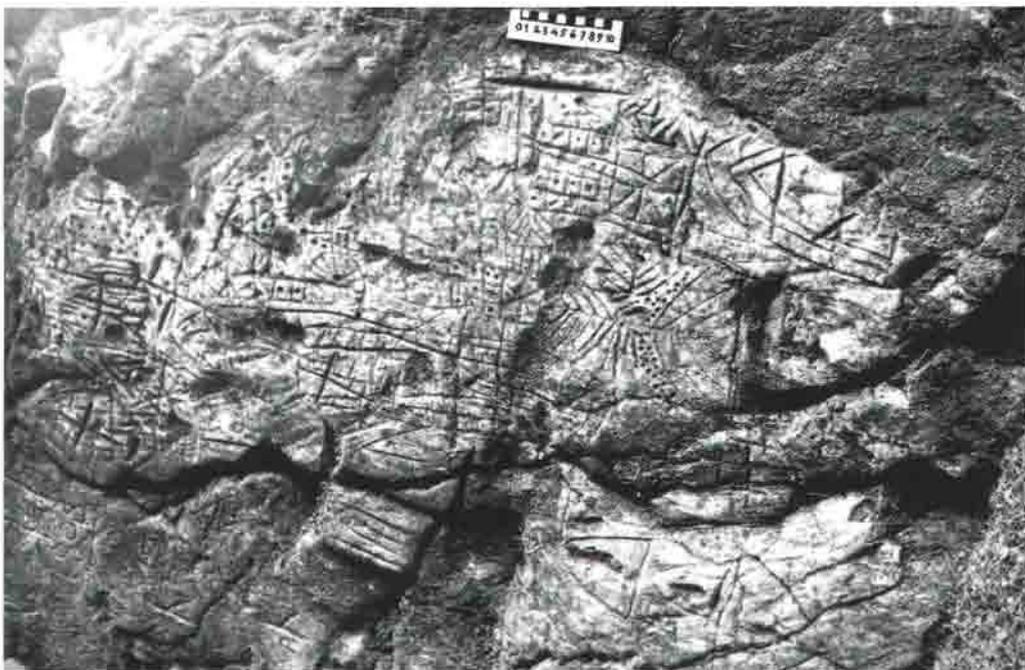
»Felsbilderzentrum« **Königssee**. Die Ritzzeichenfunde, die inzwischen rund um den Königssee gemacht wurden, lassen die Bezeichnung »Felsbilderzentrum« als durchaus gerechtfertigt erscheinen. Wir beginnen am Nordende des Sees und umwandern ihn im Uhrzeigersinn:

Auf dem **Autoparkplatz Königssee** der erste ritzezeichentragende Block, schon lange bekannt (im Salzburger Ritzzeichenkataster unter der Nummer RZ. 1335/1 geführt), Seehöhe etwa 605m: Pentagramme, Kreuze, Vierecke, Teil eines Sonnenrades, ein Weihenkreuz (auch Wiederkreuz – Vervielfachung des Kreuzes – oder Deutsches Kreuz genannt). Die nächste Fundstelle befindet sich hoch in den Bergen im Gebiet des **Schneibsteins**, an einer Felswand in einem schluchtartigen Tal, in etwa 1490 m Höhe: ein diagonal durchkreuztes Quadrat von etwa 15 cm Seitenlänge mit beiderseits und oben aufgesetzten Dreiecken, darin jeweils ein bis zwei Näpfchen. Ein paar Meter weiter eine wappenartige Darstellung,

Kreuz, Pfeil und mehrere parallele, tief eingegrabene senkrechte Linien.

Im nicht weit entfernten **Königstal**, im »Maißanger« (1360 m), sind auf mehreren großen Blöcken eines Felssturzes von der Farnleitwand Ritzzeichen zu finden. Vor allem auf dem »Betstein«, dessen Gravierungen schon länger bekannt sind: In einem Bericht von F. Wimmer über die Befahrung der Reimersberghöhle im November 1940 ist vermerkt, daß Ing. Coernig und H. Gruber »unterhalb der Königstalalm noch zahlreiche Felsinschriften und runenartige Zeichen, die in mächtigen Felsblöcken eingemeißelt sind... fanden«. Es sind Pentagramme, Kreuze verschiedener Größe, gefelderte Quadrate, Kreise – senkrecht geteilt, Rad- und Tierfragmente, Näpfchen, Linien; daneben Christogramme, Initialem und Undeutbares.

Südlich vom Maißanger und etwa im selben Höhenbereich, sind im **Priesberger Moos** zwei weitere Fundstellen. Ihr Inhalt ähnelt dem der Blöcke im Königstal: Pentagramm, Kreuze, vor allem Näpfchen.



Das faszinierende Ritzzeichen-»Bild« von der Gotzenalm.

Im Bereich der **Gotzenalm**, auf ca. 1680 m, findet sich in einer 60 bis 80 cm breiten Felspalte auf einer Fläche von rund 60 x 90 cm eine außergewöhnliche Ritzzeichen-Komposition: alle möglichen Zeichen wie Vierecke, teils mit Näpfchen im Mittelpunkt, gefelderte Quadrate, Dreiecke (einige mit Vertiefungen – Vulvadarstellungen?), Radfragmente, Bäume, eine Art gotischer Bogen oder Bergdarstellung, Kreise und Linien – manche davon quer über die Zeichnungen, als wären mehrere Gravierungsperioden vertreten – vereinigen sich zu einem eindrucksvollen »Bild«.

In der **Röthwand**, in etwa 1220 m Höhe, gibt es, ebenfalls in einer engen Felspalte, Kreuze, einen Rechen, ein Tierfragment, Vierecke und Liniengefüge; daneben auch rezente Initialen. Südwestlich der **Fischunkelalm**, am Ende des Obersees, liegt in etwa 620 bis 660 m Höhe ein mächtiges Felssturzbereich. Unsere Nachsuche brachte bisher an drei Blöcken Ritzzeichnungen zutage: Kreuze, Tiere und Tierfragmente, Vierecke, Dreiecke, Liniengefüge sowie eine mehr als 50 cm lange vertikale, tief eingravierte Zickzacklinie.

Auf dem »**Alten Viehtriebsteig**« von der Sallet-Alm am Südennde des Königssees zur Schrainbach-Alm findet sich in ca. 700 m Höhe eine unscheinbare, jedoch unserer

Meinung nach bedeutsame Zeichnung: die rund 10 cm hohe Darstellung eines Baumes mit Näpfchen an den Astenden, rundum noch fünf größere Näpfchen und unterhalb in Strichmanier vermutlich eine anthropomorphe Figur mit ausgebreiteten Armen. – An diesem Steig gibt es noch eine weitere Stelle mit einer Armbrustdarstellung, Initialen und den Jahreszahlen 1774 und 1798.

Auf dem Steig von St. Bartholomä über die Saugasse zum **Funtensee** ist in 1620 m ein »Betstein«. Er trägt jedoch keine Gravierungen, wie man hätte vermuten können, doch fand sich nicht weit davon entfernt an einer Wand eine, die scheinbar auch älteren Datums ist: mehrere ineinander und übereinander gezeichnete Vierecke, teils oben offen, manche von senkrechten und diagonalen Linien durchzogen. Im kleinsten, innersten Viereck ein Fischgrätenmuster. Daneben noch senkrechte Linien.

Im **Eisbachtal**, westlich von St. Bartholomä, ist zwischen dem Weg zur »Eiskapelle« und dem Bach eine Strecke weit ein Felssturzbereich mit zum Teil auch größeren Blöcken. Auf Höhe 740 m wurden auf einigen von ihnen Gravierungen gefunden, meist Rezentes, doch auf einem Block anscheinend doch auch Altes: ein Dreieck mit der Spitze nach unten (Schoßdreieck?) und Fragmente eines gefelderten Vier-



Auf dem »Speckstein« bei Ruhpolding sind viele Gravierungsperioden festzustellen.

ckes mit zwei Näpfchen. Eine ähnliche Darstellung auch auf einem weiteren Block.

Als letzte Ritzzeichenstelle um den Königssee sei noch die »**Kreuzelwand**« (RZ. 1334/1) genannt. Auch sie schon lange bekannt und, wie ihr Name sagt, vorwiegend von Kreuzen unterschiedlicher Form und Größe bedeckt; daneben Inschriften, Initialen und Jahreszahlen. Aber auch gefelderte Vierecke, Fragmente davon, Kreise mit eingeschlossenen senkrechten oder waagrechten Linien.

»**Speckstein**« und »**Kreuzstein**« bei **Ruhpolding**. Inmitten der Forste südwestlich von Ruhpolding liegt in etwa 970 m Höhe auf einem feuchten Grasgrund vor einer Felswand ein mächtiger, gespaltenen Block, als »Speckstein« bekannt. Die Zeichen befinden sich auf einer der Seitenwände des 50 bis 70 cm breiten Spaltes. Hier scheinen wieder einmal alle Zeitperioden vertreten zu sein, wohl ein Beweis, daß diesem Stein in seiner düsteren Örtlichkeit eine nicht geringe Bedeutung beigemessen wurde – und noch wird! Von Namens- und Datumseintragungen abgesehen bietet sich ein mannigfaches Zeicheninventar an. Vor allem Pentagramme: eines mit Näpfchen an den Spitzen und den Schnittpunkten der Linien wie auch im Zentrum; ein größeres, ebenfalls mit einem Näpfchen im Zentrum, dessen nach links abwärts weisender Schenkel betont offen war (war – so konnte man es 1972 feststellen; 1975 allerdings mußten wir mit Ärger vermerken, daß sich jemand 1974 just über diese bedeutsame Symbolik »verewigt« und sie somit zerstört hatte). – Weiters Kreuze verschiedener Art, teils mit Näpfchen an den Enden, ein Weibekreuz (durch eine Inschrift 1765 verstümmelt), Malzeichen, eine liegende Leiter mit sieben Sprossen, eine Art »Doppelaxt«, Dreiecke in einer augenscheinlich bestimmten Anordnung und Undeutbares.

Ein Zeichen, das uns bisher im Inventar der anderen Ritzzeichenfundstellen noch nicht begegnet ist, scheint hier erstmals auf: ein achtzackiger Stern mit einem Näpfchen im Zentrum – Symbol der Unendlichkeit und Erneuerung des Lebens. – Zu einem viel späteren Zeitpunkt fand sich eine ebensolche Darstellung als Felsritzung auch im Salzburgischen!

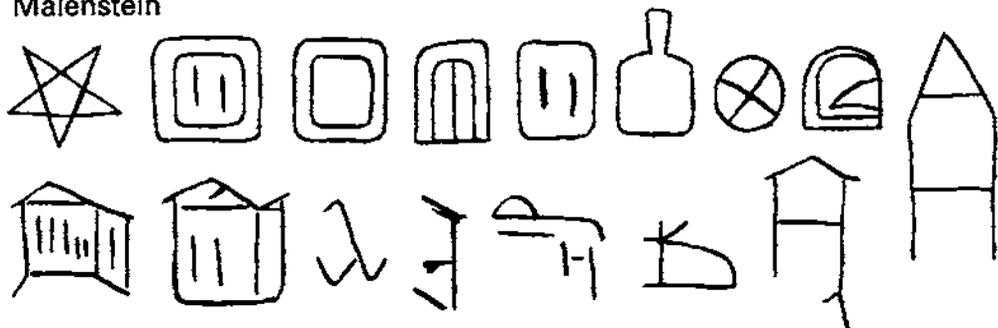
Vom »Speckstein« nicht weit weg ist der »Kreuzstein« (1180 m), in dem, seinem Namen entsprechend, vorwiegend Kreuze in allen möglichen Varianten, mit und ohne

Näpfchen, eingraviert sind; daneben Namen, Buchstaben und Daten bis in die Gegenwart. Die nächsten Ritzzeichen-Fundstellen sind nun, nachdem das dazwischenliegende bayerische Alpengebiet bisher ohne Erfolg abgesehen wurde, rund 120 km Luftlinie westlich von Ruhpolding zu finden. (Auch in Österreich konnte man westlich der Fundstellen im Gebiet des Saalachtals und außer der einzigen im Bereich des Guffert gefundenen »Vorrömischen Inschrift« bisher keine weiteren Ritzzeichen finden.)

Dieses nächste Fundgebiet befindet sich am Ostabfall des Ammergebirges im Raume von **Oberammergau**.

»**Malenstein**« und »**Quellstein**«. In einem alten Felssturzgebiet in etwa 860 m Höhe finden sich bemerkenswerte Zeichensteine. Interessant festzustellen, daß ein beachtlicher Teil der Ritzzeichen an diesen Blöcken sehr verschieden von denen der bisher gefundenen ist. Am »Malenstein« fällt als erstes ein ca. 15 cm hohes Pentagramm auf, doch dieses hier steht – zum Unterschied von allen anderen Fundstellen – auf der Spitze, was allgemein als ein Zeichen in Verbindung mit schwarzer Magie gedeutet wird. – Ein ansonsten nur an weit entfernter Stelle – nämlich im Valcamonica – anzutreffendes Symbol scheint hier auf: eine »Palette«, jenes Viereck mit einem Griff oder Stiel, über dessen Bedeutung man sich bis heute noch nicht im klaren ist. Im Ostalpenraum ist es jedenfalls sonst nirgends anzutreffen. An weiteren Zeichen dominieren hier Vierecke mit abgerundeten Ecken, in die ebensolche kleinere eingeschlossen sind, manche von ihnen mit senkrechten Linien darin. Eine weitere Darstellung ähnelt einem Tor: wieder zwei Vierecke ineinander, die oberen Ecken gerundet, unten gerade begrenzt und in der Mitte eine senkrechte Linie, die oben und unten an die waagrechte anstößt. Dann noch ein Sonnenrad, eine Art umgedrehtes Wappenschild und nicht Deutbares. Eine interessante Fundstelle ist auf einem Felsblock, der unmittelbar über einer Quelle liegt: ein grimmiges Gesicht oder eine Maske von gut 30 cm Durchmesser mit großen runden Augen und mit abstehenden borstigen Haaren (oder einem Strahlenkranz?). Schräg darüber eine 17 cm hohe anthropomorphe Figur und daneben das Fragment eines Rades. Kreuze, Näpfchen und nicht definierbare Darstellungen vervollständigen den Zeichen-

Malenstein



Quellstein



Das Zeicheninventar von »Malenstein« und »Quellstein« unterscheidet sich deutlich von dem der anderen Ritzzeichenfundstellen.

Fotos und Graphiken: Franz Wollenik

inhalt. Keine Buchstaben, keine Jahreszahlen, nichts Rezentes! – Die Darstellung eines Gesichtes und einer anthropomorphen Figur über einer Quelle ist jedenfalls bedeutungsvoll ein »Quellgott« vielleicht?

Ein paar kleinere Ritzzeichenfundstellen in diesem Gebiet scheinen noch auf: hausartige Darstellungen (ähnlich solchen in der Kienbachklamm bei Strobl), eine Leiter, Kreise, teils mit eingeschlossenen Näpfchen, sowie eine rund 16 cm breite liegende Mondsichel, die unwillkürlich an Stierhörner denken läßt! Hier im Gebiet um Oberammergau scheint nun der westlichste Punkt der bayerischen Alpen-Felszeichnungen erreicht zu sein: Eine eingehende Nachsuche bei Trauchgau (Halblach) in einem Bergsturzgebiet am »Wanker Fleck« – die Stelle schien für Ritzzeichnungen prädestiniert – erbrachte keinen Erfolg.

Soweit also bis heute der Stand an Felsritzzeichen-Fundstellen in den bayerischen Alpen. Die vorstehenden Ausführungen mögen daher

– da die Nachsuche ja weitergeführt wird – als »Vorläufiger Bericht und erste Bestandsaufnahme« gewertet werden.

Zum Schluß noch eine **Bitte an die Bergkameraden**: Wenn Sie auf Ihren Touren in abgelegenen Schluchten, Klammern, auf Bergsturzböcken, an Höhleneingängen und in Höhlen eingeritzte Zeichen entdecken, die Ihnen merkwürdig vorkommen – worum es geht, kann ja Vorstehendem entnommen werden –, dann merken Sie die Stelle auf einer Karte an, machen eine kleine Lageskizze und wenn möglich, ein Foto und schicken es mir. Wir sind für jeden solchen Hinweis dankbar. Und bitte: sich nicht selbst dort verewigen – es könnte Wertvolles damit zerstört werden.

Anschrift des Verfassers:

Franz Wollenik

Hernalser Hauptstraße 104/27

1170 Wien 17

Felsbilder – leicht manipuliert...

FRANZ WOLLENIK

Die Sache liegt wohl schon einige Zeit zurück, entbehrt jedoch nicht eines gewissen Reizes, da sie – nicht zum ersten Male – zeigt, was man aus Felszeichnungen »machen« kann...

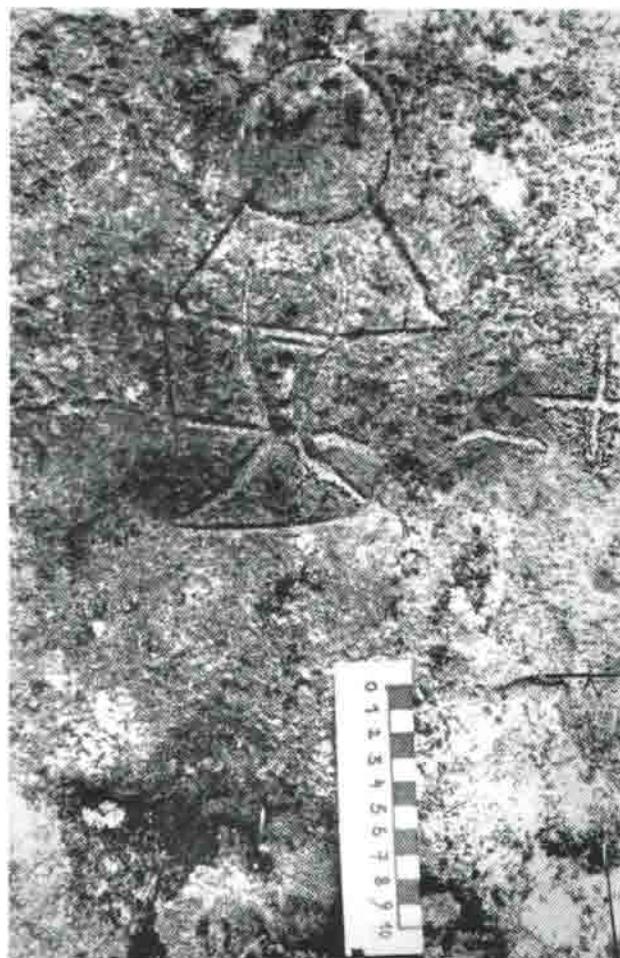
Meine Frau und ich waren schon einige Zeit in der Felsbild erforschung tätig »Höll« und »Notgasse« waren uns vertraute Begriffe, als uns durch Zufall ein Heft der »Österr. Zeitschrift für Volkskunde« von 1963 in die Hände kam. Eine Arbeit von Dr. Viktor Flieder mit dem Titel »Der Zeichenstein von Göstling an der Ybbs« erregte unsere besondere Aufmerksamkeit. Neben der Entdeckungsgeschichte, Beschreibung und Deutungsversuch der Zeichen waren auch eine Lageskizze und eine Umzeichnung der Felsbilder dem Artikel beigegeben.

Wir beschlossen, uns die Sache anzusehen und setzten uns wegen Begehung des Forstes mit dem zuständigen Forstamt in Verbindung. Die Fahrt fand Ende Juni 1970 statt. In Göstling erwartete uns schon der Forststrat und führte uns selbst zur Fundstelle. Sie zu erreichen war nicht so einfach: erst mit dem Wagen hoch in die Berge, dann zu Fuß eine gute halbe Stunde bergauf und bergab, über steile Hänge, Steine, Wurzeln und durch modriges Laub, bis wir dann vor der Zeichenwand standen. Das Gesehene beeindruckte uns sehr.

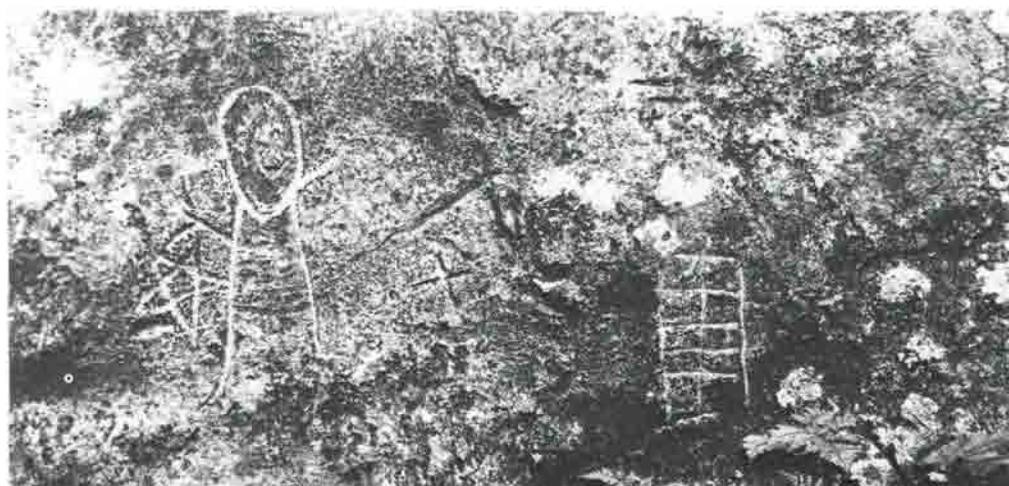
Wie kam es eigentlich zur Entdeckung dieses »Zeichensteins«? Dr. Flieder, leider schon vor Jahren verstorben, befaßte sich im Zuge seiner Arbeit an einem »Ybbstaler Sagenbuch« auch mit den Sagen rund um Göstling an der Ybbs. Gewährsleute berichteten ihm von einer Sage, »in der ein Heide als Einsiedler und Jäger auf der Wiese Gänssau gelebt habe, und wo seither ein Schimmel umgehe und nun Mandln auf einem Felsen sitzen und das Wetter herunterschießen«; ein anderer Stoff bezog sich auf die Gegend Hochreith, »wo am Seisen bei einem großen Baum ein Dreiherrgrund liege«. Auch sollten in der Freyndlucke, einer Höhle auf der Hochreithalpe, »früher die Wildfräulein gehaust haben« und in der Nähe ein »Betstein« liegen. Forstleute berichteten ihm weiters von einer Felswand im Rotmoos voll merkwürdiger eingeritzter Zeichen. Der Zeichenstein ist schwer zugänglich und

von der nächsten Siedlung weit abgelegen. Er liegt an der südwestlichen Flanke des Tal-schlusses des Plotschtales im felsdurchzogenen, urwaldartigen, weg- und steglosen Forst Rotmoos. Das Plotschtal liegt am Südosthang des Schwarzkogels (1452 m), der höchsten Erhebung des langgestreckten Königsbergzuges, der zu den Kalkvorpalpen gehört. Die Ritzzeichenwand in etwa 1200 m Seehöhe ist zirka 30 m lang und an ihrer höchsten Stelle gut 10 m hoch. In einem Geviert von rund 6 m Länge und 2,5 m Breite – neben einem Wasserriß im mittleren Teil der Wand – sollen sich etwa 90 Zeichen befinden, die heute allerdings nur mehr zu einem Teil sichtbar sind, manche ausgewittert, andere wohl unter den die Wand bedeckenden Moosen und Flechten verborgen. Am Fuß der Wand zieht sich eine kaum meterbreite Rampe entlang, teilweise abschüssig, brüchig und von rutschigem Laub bedeckt, so daß das Fotografieren der Zeichen schwierig ist.

An Zeichen konnten festgehalten werden: mehrere menschliche Figuren, teils durch Abwitterung schlecht erkennbar: links eine etwa 30 cm große stilisierte Figur mit kreisrundem Kopf, zirka 20 cm rechts davon eine etwas merkwürdige Darstellung: vor einem stilisierten Menschen ein durch zwei Striche angedeuteter Tisch und ein kelchförmiges Gefäß mit einer oben abschließenden Rundung (Abb. 1). Der Forscher sieht darin vor dem Menschen einen Altar und einen Hostienkelch, ein anderer spricht von einem in einer kräftigen Schwanzflosse endenden Fischleib. – Neben dieser Figur ein Kreuz und dann, etwa 30 cm von dem »Fischleibigen« entfernt, eine weitere Figur, ovaler Kopf, rechteckiger Körper, beide Hände emporgestreckt. Knapp daneben wieder eine menschliche Figur mit rechteckigem Körper, links von ihr ein auf der Spitze stehendes Pentagramm Bannzeichen gegen das Böse – rechts ein Kreuz und weiter rechts ein in zehn Felder unterteiltes Rechteck (Abb. 2). Eine etwa eineinviertel Meter davon entfernte Figur hat etwas ausgesprochen Dämonisches an sich: unter dem fast oval abgerundeten Kopf zwei tiefliegende Augen, Nasen- und Mundpartie schnabelförmig, die gut ausgezeichnete rechte Hand hängt schlaff herunter, während die linke vor die Brust gehalten wird. Weiters noch geschäftete Bogen, Kreuze, Malzeichen und durchkreuzte rautenförmige Darstellungen.



»Fischleibiger« – oder Altar
und Hostienkelch?



Pentagramm, stilisierte menschliche Figur, Kreis, gefeldertes Rechteck



Felsbilder in Niederösterreich ... und was man aus ihnen machen kann

Fotos: Franz Wollenik

Dr. Flieder datiert die Zeichnungen als mittelalterlich – 14. bis 15. Jahrhundert – und bringt sie mit der Jagd in Verbindung (Votivdarstellung zu Ehren des hl. Laurentius – das vorhin erwähnte gefelderte Rechteck als Rost, seinem Symbol, gedacht; für gutes Gefingen der Jagd wird eine heilige Messe gelesen).

Seit unserer damaligen Exkursion ins Ybbstal waren etwas mehr als zwei Jahre vergangen, als uns etwa Ende 1972 eine in Wien erscheinende Wochenzeitung mit einem sensationell aufgemachten Titel in die Hände kam. Da hieß es: »Urösterreicher waren Götter aus dem Weltall. Der Beweis: vorzeitliche Felszeichnungen aus dem Erlauftal.« Und im Blattinneren: »Spuren von vorzeitlichen Astronauten in Österreich – Steinzeichnungen aus dem Erlaufgebiet stützen Theorie von Besuchen aus fernen Sonnensystemen...« Dem Artikel waren Bilder beigegeben, von denen das interessanteste hier gezeigt wird (Abb. 3).

Der Zeitungsartikel wertet die Felszeichnungen aus dem Rotmoos als Sensation und sieht in den Kreisen um die Köpfe (die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind) Astronautenhelme und in kegelförmigen Ritzzeichnungen

Weltraumraketen. Besondere Bezüge auf die außerirdische Herkunft der Gestalten, heißt es weiter, glaubt man auch in den Sternen erkennen zu dürfen, die nahe den »altkeltischen Strichmänderln« in den Stein geritzt sind (die Kreuze und Malzeichen). – Dann: »Eine der Figuren scheint einen solchen Stern unter dem Arm zu tragen« (Pentagramm neben der Figur auf Abb. 2). Und: »Auch als eine Art Abbildung einer Flugmaschine mit Tragflächen, kugelförmiger Gondel an der Spitze und Leitwerk am Heck...« (Figur Abb. 1). – Zum Schluß: »Eine interessante Spekulation, sich an diesem Ort fellbekleidete Menschen vorzustellen, die Berichte über Begegnungen mit außerirdischen Göttern in den Stein ritzen. Interessant wohl – aber wer weiß, ob's wahr ist...«

Ja, wer weiß, ob's wahr ist – was man so aus Felsbildern alles »machen« kann...!

Anschrift des Verfassers:

Franz Wollenik

Hernalser Hauptstraße 104/27

1170 Wien 17

Nur ein Durchschnittsbergsteiger

KARL PANGERL

»Ja, der Karl, der steht wieder knietief im Blanksis...« Dieser Ausspruch des Stubai Bergführers Gottfried Gleinser fiel mir wieder ein, als ich in den AV-»Mitteilungen« den »Durchschnittsbergsteiger« entdeckte. Gemeint hat der Gottfried nämlich mich, als ich steigeisen-, rucksack- und so weiter bewehrt die vereisten Stufen des Rettenbachjochs hinaufstieg. Die anderen waren schon oben! Und weil es auch welche gab, die gar nicht dorthin kamen, die an der Biergrenze hängen blieben, war ich eben Durchschnitt. Genau in der Mitte, dachte ich damals. Heute würde ich diese alpine Bewegungstechnik eher weiter unten einstufen, weil mir in der Zwischenzeit sicherere Schritte gelangen. Gelungen ist es mir auch, unterhalb der Oberwalderhütte in eine verdeckte Spalte des Bockkarkeeses zu fallen. Drei Meter von einer deutschen Urlauberin entfernt, die, in Holzpantoffeln, ihren Jüngsten vor der Kulisse des Großglockners konterfeite. »Ganz unten!« werden Sie sagen, »schwacher Durchschnitt.« Wo Seil und Pickel waren, gestehe ich errötend: im Rucksack. Daß ich keinen angeseilt sah, entschuldigt mich nicht. Die sind auch nicht eingebrochen. Daß ich schnell wieder heraußen war, auch nicht. Das war Glück. Mein alpines Selbstbewußtsein zeigte sich angeschlagen, besonders deshalb, weil mir das Wort »Durchschnitt« zuwider ist. Schon in der Schule ärgerte ich mich darüber, denn zumindest in Zeichnen war ich besser.

Nun also: Durchschnittsbergsteiger. Die Überdurchschnittlichen erlebte ich in einer Sportsendung des ORF: Würdig, zum Teil hinter Expeditionsbärten verschauelt und schweigend. Bergsteiger sind wortkarg. Demnach mußten sie Superbergsteiger sein. Sie schwiegen so lange, bis sie sich in die Wolle kriegten. Und zuletzt bot man sein Tourenbuch als Beleg alpiner Autorität an.

Ein gänzlich anderes Bild zeichnet die Literatur, und dies nicht zuletzt zwischen den Zeilen. So erinnert sich Kurt Diemberger in »Gipfel und Gefährten« eines händeringenden Seilkameraden, dessen Geschick es wollte, daß auf ihrem Grat plötzlich Kristalle auftauchten. »Unnötig zu sagen«, schließt der Autor, »daß wir den Gipfel nicht erreicht haben.« »Sehr

klein und beinahe überflüssig komme ich mir in dieser Gesellschaft internationaler Berühmtheiten vor«, bekennt Hermann Buhl in »Achttausend, drüber und drunter«, wo er die Begegnung mit Rebuffat und Magnone vor dem »Zweiten Eisfeld« des Eiger schildert. Der erfolgreiche Markus Schmuck steht nicht an, im Gespräch den prächtigen Dr. Sepp Peterlunger aus Vöcklabruck seinen »alpinen Lehrmeister« zu nennen, und nicht zuletzt sei eine Interpretation Diembergers über Herbert Tichy zitiert: »Er sei kein Bergsteiger, sagt der Erdenwanderer, was ihn freilich nicht hindern konnte, auch noch über 8000 m Meter hinauf-zuwandern,... bis auf das weiße Haupt des Cho Oyu.«

Wir dürfen glücklich sein, wenn uns das Denken und Fühlen jener Großen des Alpinismus vertraut erscheint, menschlich blieb, trotz manchmal übermenschlicher Leistung.

Die nüchterne Sachlichkeit der gebräuchlichen Schwierigkeitsgrade zur eigenen Standortbestimmung vermied ich zunächst und schlug also unter »Amateur« nach. Dieser bleibe man solange, schreibt Alexander Spoerl, als man wüßte, noch etwas dazulernen zu können. Aber »Amateur« bedeutet »Liebhaber«, und da ist schon etwas dran. Um bei der Liebe zu bleiben: Vielleicht sollte man mehr die Frauen zu Worte kommen lassen. Sie können so herrlich unbeschwert fröhlich sein, ohne sich als Helden oder Bezwinger zu fühlen. Ob sie etwa dem vielzitierten Gipfelsieg bewußt den heroischen Schopf stutzen und den männlichen Erobererstolz einfach durch die Freude ersetzen, selbst Teil dieser Wunderwelt geworden zu sein? »In dem Moment, in dem wir tatsächlich Besitz ergreifen, ist der Traum zu Ende«, lese ich anderswo. Der Autor ist eine Frau. Natürlich.

Eine überraschend klare Antwort übrigens auf die Frage nach dem Warum: Bergsteigen als Identifikation mit dem Schönen. »... das Schimmern und Irisieren in den Eisbrüchen des Großvenedigers, die ruhige, weit entrückte Linie seines Gipfels.« (Diemberger, siehe oben, S. 43)

Hand aufs Herz! Wer wollte diesen herrlichen Berg so schildern, ohne sich dem bekannt milden Lächeln sogenannter Zünftiger auszusetzen? (Liselotte Buchenauer weiß in einem ihrer Bücher recht eindrucksvoll darüber zu berichten.) Oder gar den Keeskogel, jene herrliche Aussichtswarte gleich hinter der Kürsin-



Durchschnittsbergsteiger unterwegs – in diesem Fall eine Familie auf alpinen Pfaden. Ziel sind nicht extreme Touren, sondern die großen klassischen Wege, die ein Leben lang leistbar sind.

Foto: Karl Pangerl

gerhütte! Und doch ist es wohl das vornehmste Element, welches dem Durchschnittsbergsteiger vor den Könnern eigen ist: das vorbehaltlose Sehen, die Freude an der reinen Linie eines Berges. Hier werden wir selbst der unbestechlichen Gesetzmäßigkeit der Mengenlehre gerecht.

Identifikation schließt Begeisterung ein, Liebe, Treue, aber auch die Sehnsucht nach Erprobung der eigenen Kraft, nach einem Sich-messen-Wollen. Damit wird es unumgänglich, sich als »Bergsteiger« in Frage zu stellen, eine Standortbestimmung vorzunehmen oder sich abzurufen und dabei auch dem Erholung-

suchenden seinen Raum zuzuordnen, nachdem ihm wildgewordene Fremdenverkehrsökonomien im Hochgebirge spontane Heilung versprochen haben.

Ein Modell dazu finden wir in den Kriterien der Ost-Bergsteiger. Viele Klimmzüge, viele Kniebeugen. Zu Recht respektiert sie Kurt Maix in »Berge, ewiges Abenteuer« als praktische und realistische Ehrfurcht vor dem Leben. »Wir wollen nicht so viele Bergtote haben...« Mit Sicherheit führt jedoch das Training des Beugers, Streckers und Schneidermuskels allein, ohne die Schulung des Gewissens, nicht zum erstrebten Ziel.

Die Verfasser unserer Alpenvereinsführer, glänzende Psychologen wie Bergsteiger, verstehen es in besonderem Maße, das Erlebnis Berg unmerklich dem individuellen Vermögen zuzuordnen. Flaig, Peterka oder Hüttig und Kordon in ihrem 1926 erschienenen »Führer durch die Ankogelgruppe einschließlich der Hochalmspitz-, Hafner- und Reilbeckgruppe«. Wer könnte die feinfühligste Steigerung übersehen, wenn eine Fahrt als »Für Geübte leicht und überaus lohnend« apostrophiert ist? »Nicht schwer« verlangt mehr als »leicht«, und eine lohnende Tour muß keineswegs höheren Schwierigkeitsgraden vorbehalten sein. Dafür gilt der Begriff des Geübtseins umso mehr als Maßstab für den Durchschnittsbergsteiger. Das Gefühl in den Schuhen, die Harmonie mit dem Fels, die richtige Bemessung der Ausrüstung und die ruhige Trittsicherheit wollen in jedem Tourengebiet und in jeder Höhe erworben sein, und selbst dann steht vor der Bewährung manchmal ein Fragezeichen.

»Für geübte Firn- und Felsgeher schönsten und kürzester, bei Vereisung oder Neuschnee jedoch schwieriger Aufstieg...« Mit dieser Wortwahl meint Frido Kordon Bessere als nur Geübte, und keiner wird sich zurückgesetzt fühlen. Auch der Bilgeri-Rigele-Weg durch die Westflanke des Ankogels ist eine »landschaftlich hervorragende Bergfahrt«, freilich nur »für ganz sichere Bergsteiger«. Diese Bezeichnung begegnet uns selten, sie galt und gilt einer Generation als Ehrentitel für höchstes Können. Sie sollte es auch für uns sein. Und wer würde die köstliche Formulierung einer »im oberen Teil strammen, genußreichen Kletterei ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten« unterschätzen wollen?

Sinnigerweise fiel mir das tapfere Schneiderlein ein, als ich mit weichen Knien in der verschneiten Nordflanke unseres 1783 m hohen Schafberges stand. Wildspitze, Hintere Schwärze, Finailspitze im Frühling, Granatspitze und Sonnblick im Jänner; was war davon übrig? Wieder polterte ein Stein aus meinem Selbstbewußtsein, obwohl ich dann doch durchgestiegen bin. Getröstet hat mich Kurt Diemberger. Auch er war zur Osterzeit dort und widmet dem Schafberg in seinem Buch ein paar Zeilen.

Mitten in die Zeit wechselvoller Selbsterkenntnis hinein wuchsen im besten Sinn des Wortes die Kinder. Zwei. Veronika und Karl, wie Mutter und Vater. Sie wollten mit, auch in

die Hohen Tauern, nachdem sie bei Radtouren zu den Gipfeln der umliegenden Kalkberge die ersten Sohlen zerrissen hatten. Als alles Bitten nichts zu nützen schien, begannen sie planmäßig die Oma zu ärgern. Das war dann die Lösung. Seither machen wir alles zu viert. Sie war es wirklich, denn wir erlebten die Berge wieder neu. Der Bub war um nichts von der Bergziege wegzukriegen; was kümmerte ihn vorerst der Gipfel? »Sie« mußte unbedingt die Hand in das sprudelnde Smaragdgrün des Obersulzbaches halten oder Steine waschen. Einfach so. Die gemeinsame Bewährung freilich bedarf des erfahrenen Freundes, sei es der Freund oder ein Bergführer, der durch Kameradschaft und Sicherheit den Gang zum Gipfel ein unauslöschliches Erlebnis werden läßt. Wo die Grenze liegt? Auf jeden Fall dort, wo das erste heftige Wort den Lippen entschlüpft, und da ist es schon fast zu spät. »Zuerst verlierst du die Kraft«, meinte einmal der Innsbrucker Führer Martin Posch, »und damit die Geduld und die Beherrschung. Und dann bist fertig.« Das gilt bereits für das Anziehen auf der Hütte, für das Schnüren der Bergschuhe, für all die wichtigen Kleinigkeiten, die für ein harmonisches Gelingen der Tour entscheidend sind.

Der Durchschnittsbergsteiger wird vielleicht jener sein, dem Technik oder Wagemut für die Welt der Senkrechten fehlen, der jedoch dieses Fehlen durch die Bereitschaft und Fähigkeit zu subtilem Erfassen der Bergwelt mehr als wettmacht. Er wird dort, wo im Führer der Schwierigkeitsgrad »III« aufscheint, nach »II – sehr lohnend«, Ausschau halten und glücklich werden, die Geheimnisse um das Wachsen und Blühen in der Hochregion ergründen und in der Struktur von Wänden und schroffen Gratzen lesen lernen, ohne sie zu seinem Betätigungsfeld machen zu wollen. Wer beides vermag, steht über dem Durchschnitt, ohne sich selbst dorthin zu stellen. Der Nur-Techniker auch und eines Tages wird sicherlich auch ihn das Verständnis all dessen, was um seine Kanten, Risse und Verschneidungen wächst, blüht, krabbelt oder fliegt, bereichern.

Anschrift des Verfassers:

*Karl Pangerl
Freileitenstraße 14
4840 Vöcklabruck*

Frauen in den Bergen

CLAUDIA POSCH

Frauen, so scheint es, können es heute niemandem mehr recht machen. Dem einen sind sie nicht emanzipiert genug. Sind sie es jedoch und stellen sie auf vielen Gebieten »ihre Frau«, so lastet man ihnen Unweiblichkeit und jede familiäre Misere an: zerrüttete Ehen, schlecht versorgte Ehemänner oder mißratene Kinder.

Einer Frau, die sich selbstbewußt in typisch männliche Reviere vorwagt, werden alle femininen Attribute abgesprochen.

Die Erfahrung lehrt uns das Gegenteil.

Meine Untersuchung an 24 extremen Bergsteigerinnen sollte die merkwürdige, jedoch weitverbreitete Vorstellung aufräumen, daß Kletterfrauen wenig wohlriechende, grobknochige, reizlose Mannweiber sein müssen.

Zunächst muß gesagt werden, daß man die alpine Frau in den Bergen öfter trifft als in der alpinen Literatur. Wohl können wir auf einige sehr gute Darstellungen von Bergsteigerinnen verweisen, doch eine Großzahl der Frauen bleibt ungenannt. Es ist nicht üblich für eine Frau, große Worte ihrer Taten zu machen.

Was veranlaßt nun eine Frau, die Strapazen einer Bergtour (ich meine hier nicht Wanderungen, sondern extreme Touren des 5. und 6. Schwierigkeitsgrades) auf sich zu nehmen? Denn es gehört zweifelsohne Selbstüberwindung dazu, mitten in der Nacht aufzustehen und die gemütliche Wärme des Zuhause zu verlassen, um den Kampf mit Fels und Eis aufzunehmen.

Es ist sicherlich richtig, daß in vielen Fällen der Anstoß zur ersten Bergtour ein männlicher Partner war. Weil sie an einen bergbegeisterten Mann kam, kam sie auch ins Gebirge. Doch das kann das Selbstwertgefühl der Frau nicht stören; sie gibt es offen zu. Nicht jeder Mensch ist Bergsteiger oder Wanderer geworden, der alpine Gebiete je berührte. Es muß darum etwas Besonderes sein in diesem Menschen, der schon aus der bloßen Begegnung sich angesprochen fühlt, der sich nicht begrenzt sieht durch die existenzwidrige Struktur des aufragenden Gesteins, sondern im Gegenteil sich geweitet und erhoben fühlt im Erfassen der einen Möglichkeit in diesem Komplex der Widerstände.

Der amerikanische Sportwissenschaftler Bruce Ogilvie beschreibt sehr treffend einen Motivationsaspekt:

»Das wiederkehrende Bedürfnis, sich bis an die absoluten Grenzen der körperlichen, emotionalen und geistigen Fähigkeiten zu verausgaben, entspringt dem Drang, den seichten und spannungslosen Empfindungen zu entfliehen, die mit Alltagsleben verbunden sind.«

Warum sollte die Frau davon ausgenommen sein, nur weil sie femininen Geschlechts ist? Das Alltagsleben mit seinen Sorgen, Kümernissen und Kleinlichkeiten bleibt in der Niederung zurück. Die Berge lassen den Alltag vergessen.

Daß die Frau als (Berg-) Sportlerin beachtliche Leistungen vollbringt, ist heute eine Binsenweisheit.

Die Frauen ertragen in extremen Belastungssituationen Hunger, Kälte, Erschöpfung und andere Entbehrungen genau so gut – wenn nicht besser als ihre männlichen Partner, was ein wesentliches Argument gegen die Behauptung von der Schwäche der Frau darstellt. Der Ausdruck »Schwäche« bezieht sich nur auf die geringere Muskelkraft der Frau.

Wer sich eine Frau in der entsprechenden Situation anschaut, dem vergehen die Zweifel an ihrem sportlichen Können.

Aber trotz ihrer Möglichkeiten wird einer Frau der Sport um der Betätigung willen zu wenig sein. Es sind oft Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten, die einen entscheidenden Einfluß auf Motivation haben. Heinz Zechmann beschreibt diese Eigenart der Frau in seinem neuesten Buch »Bergsteigen – auch morgen?« Die Liebe der Frau zum Lebendigen – zur Pflanze, zum Tier, aber vor allem zum Partner ist ein entscheidender Aspekt und Anhaltspunkt, die Gründe der bergsteigenden Frau zu erleuchten.

Ein weiterer Punkt zur Motivationstheorie ist sicherlich der Hang jedes Menschen zur Selbstbestätigung. Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um bergsteigende Männer oder Frauen handelt. Die Berge nehmen Menschen beider Geschlechter gefangen, locken und fordern sie heraus – ihre Leistungsfähigkeit zu erproben, ihre Selbstüberwindung zu beweisen.

Es zeigt sich, daß Leute, welche sich dem Risikosport verschrieben haben, dann wenig Freude am Leben verspüren, wenn ihre wahren Fähigkeiten unterfordert bleiben.



Damenseilschaft im Eis

Foto: Rudolf Lindner

Dieselben Berge und Routen zu begehen wie der männliche Kollege ist für so manche Frau einmal eine Gelegenheit gewesen, dem Mann zu zeigen, daß sie nicht nur auf typisch weibliche (meist vom Mann bestimmte) Eigenschaften und Fähigkeiten zurückgreifen kann, sondern auch in unerwarteten Situationen ihre Sache recht gut macht. Es gab ihr nur sehr lange niemand die Möglichkeit, gleich ihm diese ihre Fähigkeiten zu entwickeln.

In meinen zahlreichen Gesprächen mit bergsteigenden Frauen kam ich immer mehr zu der Auffassung, daß sich die Frau ihren Platz am Gipfel »erstiegen« und erkämpft hat. Eine wesentliche Voraussetzung ist natürlich, daß sie ihr Leben auf den Leistungssport abgestimmt hat. Dies bedeutet jedoch nicht, daß diese Frauen auf eine Familie verzichten. Ich fand sehr oft eine glückliche Ehefrau und Mutter einiger Kinder vor, mit welcher ich mich über die extremen Touren ihres Bergsteigerdaseins unterhielt.

Nicht leicht hat es die Bergsteigerin allerdings, ihre Geschlechtsgenossinnen von ihrem Hobby zu überzeugen. Die (weibliche) Gesellschaft hat sich noch immer nicht an den Anblick einer kletternden Frau oder Teilnehmerin einer Expedition zu fernen Gipfeln gewöhnt. Allzu schnell und gedankenlos wird man vom Bekanntenkreis als »Sonderling«,

»Spinnerin«, bezeichnet. Diese Urteile geben allerdings meist »Unvorbelastete« ab.

Der männliche Bergsteiger nimmt seine Partnerin gerne mit, da sie doch Akzente in das Berggeschehen mitbringt, welche in männlichen Gruppen unterbleiben.

»Eine Frau kennt ihren Wert und ihre Grenzen – auch in den Bergen«, schreibt ein namhafter Bergsteiger. Und auch dies ist eine Eigenschaft, die sie als Gefährtin am Berg wertvoll macht.

Statistischer Überblick

Gesamtzahl: 24 Bergsteigerinnen		
Anstoß durch Eltern		19
Anstoß durch Freunde		5
Anstoß durch Ehepartner		–
Bergsteigen in der Kindheit begonnen		11
Bergsteigen in der Jugend begonnen		13
Bergsteigen im Erwachsenenalter begonnen		–
Ehemann = Bergsteiger		10

ledig	13	Schüler	4
verheiratet	10	berufstätig	13
verwitwet	1	Hausfrau	7
unter 20	4	Mütter	8
zwischen 20 und 40	14	kinderlos	12
über 40	6	jugendlich	4

Anschrift des Verfassers:

*Claudia Posch
Radetzkystraße 18
4840 Vöcklabruck*

Bergerlebnisse

WILHELM KASUHN

Unsere kurze Anleitung zum Verfassen zeitgemäßer Erlebnisberichte im Jahrbuch 1976 fand unerwartet großen Anklang. Aus der Fülle der uns zum Thema zugekommenen Briefe möchten wir zitieren:

Hub Vingatsch (Herr, Dame?) sandte eine Anstiegsskizze zu einer von Innsbruck aus leicht erreichbaren Sommer und Winter geöffneten Randkluff, die er als geeigneten Unterbringungsort für Brancheschädlinge nach Art des Verfassers ansehe.

Frau oder Fräulein Traudi Endlich schlägt zum Thema »Sex im Bergerleben« einige geeignete alpine Schauplätze vor, empfiehlt aber wegen der subjektiven Gefahr von Ermüdungserscheinungen den Weiterweg nur auf Normalwegen.

Herr Nico Tiner entlarvt den Verfasser als schäbigen Nichtraucher und fragt, warum beim Bergerleben nicht auch geraucht werden dürfe. Natürlich darf man, Herr Tiner, der einschlägige Passus unserer Anleitung ist nur aus Platzmangel weggeblieben. Wir holen ihn gerne hier nach:

»Selbstverständlich kannst du bei einer Rast statt des ohnehin meist ungenießbaren Tees der Seilgefährtin auch deine seit zwanzig Minuten entbehrte Zigarette (Zigarre, Pfeife) konsumieren. Tu es in genießerischen Zügen, blase eventuell den Rauch in verträumten Wolken deinem bevorstehenden Gipfelsturm voraus. Allerdings beim Weiterklettern empfiehlt es sich, das Rauchen einzustellen. Verzichte tunlichst darauf, durch einen deiner Seilgefährtin in den Halsausschnitt fallenden Zigarettenstummel für heitere Auflockerung des Geschehens zu sorgen. Bist du eine kämpferische Natur, kannst du dich dabei auch mit dem Quatsch vom Lungenkrebs auseinandersetzen und diesen auf eine Stufe mit dem Bergstutz oder Kasermandl stellen. Zitiere beispielsweise deinen Freund, den Glungezer Much, der seit seiner Kindheit an die 80 Zigaretten täglich rauchte und trotzdem dabei seine neunzig geworden wäre, hätte ihn nicht mit dreißig auf dem Bahnhof-Normalweg in Innsbruck ein Auto erlegt.

Die Geschichte vom alten Sennen, der als Proviant ungekochte Eier im Tabakbeutel

transportierte und dann vor der Entscheidung stand, das Zeug zu essen oder zu rauchen, erzähle lieber nicht. Der eine oder andere deiner Leser könnte sich daran schon vorher zu Tode gelacht haben.

Zum Abschluß noch ein Hinweis: Leere Zigarettenpackungen (oder Butterbrot-papiere etc.) stecke nicht in die Tasche, wirf sie auch nicht die Wand hinunter. Du findest dafür in Nähe deines Rastplatzes sicherlich eine geeignete Deponie. In alten Führerwerken stößt man immer wieder auf den im Zeitalter der Profilsohle überholten Hinweis »auf Nagelkratzer achten«. Wann werden diese Leute umlernen und schreiben »auf weggeworfene Abfälle achten«?! Handle sinngemäß. Nachfolgende werden deine Wegmarkierungen zu schätzen wissen.«

Soviel über das Rauchen im Bergerleben.

Spuren im Schnee

Es hat sich vor mehr als 40 Jahren zugetragen, spukt aber noch immer durch meine Erinnerungen als wäre es gestern gewesen. Durch all die Jahre quälte mich das Rätsel der geheimnisvollen Fußspur am Kaiser Tauern, ein Rätsel dessen Lösung längst durch ein paar Sonnentage für immer weggeschmolzen wurde.

Wir kamen damals vom Großglockner, eigentlich zu früh im Jahr für Gletschertouren und Carla, meine mir angetraute Seilgefährtin, forderte ein paar apero und unangebundene Tage. So machten wir in Kals Station, beim Ködnitzwirt.

Die wenigen Tage dort blieben uns beiden in schönster Erinnerung.

Am nächsten Morgen sind wir dann zur Rudolfshütte aufgebrochen. Unsere Bergausrüstung ließen wir im Gasthof zurück, bis auf die Regenmäntel, ohne die man sich bei uns ja ebensowenig vor die Tür wagen kann wie ohne Hosen.

Der Weg führt gerade nordwärts, zunächst in die Felsen gesprengt, in einigen Galerien durch die romantische Daberkamm, dann als Karrenweg durch das schöne Dorfertal, vorbei an Rumesoi und Tauernhaus, vorbei am einsamen Dorfersee zum Tauernbrunnl und hinauf zum Kaiser Tauern.

Was die Bezeichnung »Tauern« betrifft, gibt es zwei Schulen: die einen leiten sie vom englischen »tower« (Turm) ab, die anderen von »Tor«. Da ja im ganzen Bergstock alle Pässe »Tauern« heißen (Kaiser-, Felber-, Krimm-

ler-, Radstädter- usw.), haben die dort wohl ihre Häuser nach den Haustoren benannt; als Türme kann man wohl die Gipfel dort kaum ansprechen. Wenn die »Tor«-Version zutrifft, dann hat der für die Schneereinigung am Kaiser Tauern zuständige Hausmeister damals seine Pflichten gröblich vernachlässigt. Vor dem Aufschwung zur Paßhöhe verkroch sich der Weg unter tiefem, pappigem Altschnee. Keine ausgetretene Spur führte da hinauf, seit dem Winter war hier noch niemand gegangen. Bis dahin hatten wir ja noch einen Fremdenführer. Der war ein kleiner Vogel, ich glaube ein Kreuzschnabel, der uns die ganze Zeit begleitete, immer ein Stück vorausflog und dann auf uns wartete, wirklich als wollte er uns den Weg zeigen. Nun, den hätten wir so weit auch allein gefunden, aber jetzt, wo ein kleiner Hinweis willkommen gewesen wäre, machte sich das Vogelvieh aus dem Schnee. Vermutlich hatte es etwas gegen Salzburg. An sich war es kein Problem, weglos hinaufzukommen, nur versank man dabei immer wieder knietief im Schneepapp.

Und dann, auf der Suche nach einem bequemeren Ausweg, entdeckte ich sie: die einsame Fußspur, die nicht in Richtung auf den Paß sondern nach Osten auf den Madelz zu führte. – Der Kaiser Tauern ist die niedrigste Stelle (2513 m) in jenem Rücken, der von der Granatspitze ostwärts über den Tauernkogel (2686 m) zur Madelz (Gipfel 2761 m) streicht. Dort also war nicht lange zuvor jemand hinaufgestiegen. Diese Fußspur mußte von einem Profi stammen: genagelte Schuhe, Größe 44 oder 45, hatten sich hier in den festen, gut tragenden Schnee geprägt, so scharf und deutlich, daß man die Nägel an den Sohlen hätte zählen können, ebenmäßige, zielstrebige Schritte. Da war einer gegangen, der wußte, wohin und ohne Zögern seines Weges ging.

Ja, ja, ja! Ich weiß schon: nur ein Trottel läuft im Schnee einer fremden Fußspur nach! Bitte, lassen Sie den erhobenen Zeigefinger wieder sinken, in der damaligen Situation hätten Sie es auch getan, zumal ja der Madelz Nordrücken hoch über dem Rudolfshüttenweg, parallel zum Ödenwinkel Kees zur Rudolfshütte hinunterführt. So vertrauenerweckend schien diese Spur, daß ich es vorzog, hier in dem guten Schnee lieber hundert Meter höher anzusteigen, als mich durch den Schneepapp zum Tauern hinaufzuzwühlen. Ich täte es heute wieder! Zudem hatte ich meiner Carla einen

Tag mit festem Boden unter den Füßen versprochen.

Neben der fremden Spur ansteigend (ich hatte eine Hommung, sie zu zertreten) erreichten wir also mühelos den Grat. Jenseits war dann unser Wanderer im Bogen den Hang hinabgestiegen – aber nicht weiter als zwei Seillängen – dann hörte seine Spur auf – mitten in der glatten weithin übersichtlichen mit gelblich grauem Staub bedeckten Altschneefläche! Ein letzter Schritt noch, in nichts verschieden von den vorhergegangenen – und der nächste fehlte. Weithin kein Stein, kein Strauch, der Hang wie ein Tagebuchblatt, das nichts verschweigen konnte, das blendendweiß auf dem grauen Untergrund erzählte: »Hier ist einer gegangen und hat aufgehört...« Unser Wanderer war weder umgekehrt, noch abgestürzt, noch irgendwo eingebrochen. Jedes Geschehen hätte sich dort unweigerlich in den Schnee geschrieben – nur Nichtgeschehen hinterläßt keine Spuren.

Die Aussicht von da droben ist wunderschön, aber wir hatten keinen Blick dafür, alle Aufmerksamkeit riß diese verflixte Fußspur an sich.

Als ich dann ein paar Schritte in den Hang hinaus machte, löste sich weiter drunten mit Kanonenknall ein Schneebrett. Der Sog und der nachrutschende Schnee rissen mich aus dem Stand, ich fiel und begann abzufahren. Carla, die liebe, tapfere wollte mir zu Hilfe eilen. Ich brüllte sie an: »zurück!!« Da knallte es zum zweiten Mal und schon sauste auch Carla im Sog ihres persönlichen Schneebrettes in die Tiefe, schneller als ich. Zum Glück konnte ich sie fassen und festhalten und so rodelten wir zweisitzig mit zunehmender Beschleunigung ins Ungewisse. Angeblich sieht man in solchen Situationen sein ganzes Leben in Sekundeneile vorüberziehen. Das hat einer vom anderen abgeschrieben, wahr ist es nicht. Wohl aber fiel mir in Sekundeneile ein, was ich theoretisch über das Abstürzen auf einem Schneehang gelernt hatte: nicht aufzustehen versuchen, nicht mit den Füßen bremsen, sonst haut es dich kopfüber hinunter; Ellbogen einsetzen, damit der Kopf oben bleibt – und hoffen, daß unterwegs keine Felswand ist. Es war keine. Als sich im flacheren Gelände über dem Hüttenweg unsere Lawinen stöhnend und zähneknirschend zur Ruhe setzten, kam auch unsere Rodelpartie zum Stillstand. Wir beutelten uns ab und stapften

schimpfend und lachend die letzten Meter zum schon aperen Weg hinunter. Dort machten wir dann Inventur: keine Schramme, kein blauer Fleck, nichts zerrissen, zerbrochen, verloren. Noch einmal Glück gehabt!

Meine liebe Carla ist seit Jahren nicht mehr bei mir, der Tod war stärker als das Seil unserer Verbindung.

So gern möchte ich ihr an dieser Stelle verspätet »danke« sagen für all die Opfer, die sie mir in unseren Bergsteigerjahren gebracht hat. Carla war keine passionierte Bergsteigerin. Ihre Liebe galt den Märchenwiesen, den verträumten Wäldern, den Almrauschhängen. Meine Felsen, meine Gletscher machten ihr Angst, aber sie ging mit. um auf mich aufzupassen, getreu dem Schwur: »Wo du hingehst...« Meine Carla, laß dir danken, stellvertretend auch für die vielen Frauen, die ihren Männern zuliebe auf Berge steigen, oder ins Fußballstadion gehen, zu Boxkämpfen oder zu irgendwelchen Konzerten. »Wo du hingehst...« Wahrlich, ihre Zahl ist weit größer als die der wirklichen Enthusiastinnen, viel größer als egoistische Mannsbilder jemals kapieren werden. Danke schön, Carla!

Aber zurück zu damals.

Liebe alte Rudolfshütte, wo der Bergwanderer keine bloße »Übernachtung« war, sondern freudig begrüßter Besuch; die genierten sich beinahe, Geld von einem zu nehmen. Gern wären wir geblieben, so friedlich war das Land um den verträumten Weißsee, so verlockend Sonnblick und Granatspitze. Aber unsere Sachen waren in Kals, wir mußten zurück.

So nahmen wir, ganz zeitig in der Früh, ein wenig traurig unseren Abschied. Ich hatte zwar unser Abenteuer nicht erzählt, aber doch die Lawinen erwähnt. Unsere Hüttenwirtin empfahl Vorsicht, es sei heuer noch nicht alles herunten.

Mit gemischten Gefühlen gingen wir dem Tauern entgegen, aber wider Erwarten war der Anstieg von Norden leicht zu finden, sogar der Schnee auf der Südseite war hinunter bis zu den letzten etwa fünfzig Metern hart. Hätten wir das gestern gewußt...!

Unten angekommen ließ ich es mir nicht nehmen, noch einmal zum Ausgangspunkt unserer gestrigen Rutschpartie aufzusteigen. Carla wollte nicht recht, ließ sich aber doch überzeugen, daß keine Lawine zweimal abgehen könne. Die Fußspur unseres Wanderers von gestern war noch gut erhalten, kaum

schlechter als unsere eigenen daneben. Das Tagebuch im Schnee droben war jetzt auch noch mit der Geschichte unserer Talfahrt ergänzt: eine blendend weiße Piste im staubbedeckten Schnee. Und jenseits weiter draußen im Hang führte die verflixte Geisterspur herausfordernd, spöttisch an ihr unmögliches Ende.

Ich fand auch diesmal keine Erklärung, keine irgend vorstellbare Möglichkeit schien zuzutreffen. War der Boden unvermittelt so hart geworden, daß sich keine Spur in ihm mehr abzeichnete? Unvorstellbar, zumindest wäre doch die überall einheitliche Staubschicht gestört worden, selbst ein Spatz hätte irgendeine Spur hinterlassen. Wäre ich doch nur die paar Schritte hinübergangen!! Ich hätte mir so viel Kopfzerbrechen, Raten und Grübeln erspart. Aber eingedenk der gestrigen Rutschpartie traute ich mich nicht hinaus. So klammerte ich mich an eine sehr fadenscheinige Theorie, daß die Spur nämlich hinter einer Bodenwelle aus dem Blickfeld gekommen sei. Aber ich habe den Hang in zweierlei Beleuchtung gesehen. Eine Bodenwelle wäre mir nicht entgangen. Und beim Hinuntersteigen zu einer Senke würde sich überdies eine Fußspur in verlorener Perspektive zeigen und nicht einfach verschwinden?!

In späteren Jahren habe ich unzählige Fußspuren im Schnee studiert, immer wieder selbst Experimente gemacht. Das Bild, das sich damals beim Kaiser Tauern bot, ließ sich aber nur mit einem Trick reproduzieren: wenn man in eine nicht sehr tiefe steilwandige Rinne ganz vorsichtig hinuntersteigt, den zweiten Fuß so nachzieht, daß er nirgends anstreift und dann in scharfem Winkel von der bisherigen Wegrichtung abbiegt, kann es gelingen. Da müßte aber unser geheimnisvoller Wanderer die Absicht gehabt haben, die Leute zum Narren zu halten – und woher sollte er wissen, daß ihm zwei Gimpel nachlaufen würden? Zusammenspiel von Zufällen? Es wird ja nie mehr herauskommen.

Damals an Ort und Stelle hatte meine Carla anhand unserer Wegzeiten ausgerechnet: Wären wir normal über den Kaiser Tauern gegangen, hätte uns die Lawine von oben erwischt... Liebe, liebe Carla, hast ja vielleicht rechtgehabt, warst ja oft genug selbst der Schutzengel, der mich vor Dummheiten bewahrte. Aber deinen Schutzengel in Goiserern kann ich dir nicht abnehmen. Wozu die Um-

stände? Wozu die für einen Engel reichlich unbequemen Goiserer anziehen und auf den Madelz kraxeln – statt im Bedarfsfall die Schneebretter ein paar Minuten aufzuhalten, wenn nicht gar vielleicht erst wir sie losgetreten haben? Eine plausible Erklärung habe ich nie gefunden. Es bleibt »XY ungelöst«.

Ein zweites Abenteuer mit einer Spur im Schnee hatten wir dann gleich das Jahr darauf in den Ötztalern. Damals bestand noch die berüchtigte Tausendmark-Sperre. Aus politischen Gründen hatte die deutsche Regierung für Reisen nach Österreich ein Ausreisevisum vorgeschrieben, welches je Kopf die unerhörte Summe von 1000 Reichsmark kostete, damals mehrere Monatsverdienste eines kleinen Angestellten oder Facharbeiters. Notgedrungen mußten unsere deutschen Bergfreunde sich anderen Zielen zuwenden. Unsere Berge und Hütten waren fast verwaist, zumal in Österreich eine Arbeitslosigkeit herrschte, von der unsere junge Generation sich keine Vorstellung machen kann.

Die schön punktierten Linien, die auf unseren Karten Wegspuren im Gletschergebiet andeuten, standen nur auf dem Papier. Wer da hinkam, mußte sich den Weg schon selbst suchen. Es war ein richtiger Pechtag damals, der schon anfang bevor wir noch Gelegenheit gehabt hätten, mit dem linken Fuß aufzustehen.

Wir wollten von der Braunschweiger Hütte über das Mittelbergjoch zur Wildspitze, eine lange Gletscherfahrt, viel länger noch als heute, weil die überall fehlenden Wegspuren zu höchster Vorsicht zwangen. Also mußten wir frühzeitig aufbrechen, was sich zunächst als undurchführbar erwies. Wir waren damals im Bettenraum der Hütte als einzige einquartiert und hatten zwei Stockbetten für uns belegt. Der Hüttenwirt hat das vergessen und den Schlafrum für eine Bergmesse zur Verfügung gestellt. Gerade als wir aufstehen wollten, spazierte das Hüttenpersonal, verstärkt durch einige Hüttengäste und Leute aus dem Tal in unser Schlafgemach. Und der Priester begann mit dem Gottesdienst.

Welch peinliche Situation! Wir konnten doch nicht gut vor der versammelten Gemeinde der Gläubigen von unserer Empore herunterkraxeln, vielleicht gar noch zum Begleitsang »Vom Himmel hoch, da komm ich her...«. Man kann auch schwerlich einen Diener Gottes und seine versammelte Christenschar zum Teufel wünschen, abgesehen davon, daß es

sowieso nichts genützt hätte. So blieb nichts übrig als das Ende abzuwarten. Unter solchen Umständen hat wohl vor uns noch niemand einer Messe beigewohnt.

Wo wir es doch so eilig hatten! Auf das Frühstück mußten wir bei dem Massenbetrieb dann auch noch lange warten, die Rechnung war auch noch zu begleichen. Ergebnis: eine Stunde Rückstand auf den Zeitplan.

Bei einem früheren Besuch der Hütte hatten wir wenigstens schon eine Spur zum Mittagsgögel gelegt (knapp 3000 m, Damenberg), die konnten wir ein Stück benutzen und zügig weiterkommen, dann aber war in jungfräulichem Schnee zum Mittelbergjoch abzubiegen. Und da stießen wir nach einigen Minuten auf eine sonderbare Markierung: da hatte jemand, von der laut Karte richtigen Wegführung nach links abbiegend, eine Fährte in Richtung auf den Rechten Fernerkogel fein säuberlich mit Zweigstücken im Schnee ausgesteckt. Was sollte das bedeuten? Kinder spielen dort droben nirgends. Manchmal brachten rücksichtsvolle Hüttenwirte auf diese Weise Warnungen an. Gesagt hatten sie uns auf der Hütte nichts davon. Also einstimmiger Beschluß: Nachschauen kostet nichts.

Ich weiß schon... Aber vielleicht war es eine Umleitung vor einer Gefahrenstelle. Fußspuren sah man übrigens ringsum keine, es mußte sich um ältere Zeichen handeln und ihr guter Zustand, vielleicht nach einer Überwinterung, bewies die sorgfältige Anlage des ganzen.

Und nach einem langen, stellenweise gewundenen Anmarschweg endete der Steckerlpfad und ich stand vor einem verdächtig gelblichen Streifen im Schnee. Die Sondierung mit dem Pickel bestätigte: dünne Schneebrücke über eine ziemlich breite Spalte. Und, was ich im Eifer meines Vormarsches übersehen hatte: links und rechts vom ausgesteckten Pfad weitere verdächtige Spalten. Ich stand da auf einer etwa zwanzig Zentimeter breiten Leiste mitten in einem Gletschersumpf. Es war ein Akrobatstück, an dieser Stelle Kehrt zu machen, aber das Reversierungsmanöver gelang und ich konnte mich in Sicherheit bringen. Wenn ich den Kerl erwische...! Zum Glück waren wir abwechselnd gegangen und Carla hatte die ganze Bescherung nicht bemerkt.

So suchten wir unseren Weg dort, wo er von Rechts wegen hingehörte und erreichten ohne weiteren Zwischenfall das Mittelbergjoch. Wären wir nur nicht um die paar Fingerbreit



*Schrecken aller Bergsteiger: Unerfahrene, schlechtausgerüstete, »entfesselte« Urlauber im hochalpinen Gelände
Foto: A. M. Bergsteiger*

vom rechten Wege abgewichen! Es lohnt sich nie. Von da droben war die Wildspitze herrlich anzuschauen, aber für diesen Tag war es zu riskant, weiterzugehen. So beschlossen wir, etwas in der Gegend herumzukuraxeln und dann zur Braunschweiger Hütte zurückzukehren. Die Wildspitze mußte sich bis morgen gedulden.

Da kam von der Hütte eine sonderbare Prozession auf uns zu: etwa zehn Männer in dunkelblauen Hemden, langen Hosen, ohne Hüte, ohne Seil, Pickel, Gletscherbrillen, Tragtaschen als Rucksackersatz (feste Schuhe schien sie zu haben). Sie kamen im Filztempo daher, im Gänsemarsch in zwei Meter Abstand voneinander. Sie hasteten über das Joch, ohne uns zu beachten. Wir sahen ihnen noch zu, wie sie unten mit der gar nicht harmlosen Randschliff raufen, unangeseilt, mit den Händen eine Kette bildend. Dann verschwanden sie Richtung Taschachferner.

»Der Hände lange Kette...« Da war mir doch noch immer mein alter Hanfstrick lieber, auch wenn er naß eine halbe Tonne wog und sich wie eine Boa ringelte. Jetzt ist er als Treppengeländer in einer unserer Hütten im Ausgedinge. Zurück in der Braunschweiger Hütte erfragten wir vom Wirt, daß es sich bei der seltsamen Karawane um Mitglieder eines belgischen Turnvereines handle, die schon zum dritten Mal diese Tour machten: Sölden-Pitztaler Jöchl – Braunschweiger Hütte – Mittelbergjoch – Taschachhaus. Die Existenz verschneiter Spalten schien ihnen nicht bekannt zu sein, erklären konnte es ihnen auch niemand, da sie kein Deutsch verstanden. Die hielten eben den Gletscher für einen größeren Eislaufplatz. Und die Steckerlmarkierung unter dem Fernerkogel?

Ach, die werden die Gletscherforscher gemacht haben, die neulich ein paar Tage oben waren, die haben eine ganze Weile Zweige zurechtgeschnitzelt. Er, der Hüttenwirt, wäre nie auf eine solche Viechsidee gekommen, beim Fernerkogel gibt es doch nichts als Spalten. Was ich bestätigen konnte.

Sollten Sie auf einer Bergwanderung irgendwo einen in der Luft zerrissenen Gletscherforscher finden, denken sie an mich...!

Anschrift des Verfassers:

Wilhelm Kashuhn

Auhofstraße 1

1130 Wien XIII

Trachtentreffen am Traunstein

ERNST GRÜNBACHER

»Horch einmal, was hier in der Zeitung steht«, rief Ernst zu seiner im Wohnzimmer versammelten Familie.

»Gibt es schon wieder eine neue Geisels-Affäre?« reagierte seine Schwester Doris eher gelangweilt.

»Aber nein, etwas ganz Besonderes! Hör doch einmal zu: Traunstein: Großes Trachtentreffen am kommenden Sonntag!« Doris war plötzlich voller Interesse. »Aber das wäre doch eine feine Sache, wir wollten doch ohnedies bald unsere nächste Bergtour machen. Und so ein ungewöhnliches Fest am Traunsteingipfel mit Trachten und Musik, dazu müßten wir Vati und Mutti einfach mitnehmen!«

Diese hatten auch gar nichts dagegen einzuwenden und so marschierte die komplette Familie am Morgengrauen des besagten Tages vom Hoi's'n Wirt aus los. Die Sonne hielt sich anständigerweise noch hinter dem mächtigen Felsaufbau versteckt und auf dem prächtigen Salzkammergut-See waren um diese frühe Morgenstunde nur vereinzelt einige Fischerboote zu entdecken. Das noch von schmutzigen Schneeresten gesäumte steile Gelände des Hans-Hernler-Steiges verlangte den Bergsteigern bald Bäche von Schweiß ab.

»Ruhig ist es heute noch hier«, bemerkte Ernst einmal während einer Verschnaufpause ein wenig verwundert.

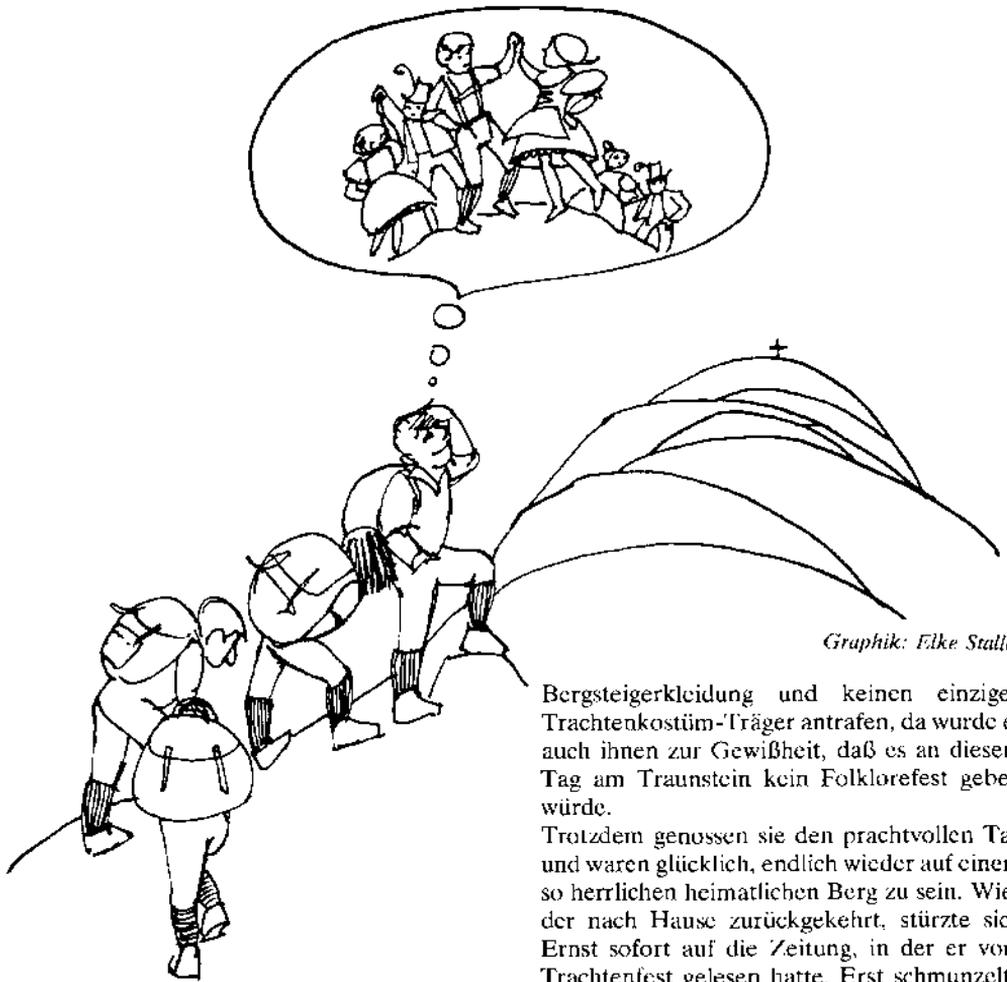
»Die Trachtengruppen haben doch ein wenig länger schlafen dürfen als wir«, kicherte Doris zurück. Ernst hatte es noch nicht ganz überwunden, daß er zur nachtschlafener Zeit aus den Federn gezerrt wurde.

In der Alpenvereinshütte wurde der erste große Durst gelöscht. Vater meinte angesichts der noch leeren Gaststube zum Hüttenwirt: »Nun, da wird sich ja heute bald noch einiges tun!«

»Gar so arg wird's schon nicht werden,« brummte der Wirt.

»Die Leute wollen heutzutage mit ihren Benzinzrössern lieber Kilometer fressen, als so früh im Jahr einen mühsamen Berghatscher hier herauf zu machen!«

»Aber heute zum Trachtentreffen werden doch mehr Leute kommen als an gewöhnlichen Tagen?«



Graphik: Elke Staller

Bergsteigerkleidung und keinen einzigen Trachtenkostüm-Träger antrafen, da wurde es auch ihnen zur Gewißheit, daß es an diesem Tag am Traunstein kein Folklorefest geben würde.

Trotzdem genossen sie den prachtvollen Tag und waren glücklich, endlich wieder auf einem so herrlichen heimatlichen Berg zu sein. Wieder nach Hause zurückgekehrt, stürzte sich Ernst sofort auf die Zeitung, in der er vom Trachtenfest gelesen hatte. Erst schmunzelte er, dann aber schüttelte er fast abwehrend den Kopf.

»So laß doch endlich einmal sehen!« – Doris mußte Ernst die Zeitung mit sanfter Gewalt aus der Hand nehmen. Dann begann sie feierlich vorzulesen:

»Traunstein: Großes Trachtenfest! – Am kommenden Sonntag findet in der oberbayrischen Kreisstadt Traunstein ein Trachtenfest unter der Beteiligung...«

Doris brauchte nicht mehr weiterlesen. Die ganze Familie brach in schallendes Gelächter aus und Ernst schwor zerknirscht, in Zukunft nicht mehr Zeitungüberschriften alleine zu lesen, sondern auch den dazugehörigen Text.

Der Wirt stutzte einen Augenblick. »Ein Trachtentreffen? Hier am Traunstein?« Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Davon müßte ich eigentlich auch etwas wissen!«

»Aber doch«, schaltete sich Doris in das Gespräch mit einem vielsagenden fragenden Blick auf ihren Bruder ein. »Ernst hat es in der Zeitung gelesen und was in der Zeitung steht, wird doch wohl stimmen!«

»Soferne es sich um keine Zeitungsente handelt«, lächelte der Wirt. »Ich meine aber, das mit dem Trachtenfest ist eine ganz besonders fette Ente!«

Ganz wollte die Bergsteigerfamilie die Skepsis des Hüttenwirtes noch nicht glauben, aber am späten Vormittag nach einer Wanderung zum mächtigen Gipfelkreuz wieder zur Hütte zurückkamen und nur eine Handvoll neu angekommener Touristen in zünftiger

Anschrift des Verfassers:

Ernst Grünbacher
Gmundner Straße 43
8340 Vöcklabruck

